

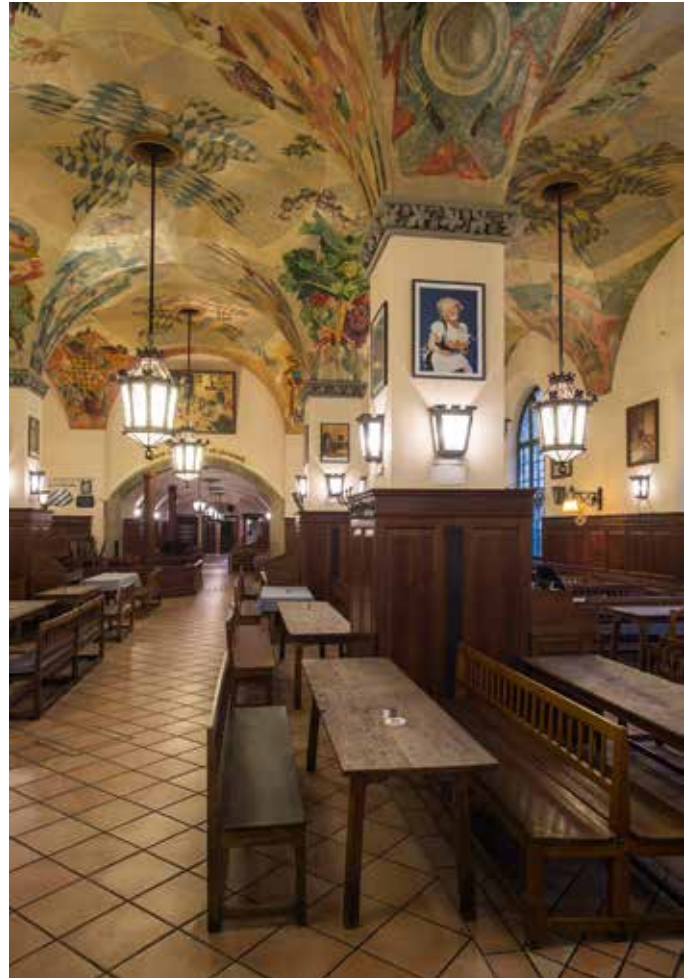
DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



**Im Brennpunkt: Restaurierung von
Bauten der Nachkriegsmoderne**

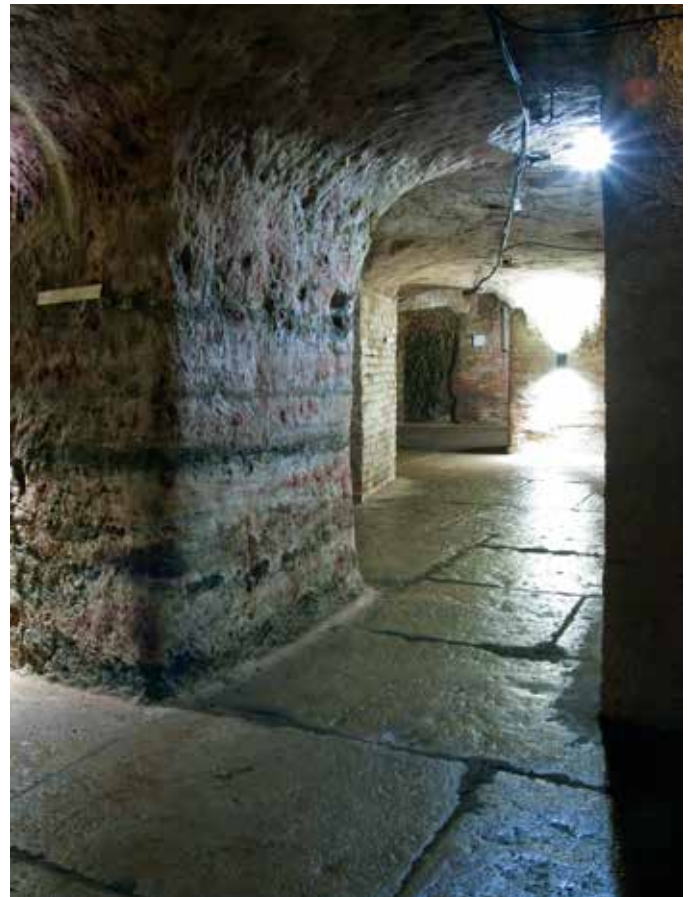
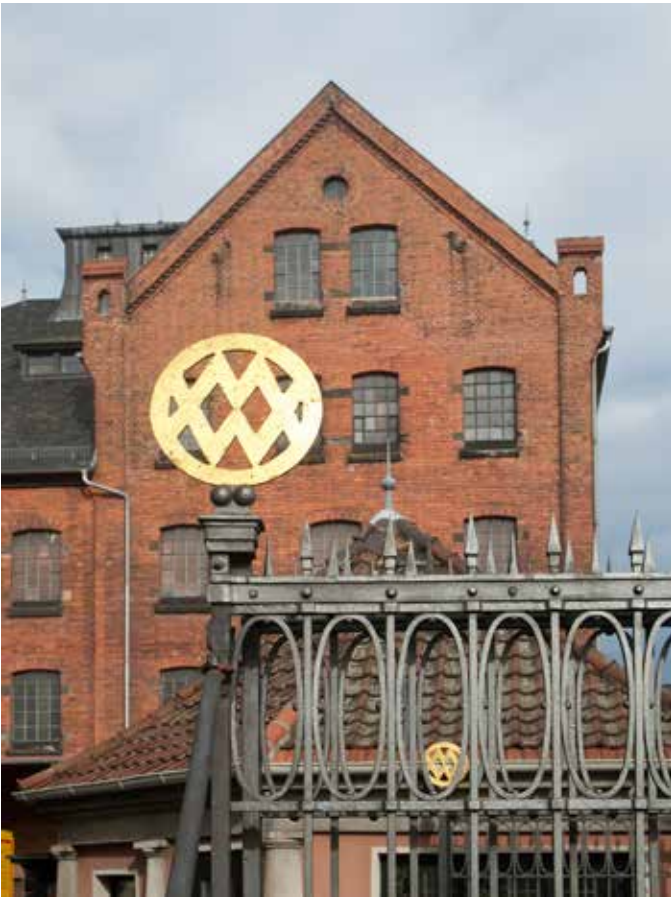
**Akademiezentrum der TUM
im Kloster Raitenhaslach**

Forsthaus Diana im wilden Spessart



Quell der Freude

Zur Geschichte der Braukultur in Bayern (S. 115)



Impressum

Herausgeber: Bayerisches Landesamt für
Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Astrid Hansen
(verantwortl. Redakteurin), Dr. Doris Ebner
Tel. 089 2114-261/-358,
Fax 089 2114-401,
Astrid.Hansen@blfd.bayern.de,
Doris.Ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit: Renate Schiwall M.A.,
Susanne Scherff, Liane Schimmel, Angela
Schürzinger M.A.

Satz, Layout, Bildbearbeitung: Susanne Scherff

Bildbearbeitung: David Winkelmann

Titelbild: Kloster Raitenhaslach
(Foto: Florian Hausladen)
S. 2, v. l. n. r.: Brauereien in Regensburg,
München, Bamberg und Nürnberg
(Fotos: BLfD, Eberhard Lantz und
Michael Forstner)

Herstellung: Fa. Stürtz, Würzburg

Auflage: 8000 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:
www.blfd.bayern.de/denkmalpflege/
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

**Dienststellen der Denkmalpflege
in Bayern**

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. (089) 2114-0

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen
in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. (089) 210140-0

Dienststelle Bamberg
(Oberfranken/Unterfranken)
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. (0951) 40950

Dienststelle Nürnberg (Mittelfranken)
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. (0911) 23585-0

Dienststelle Regensburg
(Niederbayern/Oberpfalz)
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. (0941) 595748-0

Dienststelle Thierhaupten
(Schwaben und Oberbayern-Nord)
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. (08271) 81570

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter
vorname.name@blfd.bayern.de

www.blfd.bayern.de

EDITORIAL

*Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der Denkmalpflege*

Unsere Denkmalpflege Informationen widmen sich wieder einer großen Vielfalt an Themen. Hieraus wird ersichtlich, dass Denkmalpflege in Bayern nicht nur der gesetzliche Auftrag ist, den wir gemeinsam mit unseren Partnern, den Unteren Denkmalschutzbehörden, zu erfüllen haben, sondern sie umfasst sehr viel mehr. Sie ist die Auseinandersetzung mit unserer Heimat, unserer Vergangenheit und bildet somit eine belastbare Grundlage für die nachhaltige Entwicklung unserer Zukunft.

Wieder stellen wir einige ganz besondere Themen vor: Die denkmalgerechte Instandsetzung von Kloster Raitenhaslach bei Burghausen, jetzt Akademiezentrum der TU München, ist ein solches Beispiel. Hier können wir Denkmalpflege auf höchstem Niveau erleben, hier wurden theoretische akademische Ansätze beispielgebend in die Realität umgesetzt. Das nach der Säkularisation zur Brauerei umgenutzte und jahrelang in weiten Teilen brachliegende Kloster wurde nach über 9 Jahren der Instandsetzung im Juli 2016 von Herrn Ministerpräsident Horst Seehofer und dem Präsidenten der TUM Herrn Prof. Dr. Dr. hc. mult. Wolfgang A. Herrmann feierlich seiner neuen Bestimmung übergeben. Lesen Sie die spannende Geschichte der denkmalgerechten Umnutzung dieser barockzeitlichen Klostertrakte in der Rubrik Denkmal Aktuell.

Ein besonders aktuelles Thema wird im Brennpunkt behandelt: Zum ersten Mal wird es eine Restaurierungsprofessur geben, die sich mit den Bauten der Nachkriegsmoderne befasst. Zeitgleich mit der beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege beginnenden systematischen Erfassung von Bauten aus dieser Zeit, werden künftig an der TUM die Methoden zum Erhalt dieser Gebäude entwickelt. Auch die Professur für die „klassische“ Restaurierung wird neu ausgeschrieben, die Bewerbungsfristen laufen noch bis zum 30. September 2016.

Selbstverständlich werden noch weitere Themen behandelt: Von der Beschreibung der ehem. Landesfestung Königshofen über eine Ausstellung des Kreismuseums Mühlendorf im „Haberkasten“ geht es zu Ausgrabungen im Spessart sowie dem Fund zweier silberner Pressblechscheibenfibeln. Einen Höhepunkt stellen die Ausgrabungen frühmittelalterlicher Gräber in Langenpreising dar, gefolgt vom hochmittelalterlichen Bergfried auf der Burg Falkenberg. Dem Beitrag über mittelalterliche Textilien folgen Erläuterungen zur Archäobotanik, zur Geschichte der Torkapelle der Burg Breitenstein, dem Max-Joseph-Denkmal in München und führen hin zu einem außergewöhnlichen Haus in Coburg sowie den Spuren des Kalten Krieges in der bayerischen Kulturlandschaft. Nehmen Sie sich die Zeit unterschiedlichste Aspekte der Denkmalpflege kennenzulernen, wie z. B. Analysemethoden unseres Zentrallabors oder lassen Sie sich fesseln von Beiträgen zur Denkmalforschung und Inventarisierung, von bürgerschaftlichem Engagement und faszinierenden Einblicken in die Welt des Königs Gilgamesch.

Im Rahmen des Editorials ist es unmöglich, die Bandbreite aufzuzeigen, die in diesem Heft vertreten ist. Denkmalpflege soll faszinieren und „Lust auf mehr“ machen. Ich bin mir sicher, Sie sind schon angesteckt von diesem Bakterium und eine Heilung hiervon ist ausgeschlossen! Ganz herzlich empfehle ich Ihnen die Lektüre unserer neuen Denkmalpflege Informationen und wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.

*Ihr
Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator*



EDITORIAL

- 3 Mathias Pfeil

IM BRENNPUNKT

- 6 Die Restaurierung von Bauten der Nachkriegsmoderne bekommt eine neue wissenschaftliche Grundlage
Mathias Pfeil

DENKMAL AKTUELL

- 10 Denkmalgerechte Umnutzung barockzeitlicher Klostertrakte. Eröffnung des Akademiezentums der TUM im ehemaligen Zisterzienserkloster Raitenhaslach
Paul Huber und Dorothee Ott
- 15 Die Relikte der ehemals würzburgischen Landesfestung Königshofen
Selma Dillmann, Thomas Gunzelmann und Christian Schmidt
- 20 Kreismuseum Mühldorf – Neue Dauerausstellung im Haberkasten. Alltag, Rüstung, Vernichtung: Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus
Susanne Abel
- 23 Im „wilden“ Spessart. Die Ausgrabung des Forsthauses Diana an der Staatsstraße 2312 bei Rohrbrunn
Bernd Kriens
- 25 Ehemalige Synagoge als Raum für die Gemeinde wiedergewonnen
Thomas Wenderoth
- 28 „Verwaschen und verwildert“ – Motiv zweier identischer Pressbleche. Zwei Mädchen und ihre silbernen Pressblechscheibenfibeln der späten Merowingerzeit
Ursula Joos und Michaela Winkler

- 30 Zwei reich ausgestattete Knaben. Frühmittelalterliche Gräber in Langenpreising
Thomas Stöckl

- 35 Fußabdruck der Geschichte. Der hochmittelalterliche Bergfried auf der Burg Falkenberg
Peter und Christian Brückner, Silvia Codreanu-Windauer

DENKMALFORSCHUNG

- 36 Von Straßenbauern, Heilkundigen und Feinschmeckern. Archäobotanische Erkenntnisse stecken in jeder Grabung
Barbara Zach
- 40 Mittelalterliche Textilien aus dem Stiftergrab des Klosters Tegernsee
Friederike Leibe und Regula Schorta
- 42 Die Torkapelle der Burg Breitenstein
Mathias Conrad
- 46 Das Max-Joseph-Denkmal in München. Bürgerliches und monarchisches Monument – Vorgeschichte und Herstellung
Karlheinz Hemmeter
- 54 Pompeji zu Füßen der Veste. Eine außergewöhnliche Raumdekoration in Coburg und ihr Erhalt
Annette Faber und Klaus Weschenfelder
- 60 Spuren des Kalten Krieges in der bayerischen Kulturlandschaft II. Dr Strangelove, die Doomsday Machine und die NIKE-Stellung bei Mainbullau
Hermann Kerscher



Kloster Raitenhaslach, Besucherführung (Foto: BLfD) – S. 10



Digitale Strategien für Museen (Foto: Landesstelle) – S. 100

- 63 Provenienzforschung an der Landesstelle für die nicht-staatlichen Museen in Bayern – ein Überblick und ein Werkstattbericht
Carolin Lange

- 65 Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD, Teil 8: Raman-Spektroskopie
Martin Mach

PASSION DENKMAL

- 69 Inventarisierung einer Altsammlung archäologischer Funde durch den Historischen Verein für den Landkreis Haßberge e. V.
Harald Heller und Ralf Obst

- 71 Der Landshuter Höhenwanderweg II – Wandern in Zeit und Raum
Thomas Richter und Eva Brunner

- 73 500000ster Besucher im Infopoint Museen & Schlösser in Bayern
Sabine Wieshuber

ÜBER DEN ZAUN

Auf den Spuren von König Gilgamesch. Magnetometerprospektion in Uruk am Schauplatz des ersten Epos der Weltliteratur
Jörg W. Faßbinder, Simone Mühl und Martin Gruber

FEUILLETON

- 78 Großer Denkmalpreis der Deutschen Burgenvereinigung e. V. für Dr. Hans-Heinrich von Srbik
Bernd Vollmar

- 79 „Erstrahlt in neuem Glanz“. Vortrag zur Verleihung des Denkmalpreises des Bezirks Schwaben am 19. April 2016
Angela Bachmair

- 85 Gott, waren die schnell! Was an Kommunikation „früher“ möglich war
Peter Schwenk



Denkmalschutzmedaille 2016 (Foto: privat) – S. 96

- 89 Denkmalrätsel
Markus Hundemer und Marion-Isabell Hoffmann

- 90 Schätze aus dem Bildarchiv. Bier und Wirtschaft
Markus Hundemer

AKTIVITÄTEN

- 96 Verleihung der Denkmalschutzmedaille 2016
Alexandra Beck und Dorothee Ott

- 98 Generalkonservator Pfeil zum Honorarprofessor der TUM ernannt
Dorothee Ott

- 98 Retrospektive & Perspektive in der Wandmalerei-restaurierung. Werkstattgespräche des BLfD am 9. und 10. Mai 2016 in München
Daniela Bruder und Daniela Di Lupo

- 99 Workshop der AG Computeranwendungen in der Archäologie. Hamburg, 5. und 6. Februar 2016
Mareike Beiersdorf

- 100 Digitale Strategien für Museen. Ein Projekt an der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern
Christian Gries

- 102 Der Spiegel der Stadtkultur – Stadtmuseen vor neuen Herausforderungen. Tagung im Münchner Stadtmuseum, 25. und 26. April 2016
Silke Wapenhensch

- 104 Strategien für den Medienwechsel vom Analogen zum Digitalen. Mitgliederversammlung der Dehio-Vereinigung 2016 in Wiesbaden
Karlheinz Hemmeter

- 105 Archäologie im Experiment. Neue Ausstellung in der Dienststelle Regensburg
Silvia Codreanu-Windauer

106 PERSONALIA

115 LITERATUR



Denkmalschutzmedaille 2016 (Foto: privat) – S. 96

Die Restaurierung von Bauten der Nachkriegsmoderne bekommt eine neue wissenschaftliche Grundlage

Denkmalerfassung in Bayern: Bauten der 1960er und 70er Jahre

Jede Zeitschicht bringt ihre eigenen Denkmäler hervor und selbstverständlich auch die Nachkriegsmoderne. Die Denkmalerfassung und die Führung der Denkmalliste sind Kernaufgaben des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) und der Bayerische Denk-

mal-Atlas, als die für alle im Internet einsehbare „Plattform Denkmalpflege“ wird daher laufend aktualisiert und angepasst. In Bayern stammen in der aktuellen Denkmalliste von den etwa 110 000 Baudenkmalern nur 211 Objekte aus der Zeitschicht der 1960er und 70er Jahre, womit diese Epoche deutlich unterrepräsentiert ist. Unter ihnen befinden sich aller-

dings einige herausragende Gebäude (mit bundes- bzw. europaweiter Bedeutung). Neben der architekturhistorischen Bedeutung ist hier auch eine herausragende (z. B. wirtschafts- und sozial-) geschichtliche oder städtebauliche Bedeutung für Bayern gegeben (z. B. in München das BMW-Hochhaus, das Olympiagelände oder das Hypo-Hochhaus).



München, Hypo-Hochhaus, 1975–81, nach einem Entwurf von Walther und Bea Betz
(Foto: Sigrid Neubert)



München, Hypo-Hochhaus, Fassadendetail,
(Foto: BLfD, Bernd Vollmar)

Aber selbstverständlich spiegeln allein die bislang erfassten Bauten noch nicht umfassend die Vielfalt an Bauaufgaben in der Epoche der Nachkriegsmoderne wider. Deshalb ist die Erfassung dieser Zeitschicht ein wichtiger Arbeitsschwerpunkt bei der Aktualisierung der Denkmalliste in Bayern. Aktuell zu sein, heißt am Puls der Zeit zu bleiben und dieser Vorgabe gegenüber sehen wir uns verpflichtet. Das BLfD geht sehr offen an dieses Thema heran. Entsprechend den Anregungen aus dem „Modellversuch Denkmalpflege“ (MVD) und dem Konzept „Denkmal- und Denkmalpflege 2020“ aus dem Jahr 2015, das als Standortbestimmung und Maßnahmenbeschreibung Grundlage der Denkmalpflege in Bayern für die nächsten Jahre ist, wird auch die Inventarisierung der jüngeren Architektur be-

handelt. So ist die Sichtung und denkmalfachliche Bewertung der Gebäude und Bauaufgaben aus den 1960er und 70er Jahren eine der wichtigsten Aufgaben. Derzeit werden die Besonderheiten von Gebäuden dieser Zeitschicht, wie deren Reparatur- und damit zusammenhängend deren Nachnutzungsfähigkeit betrachtet sowie die Kriterien für die Eintragung dieser Bauten in die Denkmalliste gemeinsam mit fachlichen Partnern, wie der Architektenkammer und der Ingenieurekammer Bau, erarbeitet. Auf dieser Grundlage kann ein allgemein getragenes Verständnis und ein breiter Konsens in der Bevölkerung für die Eintragung von Denkmälern unserer jüngsten Vergangenheit geschaffen werden.

Neben der reinen Erfassung des Denkmalwertes ist die Entwicklung von Methoden zur Sicherung und Instandsetzung dieser Gebäude von großer Bedeutung, wie es sie bei den „klassischen“ Gebäuden längst schon gibt. Denn viele dieser Gebäude sind aus damals neuen Materialien und mit Konstruktionsmethoden errichtet worden, deren Langzeitverhalten und damit auch deren Reparaturfähigkeit wissenschaftlich noch nicht fundiert untersucht worden sind, beziehungsweise die den heutigen Anforderungen z. B. an den heutigen Klima- und Wärmeschutz nicht mehr entsprechen. Eine Nachnutzung dieser Gebäude ist unter heutigen Maßstäben daher oft nur eingeschränkt möglich, besonders deutlich wird dies bei einem Nutzungswechsel (z. B. von Büro- zur Wohnnutzung).

Denkmalrechtliche Erfassung von Bauten der Nachkriegsmoderne

Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland ist die Kulturhoheit der Länder verankert, weshalb jedes der Länder über ein eigenes Denkmalschutzgesetz verfügt. Gemeinsam ist allen Denkmalschutzgesetzen, dass Denkmäler einen besonderen Wert aufweisen müssen, der im Bayerischen Denkmalschutzgesetz (BayDSchG) unter Artikel 1 definiert wird. Nach den fünf Bedeutungen des Art. 1: geschichtliche, künstlerische, städtebauliche, volkskundliche und wissenschaftliche Bedeutung müssen auch die Bauten der Nachkriegsmoderne beurteilt werden, wobei der landesweite Vergleich den Maßstab vorgibt. In den Denkmalschutzgesetzen einiger Bundes-



München, Olympia-Gelände, Dachkonstruktion von Frei Otto 1972 (Foto: BLfD, Bernd Vollmar)

länder, so auch im bayerischen, ist als Vorgabe für die Denkmalswürdigkeit der Begriff der Vergangenheit benannt. Eine zeitliche Fixierung dieses Begriffs (z. B. „älter als 50 Jahre seit der Errichtung“) lässt sich mit der geltenden Fassung von Art. 1 DSchG nicht vereinbaren. Ebenso wenig ist es sinnvoll, das DSchG mit dem Ziel einer solchen Festlegung zu ändern, da die Festlegung des Zeitraums, aus dem Denkmäler stammen, nur aus der Retrospektive heraus beurteilt werden kann und von vielen verschiedenen Faktoren abhängt. Nach heutiger Auffassung gilt ein „Mindestabstand“ von etwa einer Generation (ca. 30–40 Jahre), um einen fundierten architekturhistorischen Überblick über die baukulturellen Leistungen des betreffenden, in sich abgeschlossenen Zeitraums zu ermöglichen. Auf diese Weise kann ein generationenübergreifendes Verständnis des Begriffs der Vergangenheit ermöglicht werden, mit dem das „Interesse der Allgemeinheit“ nachgewiesen werden kann. Eine Koppelung mit den Fristen des Urheberrechts wäre unzureichend, da dessen Maßstab gerade nicht das „Interesse der Allgemeinheit“ darstellt. Dabei sind diese 30–40 Jahre kein fester Wert, sondern hängen vom konkret zu beurteilenden Einzelfall ab.

Zurzeit sichtet das BLfD die wesentlichen Bauten der 1960er und 70er Jahre

nach denkmalfachlichen Kriterien und prüft dabei deren Erhaltungszustand und die Möglichkeiten zu deren Erhalt unter Wahrung der Denkmalwerte. In diesem Zusammenhang erfolgt auch eine Auseinandersetzung mit den spezifischen Merkmalen des modernen Bauens (Materialität, Restaurierungsmöglichkeiten, etc.). Nach ersten Ergebnissen dieses Projektes zeichnet sich bereits jetzt ein eher geringer Zuwachs des bayerischen Gesamtbaudenkmalbestands durch die Zeugnisse dieser Zeitschicht der 1960er und 70er Jahre ab, weshalb die – möglichst dauerhafte – Sicherung von besonders aussagekräftigen Zeitzeugen für die Baukultur dieses Zeitraums umso wichtiger ist.

Neue Restaurierungsprofessur für „Neuere Baudenkmalpflege“ an der TU München

Die TUM ermöglicht bereits heute mit ihrem Lehrstuhl für Restaurierungswissenschaften von Prof. Erwin Emmerling bayernweit die einzige Ausbildung von Restauratoren auf universitärem Niveau. Ziele des Studiums sind die kunsttechnische Forschung sowie die Optimierung und Entwicklung von Konservierungs- und Restaurierungsmethoden einschließlich der damit verbundenen Dokumentations-

und Untersuchungsmethoden. Weitere Alleinstellungsmerkmale dieses Restaurierungsfachbereichs liegen in der engen Einbindung von externen staatlichen Institutionen und in der Lehrintegration einer Vielzahl von internationalen Forschungsprojekten. Dieser Lehrstuhl arbeitet mit der Bayerischen Staatsbibliothek zusammen, den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, dem Doerner Institut, dem BLfD und dem Bayerischen Nationalmuseum, in dessen Ateliergebäude der Lehrstuhl integriert ist. Enge Zusammenarbeit besteht ferner mit der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, dem Deutschen Museum und der Archäologischen Staatssammlung sowie dem Stadtmuseum München, ferner mit zahlreichen nichtstaatlichen Museen.

Neben diesem Lehrstuhl wird künftig eine zusätzliche Professur für „Neuere Baudenkmalpflege“ das Forschungsportfolio des TUM-Schwerpunktbereichs Restaurierung mit Bezug auf die Baudenkmalpflege neuerer Bausubstanzen erweitern und sowohl theoretische wie auch praktische Grundlagen im denkmalpflegerisch-restauratorischen Umgang mit Bausubstanz nach 1945 entwickeln. Zum einen wird die Übertragung und Optimierung etablierter Verfahren aus der traditionellen Baudenkmalpflege auf neuere Bauwerke im Zentrum stehen, zum anderen wird ein Fokus auf die Entwicklung neuer Techniken und Methoden gelegt werden. Die neue Professur für „Neuere Baudenkmalpflege“ soll dabei vor allem auch Netzwerkpfege betreiben und beispielsweise Projektkooperationen mit der Bauindustrie, dem Fraunhofer-Institut für Bauphysik und dem BLfD initiieren.

In Reichweite der 1950er bis 70er Jahre werden die nächsten Jahrzehnte international die meisten Bauaufgaben verortet. Umbau und Sanierung – nicht Abriss und Neubau oder Neubau auf der grünen Wiese – wird die künftige Devise heißen. Bei der Bausubstanz nach 1945 stehen durch ihre gegenüber dem traditionellen Bauen neuen und äußerst vielfältigen Materialien, Oberflächen und Ausstattungsdetails große, derzeit noch ungelöste Probleme an. Weiß man durch lange Erfahrung und intensive Forschung von den traditionellen Baumaterialien gut Bescheid über ihr

Alterungsverhalten und kann dementsprechend bei Sanierungen konkret und kompetent reagieren, so fehlen solche Ansätze beim Bauen nach 1945 fast vollständig. Mittel- und Langzeitverhalten der unterschiedlichen Materialien von Beton, Glas, Keramik, Eisen, Kunststoffen und ihr Verhalten zueinander sind an Bauwerken der Nachkriegsmoderne bislang weitgehend unerforscht, wie auch die Wirtschaftlichkeit bei Reparaturen dieser Materialien und das Verhalten von Ersatzstoffen. Ein großes Problem stellt dabei die energetische Sanierung von Bauwerken, die unter gänzlich anderen Vorgaben errichtet wurden, dar. Hier öffnen sich breite Forschungsfelder, die gerade an einer technischen Spitzenuniversität, wie der TUM, hervorragend vernetzt werden können.

Zu den künftigen Forschungsfeldern zählen unter anderem:

- Übertragung moderner Methoden der Bauphysik
- Klima- und Heizproblematik, energetische Sanierung
- Bewertung von Baustoffen, Oberflächen, Materialien, Ausstattungen

- Entwicklung adäquater Sanierungsmittel und Methoden
- Konstruktive und statische Ertüchtigung der Tragwerke
- Entwicklung theoretischer Grundlagen denkmalpflegerisch-restauratorischen Umgangs mit Bauwerken der neueren Zeit
- Übertragung bereits hochentwickelter Verfahren aus der allgemeinen Restaurierung auf neuere Bauwerke

Dieser Forschungsschwerpunkt in der Restaurierung von Gebäuden der Nachkriegsmoderne wird sowohl für den Denkmalschutz als auch das Bauen im Bestand ein zukunftsweisendes, und über die bestehenden Forschungsansätze hinausgehendes Merkmal der TUM im deutschsprachigen und europäischen Raum bilden. Der Masterstudiengang Restaurierung kann in den nächsten Jahren durch die Forschungsschwerpunkte der Restaurierungsprofessuren erweitert und ausgebaut werden. Zusätzlich dazu sollen die Fächer Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft verstärkt in die Ausbildung der Architekten mit



München, ökumenisches Kirchenzentrum, Olympisches Dorf, 1970–74 nach einem Entwurf von Bernd Christ und Josef Karg (Foto: BLfD, Bildarchiv)

einfließen und im Masterstudiengang Architektur zu einer speziellen Ausbildung an der TUM im Fachgebiet Denkmalpflege und Bauen im Bestand des Lehrstuhls von Prof. Andreas Hild führen.

Eine Sicherung und Weiternutzung gerade von Bauten der Nachkriegsmoderne hängt in hohem Maße von der Möglichkeit ab, diese auch unter veränderten Rahmenbedingungen in der ursprünglichen Nutzung zu behalten, oder sie einer sinnvollen neuen Nutzung zuzuführen. Erschwert wird dies durch die oft nicht ausreichend alterungsbeständigen Materialien und Konstruktionen ihrer Erbauungszeit. So ist es nicht selten der Fall, dass für eine Nachnutzung der Gebäude der 1960er und 70er Jahre mit ihren innovativen technischen Konstruktionen geeignete, die Denkmalwerte bewahrenden technischen Lösungen, die heutigen klimatechnischen Ansprüchen genügen, nicht gefunden werden können. Wesentlich leichter wäre es bei solchen Sanierungsvorhaben, wenn der fundierte Sachverstand, wie er durch die Restaurierungsprofessur für „Neuere Baudenkmalpflege“ an der TUM vermittelt werden soll, mit eingebracht werden kann.

Zeitgleich mit der zurzeit laufenden denkmalfachlichen Erfassung von Gebäuden der Nachkriegsmoderne werden durch die neue Restaurierungsprofessur „Neuere Baudenkmalpflege“ ab Herbst 2016 auch die Methoden zur dauerhaften Sicherung der Bauten der Nachkriegsmoderne wissenschaftlich entwickelt. Im Verbund beider Aktivitäten werden den denkmalfachlichen Ansprüchen die erforderlichen Lösungsansätze an die Hand gegeben, die weit über das denkmalpflegerische Anliegen hinaus von großer Bedeutung für das „Bauen im Bestand“ sein werden.

Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl „Bauen im Bestand und Denkmalpflege“ der TUM

Gemeinsam mit dem stellvertretenden Dekan der Architekturfakultät der TUM, Prof. Hild, Inhaber des Lehrstuhls für „Bauen im Bestand und Denkmalpflege“ sowie mit Hilfe des „Spiritus Rektor“ der Denkmalpflege an der TUM, Professor Dr. Manfred Schuller, Inhaber des Lehrstuhls für „Bauforschung“ und durch eine großzügige

Förderung der Edith-Haberland-Wagner (EHW) Stiftung, konnte es gelingen, diese zweite Restaurierungsprofessur für die „Neuere Baudenkmalpflege“ in der Architekturfakultät der TUM zu realisieren. Die Ausschreibung sowohl der neuen Professur wie auch diejenige der „klassischen“ Restaurierung in Nachfolge von Professor Erwin Emmerling ist in verschiedenen Printmedien und auf der Website der TUM veröffentlicht und läuft bis zum 30. September 2016. Das Berufungsverfahren wird im Laufe des Herbstes 2016 stattfinden.

Professuren an der TU München

Associate Professor oder Full Professor in „Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft“

http://portal.mytum.de/jobs/professuren/NewsArticle_20160805_112212

Tenure Track Assistant Professor in „Neuere Baudenkmalpflege“

http://portal.mytum.de/jobs/professuren/NewsArticle_20160805_111650

dekanat@ar.tum.de

Zusammenarbeit mit der Edith-Haberland-Wagner Stiftung

Die EHW-Stiftung unter ihrer Vorsitzenden Catherine Demeter und ihrem Geschäftsführer, Martin Liebhäuser, ist gemäß ihrer Statuten auch Fördergeber für denkmalfachliche Vorhaben. So trägt die EHW-Stiftung einen 50-prozentigen Anteil an der Finanzierung der Restaurierungsarbeiten an der Gelben Treppe im Königsbau der Residenz München, und ist maßgeblich an der Sanierung von Kloster St. Bonifaz in München beteiligt. Als neuer Eigentümer von Gut Freiham bei München wird die Stiftung in Kürze die denkmalgerechte Sanierung dieses Denkmalensembles beginnen, um es dann der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Stiftung zeigte sich daher

als naheliegender Partner bei dem Vorhaben des BLfD und der TUM. Mit Hilfe ihrer großzügigen finanziellen Unterstützung ist es möglich geworden, diese neue Restaurierungsprofessur ins Leben zu rufen. Die EHW-Stiftung sieht sich in der Verpflichtung, sowohl das traditionelle als auch das moderne kulturelle und bauliche Erbe im Freistaat Bayern zu sichern und es einer sinnvollen Entwicklung zuzuführen.

Mein ausdrücklicher Dank gilt der ersten Vorsitzenden der EHW-Stiftung, Frau Catherine Demeter und dem Geschäftsführer der Stiftung, Herrn Martin Liebhäuser, die sich in vielen Gesprächen an der Entwicklung des Themas intensiv beteiligt haben und bereit waren, das neue Themenfeld der Entwicklung von Restaurierungsmethoden für Bauten der Nachkriegsmoderne maßgeblich zu unterstützen.

Langfristige Sicherung des Bereichs Restaurierung an der TUM

In Zusammenarbeit mit der TUM, den Herren Professoren Dr. Schuller und Hild ist es nun möglich geworden, das Thema Restaurierung an der Fakultät für Architektur der TUM dauerhaft zu bewahren und signifikant auszubauen. Durch die Professur „Neuere Baudenkmalpflege“ werden die Restaurierungswissenschaften um einen besonderen Bereich ergänzt und – bislang wohl europaweit ohne Vergleich – die Methodenentwicklung zum Erhalt von Gebäuden der Nachkriegsmoderne im Fachbereich Restaurierung installiert.

Mit dem Ausbau des Bereichs an der TUM ist nun dauerhaft sowohl eine Bachelor- als auch Masterausbildung möglich und dieser für die bayerische Denkmalpflege so grundlegende Fachbereich Restaurierung wird dauerhaft gesichert. Über den unmittelbaren neuen Auftrag an uns Denkmalpfleger sämtliche Zeitschichten denkmalfachlich zu erfassen, ist nun auch dauerhaft sichergestellt, dass das hierfür erforderliche „Know-how“ entwickelt, und sowohl uns wie auch künftigen Denkmalpflegerinnen und Denkmalpflegern kompetent zur Seite gegeben werden kann. Eine Denkmalerfassung ohne Methodenentwicklung wäre „nur die halbe Miete“.

Mathias Pfeil
Generalkonservator

Denkmalgerechte Umnutzung barockzeitlicher Klostertrakte

Eröffnung des Akademiezentriums der TUM im ehemaligen Zisterzienserkloster Raitenhaslach

Mit umfangreichen Feierlichkeiten wurde am 4. und 5. Juni 2016 der Betrieb des Akademiezentriums der Technischen Universität München (TUM) im ehemaligen Zisterzienserkloster Raitenhaslach bei Burghausen eröffnet. Noch kurz zuvor wurden die letzten Arbeiten an und in den bedeutenden barockzeitlichen Klostertrakten fertiggestellt und damit die Voraussetzung für eine schonende Wiedernutzung der lange leer stehenden Räumlichkeiten in Form von Seminaren, Klausuren, Kolloquien und Tagungen geschaffen. Für die Stadt Burghausen als Eigentümerin der Klostertrakte Prälatenstock, Steinerne Saal (aula major) und Gartenstock endet damit ein aufwendiges Unterfangen, bei dem von Anbeginn auch großes Augenmerk auf vielfältige denkmalpflegerische Aspekte zu legen war. Präsident Prof. Dr. Dr. h. c.

mult. Wolfgang A. Herrmann fasste dazu eine wesentliche Grundmotivation des Vorhabens mit den Worten „Raitenhaslach ist das Bekenntnis unserer Universität zum kulturellen Erbe Bayerns“ treffend zusammen. Nach einem vom Passauer Bischof Dr. Stefan Oster zelebrierten Festgottesdienst eröffneten Ministerpräsident Horst Seehofer, TUM-Präsident Herrmann und Erster Bürgermeister Hans Steindl im Beisein hochrangiger Landespolitiker und einer Reihe von Ehrengästen das neue Akademiezentrum im Rahmen eines Festakts.

Schlaglicht auf die Klostersgeschichte

Als ältestes, im Jahre 1146 gegründetes Zisterzienserkloster Altbayerns verfügte Raitenhaslach bereits seit Anbeginn über hochrangige klerikale und politi-

sche Förderer. Bis zum Ausbruch des Landshuter Erbfolgekrieges im Jahre 1502 fungierte die Klosterkirche gar als Grablege des Hauses Wittelsbach. Nach der Rezession im 16. Jahrhundert führte die allgemein wiedererstarkte Rolle der Klöster im Zuge der Gegenreformation auch in Raitenhaslach zu zwei durchgreifenden barockzeitlichen Erneuerungsphasen. Die erste von ihnen war in den Jahren 1694 bis 1698 mit dem tiefgreifenden Umbau der mittelalterlichen Klosterkirche auf das 600-jährige Jubiläum des Zisterzienserordens ausgerichtet. Die zweite, heute maßgeblich wirkende Erneuerung begann ab 1739 mit einer nochmaligen Neugestaltung der Klosterkirche anlässlich des 600-jährigen Klosterjubiläums, an der auch eine Reihe namhafter Künstler wie etwa Johann Baptist Zimmermann (Stuck)



Kloster Raitenhaslach, Fassadenabfolge der ab 1750 entstandenen Klostertrakte Abtstock (1750), Prälatenstock (1750–55) und Gartenstock (1769), von links (Foto: TUM, Uli Benz)



Steinerner Saal (aula major) nach Konservierung des authentisch belassenen Raumzustands von 1766 (Foto: TUM, Andreas Heddergott)

und Johann Zick (Fresken) mitwirkten. Ab 1750 erhielt die Klosterkirche eine auch architektonisch aufgewertete neue Westfassade. Sie war gleichzeitig der Auftakt zu einer durchgreifenden Neustrukturierung der Klosterhöfe unter dem in der Region vielbeschäftigten Baumeister Franz Aloys Mayr. In dieser heute prägenden, letzten Bauphase entstanden mit dem Abtstock (1750) dem Prälatenstock (1750–55), dem Steinernen Saal (1766) und dem Gartenstock (1769) auch jene Klostertrakte, in denen nun das Akademiezentrum der TUM untergebracht ist. Wenige Jahrzehnte nach Abschluss der spätbarocken Bautätigkeiten wurde im Zuge der Säkularisation wie vielerorts in Bayern auch der Raitenhaslacher Ordensbesitz enteignet und an meistbietende Bürger versteigert. Auf diese Weise gelangte die weitläu-

fige Klosteranlage mit Ausnahme der Klosterkirche im Jahr 1806 in Besitz der Brauerfamilie Baumgartner, die den ehemaligen klösterlichen Braubetrieb noch bis in die 1990er Jahre weiterführte. In der besonders prosperierenden Zeit des Braubetriebs kam es 1910 nach Plänen des für das moderne Brauwesen federführenden Theodor Ganzenmüller (1864–1937) zum Bau eines der damals modernsten Brauereitrakte, welcher heute gleichermaßen zum denkmalpflegerisch schützenswerten Bestand Raitenhaslachs zählt. Im Jahre 2003 ersteinigte schließlich die Stadt Burghausen die ehemaligen Klostertrakte aus der Konkursmasse der insolventen Brauerei, um Raitenhaslach vor ansonsten ungewissem Schicksal zu bewahren und gleichzeitig eine sensible Neuentwicklung des Klosterareals zu ermöglichen.

Entwicklung und bauliche Umsetzung – von der Vision zur Realität

Die persönlich getragene Suche nach einem behutsamen Nutzungsmodell durch den Ersten Bürgermeister der Stadt Burghausen sowie die Begeisterung des TUM-Präsidenten für den Dornröschenschlaf der Klosteranlage, führten bereits kurz nach Ersteinigung durch die Kommune zu ersten Überlegungen, in Raitenhaslach eine Dependence der TUM anzusiedeln. So fanden ab 2006 in den Sommermonaten erste kleine, spartanisch organisierte Seminarveranstaltungen statt. Eine auf die Förderung universitärer Wettbewerbsfähigkeit ausgelegte Exzellenzinitiative des Bundes gab kurz darauf den maßgeblichen Impuls, in Raitenhaslach einen dauerhaften Betrieb eines Akademiezentums der TUM installieren zu können. Ende des Jahres 2007 beschloss die Stadt Burghausen nach eingehenden Beratungen durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) eine umfassende denkmalpflegerische Bestandsaufnahme der einzelnen Klostertrakte zu beauftragen. Lehrstühle der Fakultät für Architektur der TUM erstellten darauf hin detaillierte verzugsfreie Bestandspläne, bauhistorische Gefügeuntersuchungen, statische Schadensaufnahmen sowie Inventare und restauratorische Oberflächenuntersuchungen aller historischen Raumabfolgen. Mit diesen für eine denkmalgerechte Planung unabdingbaren Grundlagen wurde im Anschluss ein denkmalerfahrenes und auf die erforderlichen Kapazitäten ausgelegtes Planungsbüro ausgewählt und mit der Bearbeitung der Leistungsphasen 2–9 gem. HOAI (Honorarordnung für Architekten und Ingenieure) betraut. Unter Einbeziehung einer Reihe von Fachplanern, darunter ein von der Denkmalpflege dringend empfohlener Fachkoordinator für die anstehenden Restaurierungsgewerke, konnten die Eingabe- und Instandsetzungsplanung Ende des Jahres 2013 eingereicht und im Frühjahr 2014 baurechtlich genehmigt werden. Um eine denkmalpflegerische Betreuung der Planungsleistungen und der gewerkeübergreifenden Instandsetzungsmaßnahmen zu gewährleisten, nahm das BLfD bis zum Abschluss der Baumaßnahmen im Mai

2016 regelmäßig an Baubesprechungen teil. Besonderes denkmalpflegerisches Augenmerk galt dabei dem möglichst behutsamen Umgang mit den vielfältigen authentischen Erhaltungszuständen der historischen Gebäude. Denn – die Klostertrakte sollten nach ihrer Instandsetzung weder im alten noch gar in neuem Glanz erstrahlen, sondern vielmehr „nur“ ihr gealtertes Erscheinungsbild bewahren und die vielen Zeitschichten der Nutzung sichtbar bleiben. Die Detailentwicklung der konservatorischen und restauratorischen Arbeitskonzepte erfolgte dabei unter maßgebender Beteiligung der Restaurierungswerkstätten des BLfD. Anhand umfangreicher Leistungsbeschreibungen und Arbeitsmuster wurden die Restaurierungsarbeiten danach im Rahmen gemäß VOB (Vergabe- und Vertragsordnung für Bauleistungen) beschränkter Ausschreibung an Fachfirmen mit einschlägigen Referenzen im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege vergeben. In der zeitlich straff organisierten Ausführungsphase von weniger als zwei Jahren Bauzeit bestätigten sich die profunde Qualität der Vorplanung und die erarbeiteten Restaurierungsziele, da unvorhergesehene Überraschungen im Bauverlauf ebenso ausblieben wie die damit verbundenen Kostenmehrungen und ebenso problematischen zeitlichen Verzögerungen. Das Gesamtergebnis aller baulichen



Behutsam und aufwendig erhaltener barockzeitlicher Fensterbestand, Detail (Foto: BLfD, Paul Huber)

Entscheidungen zeigt nach nunmehrigem Abschluss der Bauarbeiten an den Klostertrakten ein großes Maß an denkmalpflegerischem Respekt gegenüber der historischen Substanz. Dass dabei der überwiegende Teil der Maßnahmen vermeintlich unscheinbar und auch erst auf den berühmten zweiten

Blick erkennbar ist oder wahrgenommen wird, zeugt dabei nicht von wenig, sondern, im Gegenteil, für ein insgesamt hohes Niveau des denkmalpflegerisch realisierten Ergebnisses. Finanziell ermöglicht haben dies maßgebliche Mittel des Bayerischen Staatsministeriums für Kultus und Bildung, Wissenschaft und Kunst, der Stadt Burghausen, das persönliche Engagement des Stiftungsratsvorsitzenden der Messerschmitt Stiftung Heinrich von Srbik, sowie weitere namhafte Mittel der Bayerischen Landesstiftung und des Bezirks Oberbayern.

Festakt mit Tag der offenen Tür

Ein ganzes Wochenende lang hatten Besucher der ehemaligen Klosteranlage die Gelegenheit, das Ergebnis dieser behutsamen Instandsetzung zu bestaunen: Am 4. Juni fand, wie gesagt, mit geladenen Gästen die feierliche Eröffnung des Akademieentrums statt, am 5. Juni bot die TUM einen Tag der offenen Tür an.

Mit einem Pontificalgottesdienst, den der Passauer Bischof Dr. Oster unter anderem mit dem Universitätsprediger der TUM, Prof. Dr. Marc-Aeilko Aris und dem früheren Raitenhaslacher Pfarrer Franz Aicher konzelebrierte, begann die Festveranstaltung. Das Kammerorchester und der Chor der TUM führten die Krönungsmesse KV 317 von Wolfgang Amadeus Mozart auf, TUM-Präsident Prof. Herrmann begleitete den Gottes-



Restaurierungsarbeiten an den historischen Dielenböden im Flur des Prälatenstocks (Foto: BLfD, Paul Huber)



Das Instandsetzungsergebnis, vor Retuschierung der hellen Holzergänzungen (Foto: Florian Hausladen)



Tag der offenen Tür am 5. Juni 2016 mit hohem öffentlichem Besucherinteresse
(Foto: TUM, Uli Benz)

dienst an der Orgel. Im Anschluss daran lud die TUM in den Steinernen Saal, die aula major: In Anwesenheit von Ministerpräsident Horst Seehofer fand hier der Festakt zur Eröffnung des Akademiezentriums statt. Umrahmt von einer musikalischen Darbietung des Streichquartetts der TUM, das das Quintenquartett von Joseph Hadyn spielte, führte BR-Moderatorin Anouschka Horn im Gespräch mit Ministerpräsident Seehofer, TUM-Präsident Prof. Herrmann und Burghausens Erstem Bürgermeister Steindl durch die Veranstaltung, Steindl wurde im Rahmen der Veranstaltung die Ehrensenatorenwürde der TUM verliehen. Mit einem gemeinsamen Mittagessen in der Klostergaststätte klang der Festakt aus.

Noch weitaus größeren Andrang als bei der festlichen Eröffnung erlebte das ehemalige Kloster beim Tag der offenen Tür: Besucherscharen, die teils weite Anfahrten in Kauf genommen hatten, nutzten die Gelegenheit, sich das Kloster und seine neue Nutzung anzusehen. Die TUM und die Stadt Burghausen boten



Kloster Raitenhaslach, sogenanntes Papstzimmer (1769) mit Freskenausstattung durch Franz Anton Soll, historischer und lediglich konservierter Erhaltungszustand mit zukünftiger musealer Nutzung (Foto: Florian Hausladen)



Begrüßung des Ministerpräsidenten Horst Seehofer durch den Ersten Bürgermeister der Stadt Burghausen Hans Steindl und TU-Präsidenten Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang A. Herrmann (l. BM Steindl, Staatsminister Dr. Spaenle, Ministerpräsident Seehofer, TU-Präsident Prof. Dr. Herrmann, Staatskanzleiminister Dr. Huber und Staatssekretär Sibler, von links) (Foto: TUM, Andreas Heddergott)



Ministerpräsident Horst Seehofer bei der Unterzeichnung des Eröffnungsbandes im Steinernen Saal (Foto: TUM, Uli Benz)

Führungen an, die auf großes Interesse stießen – lange Schlangen bildeten sich über den gesamten Klosterhof hinweg, geduldig warteten die Besucher darauf, mehr über den Steinernen Saal, das Papstzimmer und die Geschichte ihrer Instandsetzung zu erfahren. In jedem Raum standen fachkundige Ansprechpartner bereit, um die Fragen der Besucher zu beantworten. Die

TUM präsentierte wie in einer Ausstellung ergänzend zu den Führungen auf Aufstellern ausführliche Informationen und Fotodokumentationen. Die große Leistung der äußerst zurückhaltenden und zugleich technisch hochmodernen Instandsetzung der Klostertrakte nötigte den Besuchern großen Respekt ab. Waren viele zunächst noch unsicher, ob z. B. an der Fassade des Prälatenstocks

„überhaupt etwas gemacht“ worden sei, zeigten sie sich, sobald sie Näheres zum Konzept und der Ausführung der Arbeiten erfuhren, tief beeindruckt von dem Ziel der Instandsetzung, die vielen verschiedenen Zeitschichten sichtbar zu machen. Der Tag der offenen Tür war ein Tag der Werbung – für die TUM und ihr Akademiezentrum, aber auch für die Denkmalpflege: Selten gelingt es, so viel Verständnis und Lob für das denkmalpflegerische Vorgehen zu wecken, wie dies in Raitenhaslach der Fall war.

Ausblicke

Nach dem feierlichen Abschluss der Baumaßnahmen für das Akademiezentrum der TUM stehen am ehemaligen Klosterareal Raitenhaslach naturgemäß weitere Herausforderungen an, die restlichen historischen Gebäudetrakte und zugehörigen historischen Freiflächen dauerhaft zu bewahren, zu erhalten und mit den für Denkmäler so wichtigen Nutzungen zu versehen. So wird die Stadt Burghausen etwa in einem zweiten Bauabschnitt ab Herbst 2016 die Freifläche des ehemaligen großen Klosterhofs gänzlich fertigstellen lassen und in Form einer auch denkmalpflegerisch durchdachten Außenanlagenplanung u. a. die ursprünglich geschlossene Hofsituation im Bereich der heute nicht mehr vorhandenen Klostertrakte mit Baumbewuchs optisch schließen. Die dafür vorgezogenen archäologischen Begleitungen werden auch ihr Augenmerk auf die Fundamentreste der ehemaligen Pfortenkapelle legen. Sie soll mit ihren Grundrisszügen gestalterisch im neuen Bodenbelag erkennbar gemacht werden. Die Eigentümer- und Betreiberfamilie der Kloster-gaststätte wiederum wird im kommenden Jahr den bestehenden Hotelbetrieb in den angrenzenden ehemaligen Mälzerei Trakt erweitern und in diesem Zusammenhang auch die in Zukunft unausgebaut belassenen barocken Dachwerke aufwendig instand setzen. Auch an den teilweise noch aus dem 17. Jahrhundert stammenden weiteren Ökonomietrakten und den tief in den Hang geschlagenen barocken Bierkeller sind gleichartig ausgerichtete Erhaltungsmaßnahmen vorgesehen.

Paul Huber und Dorothee Ott

Die Relikte der ehemals würzburgischen Landesfestung Königshofen

Wie so viele mittelständische Brauereien in Franken ereilte auch die im Jahr 1848 gegründete Brauerei und Malzfabrik Büttner in Bad Königshofen das Schicksal der Übernahme durch eine größere Brauerei und die anschließende Stilllegung Mitte der 1990er Jahre. Danach wurde das südlich der Altstadt gelegene, dicht bebaute Konglomerat der Betriebsgebäude als landwirtschaftliches Lagerhaus genutzt. Im Jahr 2015 wurden größere Abbruchmaßnahmen auf dem Gelände durchgeführt, Baudenkmale waren dort nicht kartiert. Im Zuge der Arbeiten entdeckten aufmerksame Heimatfreunde allerdings größere gewölbte Kellerräume aus Sandstein sowie aufgehendes Sandsteinmauerwerk in Geschosshöhe im mehrfach veränderten Baubestand. Der Heimatforscher Dipl.-Ing. Günter F. Schunk, der sich bereits jahrelang mit der Festung Königshofen beschäftigt und als Ergebnis seiner For-

schungen eine 3D-Rekonstruktion des Zustands zum Ende des 18. Jahrhunderts vorgelegt hatte, wandte sich an den Gebietsreferenten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) mit der Bitte um Unterstützung.

Der Teilabbruch erfolgte mit Genehmigung, denn die ehemalige Brauerei liegt knapp außerhalb des Ensembles, ein Einzeldenkmal war dort nicht vermerkt. Die baulichen Relikte der Festung Königshofen fanden sich in der Denkmalliste pauschal unter zwei erhaltenen Pfeilern des Nordtores subsumiert, sie waren nicht kartiert. Eine aufwendige Nachforschung nach weiteren Überresten war im Rahmen der Nachqualifizierung der Denkmalliste nicht möglich, liegen diese doch zum Teil unter jüngeren Gebäuden im rückwärtigen Areal von nach der Entfestigung privatisierten Grundstücken. Daher regte das Referat Siedlungs- und Kulturlandschaftsdo-

kumentation eine Erfassung aller baulichen und kulturlandschaftlichen Relikte der historischen Festung an. Zum einen sollte dadurch die Denkmalliste präzisiert und damit auch versehentliche Beseitigungen von Festungsresten verhindert werden. Zum anderen sollte die Aussagefähigkeit der in Arbeit befindlichen Denkmaltopographie Rhön-Grabfeld verbessert werden. Schließlich sollte die Stadt Bad Königshofen in die Lage versetzt werden, im Rahmen ihrer Stadtentwicklung die Reste der Festung zu beachten, auch hinsichtlich historischer Freiflächen, Wegeverbindungen und Parzellenstrukturen. Ziel war es auch, Material für eine Inwertsetzung der Festungsreste im Rahmen des Tourismus oder der Vermittlung der Heimatgeschichte zu gewinnen. Die Stadt übernahm daher gerne die Trägerschaft des Projektes, welches das BLfD großzügig finanziell unterstützte.



Bad Königshofen. Die Ansicht von Süden visualisiert die Festungssituation mit Glacis, Graben und Lärmenbastion (Foto: Selma Dillmann)



Bad Königshofen, Nordtor. Ansicht vom äußeren Befestigungsring über den Festungsgraben (alle Fotos: Selma Dillmann)

Festungsrelikte im historischen Kontext

Die Stadt Bad Königshofen im Südosten des Landkreises Rhön-Grabfeld unweit der thüringischen Landesgrenze kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Der Naturraum des Grabfeldes ist ein flachwelliger Ausläufer des fruchtbaren fränkischen Gäulandes zwischen Haßbergen und Rhön. Die frühen Besiedlungsspuren dort weisen auf die vorteilhafte Lage hin. Königshofen wird bereits für das Jahr 741 im Zusammenhang mit der Erstaussstattung des Bistums Würzburg erwähnt. Die Siedlung

fügt sich in die flache Landschaft mit der natürlichen Begrenzung durch die im Süden fließende fränkische Saale ein. Die strategisch günstige Situation durch das flache Umland, das ein weites und freies Blick- und Schussfeld bot, wurde schon früh erkannt.

So wurde Königshofen bereits 1315 die Bewilligung zur Befestigung erteilt. Wechselnde Herrschaftsansprüche der Grafen von Henneberg und der Bischöfe zu Würzburg führten zum Ausbau der Stadtmauer zu einem Stadtmauerring mit mehreren Türmen. Von der mittelalterlichen Stadtbefestigung sind heute



Bad Königshofen, Klosterbastion mit Zugängen zu den Magazinen und Zufahrtsrampe

nur wenige Elemente entlang der Zeughausstraße erhalten. Die ursprüngliche Ringmauer zeichnet sich vor allem im Grundriss der Stadt ab. Allein der Integration der mittelalterlichen Anlage in die nachfolgenden Befestigungen, ist ihr Erhalt zu verdanken.

Als das Hochstift Würzburg Königshofen Ende des 15. Jahrhunderts endgültig übernahm, wurde der Stadtmauerring mit zusätzlichen Erdwerken verstärkt. Die Optimierung der Fortifikation beeinflusste den Ausbau der Festung Königshofen zwischen 1544 und 1558 unter Fürstbischof Melchior Zobel von Giebelstadt und ab 1559 unter Fürstbischof Friedrich von Wirsberg. Maßgeblich verändert wurde die Festung durch den Bau des neuen Tores sowie von vier Eckbollwerken, von denen drei heute noch unter den Namen Kloster-, Lärmen- und Spitalbastion erhalten sind.

Die erstmalige Benennung von Königshofen als Festung ist in das Jahr 1565 datiert. Die Festung bestand zu dieser Zeit aus einem aufgeschütteten Ringwall, in den die alte Stadtmauer als innere Stützmauer integriert war. Zudem wurde ein Grabensystem um die Stadt herum angelegt. Nach damaligen fortifikatorischen Standards wurden die Stadttore verengt und zwei der ehemals vier Tore zu schmalen Fußgängerdurchlässen, sogenannten Schnellern, umgebaut. Der Festungsbaumeister Georg Rodin ergänzte die Anlage ab 1580 durch Gräbenfütterungen, Torbauten, Zeughaus und Pulvertürmen, zu denen vermutlich auch der im Grundriss erhaltene Turm in der Zeughausstraße zählt.

Bereits im Dreißigjährigen Krieg wurde die renaissancezeitliche Festung zugunsten neuer Festungswerke weitestgehend zerstört. Der erneute barocke Wiederaufbau folgt der sogenannten „neutalienischen Manier“ des Festungsbaus mit großen Bastionen und dadurch bedingt vergleichsweise kurzen Wallstrecken. Die typische Sternform der Festungsanlage ist bis heute im Stadtbild präsent und dort, wo Wälle und Mauern vollständig abgetragen wurden, an den Parzellenstrukturen abzulesen.

Auslöser des Ausbaus der Festung war die Kapitulation Königshofens am 9. Oktober 1631, nach der die schwedischen Besatzer begannen, die Anlage grundlegend zu erneuern. Neue militärische Taktiken und gesteigerte Ge-

schützeinwirkungen durch Artillerie erforderten eine Verstärkung der umlaufenden Wälle mit Eckbollwerken durch vorgelagerte Schanzen, die zwischen 1632 und 1635 errichtet wurden. Diese Maßnahme hatte durch den Abbruch der vorgelagerten Vorstadt im Südosten und die Einschränkung der Stadt auf die rechteckige Grundform des inneren Befestigungsringes, städtebauliche Konsequenzen.

Nach Abzug der schwedischen Truppen wurden die fortifikatorischen Arbeiten unter Würzburger Herrschaft, initiiert von Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn, fortgesetzt. Im Westen entstand zwischen 1650–56 die Antonii-Schanze, 1657 wurde im Osten die Urbani-Schanze errichtet. Von der Urbani-Schanze ist auf der Nordseite die Escarpe, die gemauerte Steilböschung, bis zu einer Höhe von 3 m erhalten. Im nördlichen Abschnitt sind außerdem die massive Verfüllung der Schanze aus Keuper-Bruchsteinen sowie der Anschluss an die vorgelagerte kleine Lünette, dem vorgelagerten Geschützwerk, erkennbar.

Auch die nachfolgenden Fürstbischöfe ließen die Festung Königshofen entsprechend der Standards überholen: Johann Philipp Franz (1719–24) und Friedrich Karl (1724–29), beide aus dem Hause Schönborn, ließen das südlich gelegene Hornwerk in regelmäßigem Keupersandstein-Mauerwerk als Escarpe ausführen. Zeitgleich wurde das nördliche Tor, das als einziges Stadttor erhalten ist, durch eine Schanze gesichert. Die Parzellengrenzen zeichnen die einzelnen Werke der Festung nach. Im Süden, Süd-Osten und Nord-Westen kann das Glacis, die leicht abfallende geebnete Schräge zur besseren Sicht in das Umland, nachvollzogen werden. Dort markieren auch die Grundstücksgrenzen den Umriss des inneren Befestigungsringes. Im Norden ist der Festungsgraben sowohl im Grundriss als auch in der Geländesituation gut erhalten. Im Süden sind der Umriss und teilweise die Grundmauern des Hornwerks sichtbar.

Das Hornwerk, als äußeres Befestigungswerk der Brücke über die fränkische Saale, ist dem südlichen Befestigungswall vorgelagert. Umgeben wurde es vom Festungsgraben, der heute noch entlang der nördlichen Mauer des Hornwerks verläuft. Am prägnantesten ist das Hornwerk an seinem nordöstlichen Ende



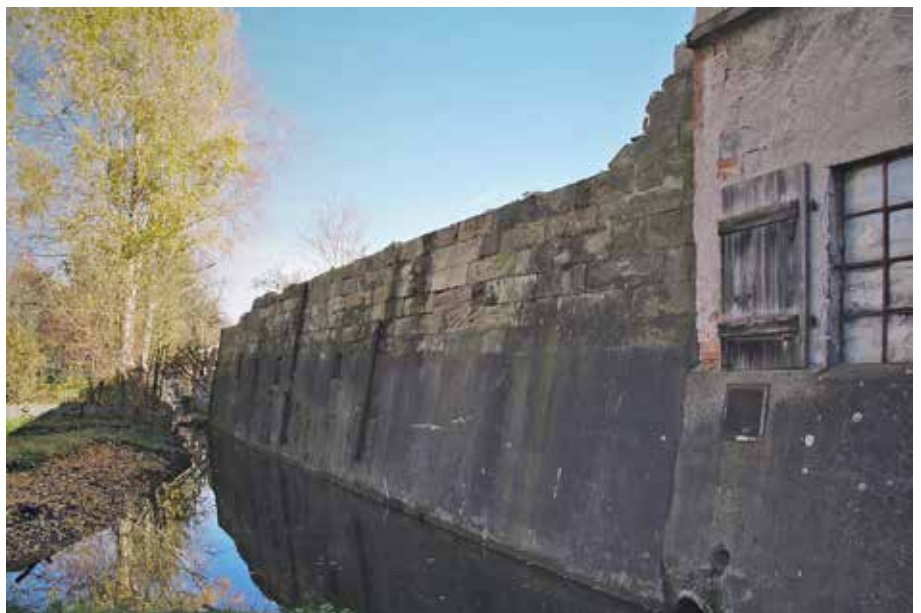
Bad Königshofen, Gipskeuper Tonnengewölbe der Poterne der Spitalbastion

erhalten, wo die Escarpe noch mehrere Meter hoch ansteht. Die Bebauung des Hornwerks ist seit Abriss des Brauereigebäudes lediglich durch Magazine beziehungsweise Kasematten erhalten. Anschließend an die gut erhaltene Escarpe kann auf dem Grundstück der ehemaligen Brauerei Büttner ein System aus tonnenüberwölbten Gängen und Räumen erkannt werden, das durch den Abriss allerdings stark gestört ist. Das Haus darüber war in regelmäßigem Läuferverband aus Keuper-Werksteinen errichtet und mit einem flachen Schieferwalmdach gedeckt. Die schlicht gehaltenen Tür- und Fensterstürze, lassen durch Vergleiche mit den Eingängen und

Fenstern an der Klosterbastion eine festungszeitliche Erbauung vermuten.

Weitere Überreste des Hornwerks konnten im Unterbau des Wohnhauses Bamberger Straße 6 dokumentiert werden. Das Wohnhaus selbst ist teilweise auf der Bastionsmauer errichtet. Im Kellergeschoss konnten außerdem weitere Magazinräume aufgenommen werden, die allerdings während dem Bau des Wohnhauses teilweise modern überformt wurden. Zum barocken Ausbau der Festung zählen außerdem die drei erhaltenen Eckbastionen, die für den Fall einer Belagerung mit unterirdischen Magazinen, Kasematten und Gängen, sogenannten Poternen, versehen sind. Die im Nord-Westen gelegene Spitalbastion verfügt über eine eindrucksvoll gut erhaltene Poterne. Der 54 m lange Gang ist aus Gipskeuper im regelmäßigen Läuferverband von einem Tonnengewölbe überspannt. Er erstreckt sich von der Wallstraße und führt mit einem Gefälle von etwa 3,5 m hinab bis zur Sohle des Festungsgrabens. Der Eingang an der Wallstraße ist modern überformt, während an der Grabensohle ein beidseitig flankiertes Rundportal aus barocker Zeit den Ausgang zielt.

Die südwestliche Lärmenbastion ist in ihrem ursprünglichen Ausmaß ebenfalls vollständig erhalten. Die ehemalige Bastionsplattform ist über die barockzeitliche Rampe zu erreichen, die als Zufahrt zum Grundstück Elisabethastraße 31 ausgebaut wurde. Unter dem Wohnhaus ist ein



Bad Königshofen, Nordöstliches Ende des Hornwerks mit Festungsgraben

ehemaliger Magazinraum erhalten, der zum Keller umfunktioniert wurde. Im Zuge der Umnutzung wurde der Raum vertieft. Der Bodenbelag aus Sandsteinkleuper ist bis auf ein seitliches Podest entfernt worden, sodass der Unterbau des Magazins mit den massiven Entlastungsbögen in Erscheinung tritt. Die Entlastungsbögen verteilen das Gewicht des darüber anstehenden Mauerwerks sowie der Erdlast der Bastion, sodass im Falle des Beschusses ein Abrutschen der Bastion verhindert werden sollte. Im Südosten ist in die Lärmenbastion ein weiteres Magazin beziehungsweise eine Kasematte eingebaut. Ob die beiden unterirdischen Räume miteinander verbunden waren, ist nicht mehr nachzuvollziehen.

Von der südöstlichen Klosterbastion ist nur noch der nördliche Abschnitt mit insgesamt sechs Magazinräumen erhalten. Die zwei nördlichen Räume sind mit Türen und Fenstern mit geohrten barocken Gewänden versehen. Alle weiteren

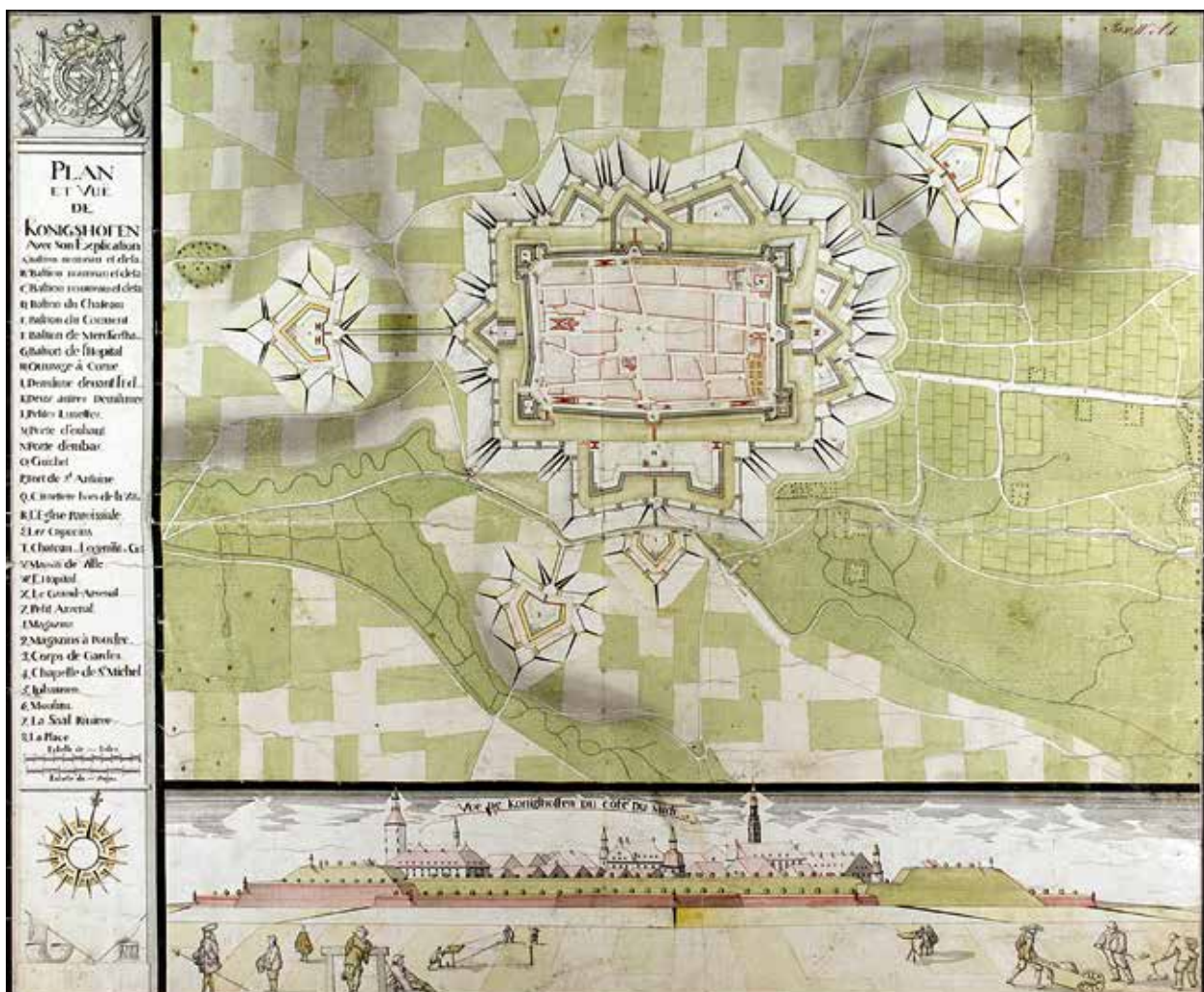
Zur 3D-Rekonstruktion der Festung Königshofen siehe:
<http://franconica.uni-wuerzburg.de/ub/koenigshofen/rekonstruktion.html>

südlich anschließenden Zugänge sind als Rundbögen gefasst. Die Zugänge unterhalb der Auffahrt zur Bastion verlaufen zunächst als tonnenüberwölbte Zugänge und öffnen sich dann zu je einem Magazinraum, die mit einer Zwischentür miteinander verbunden sind. Die beiden Räume werden nach Restaurierungsarbeiten heute als Veranstaltungsräume genutzt.

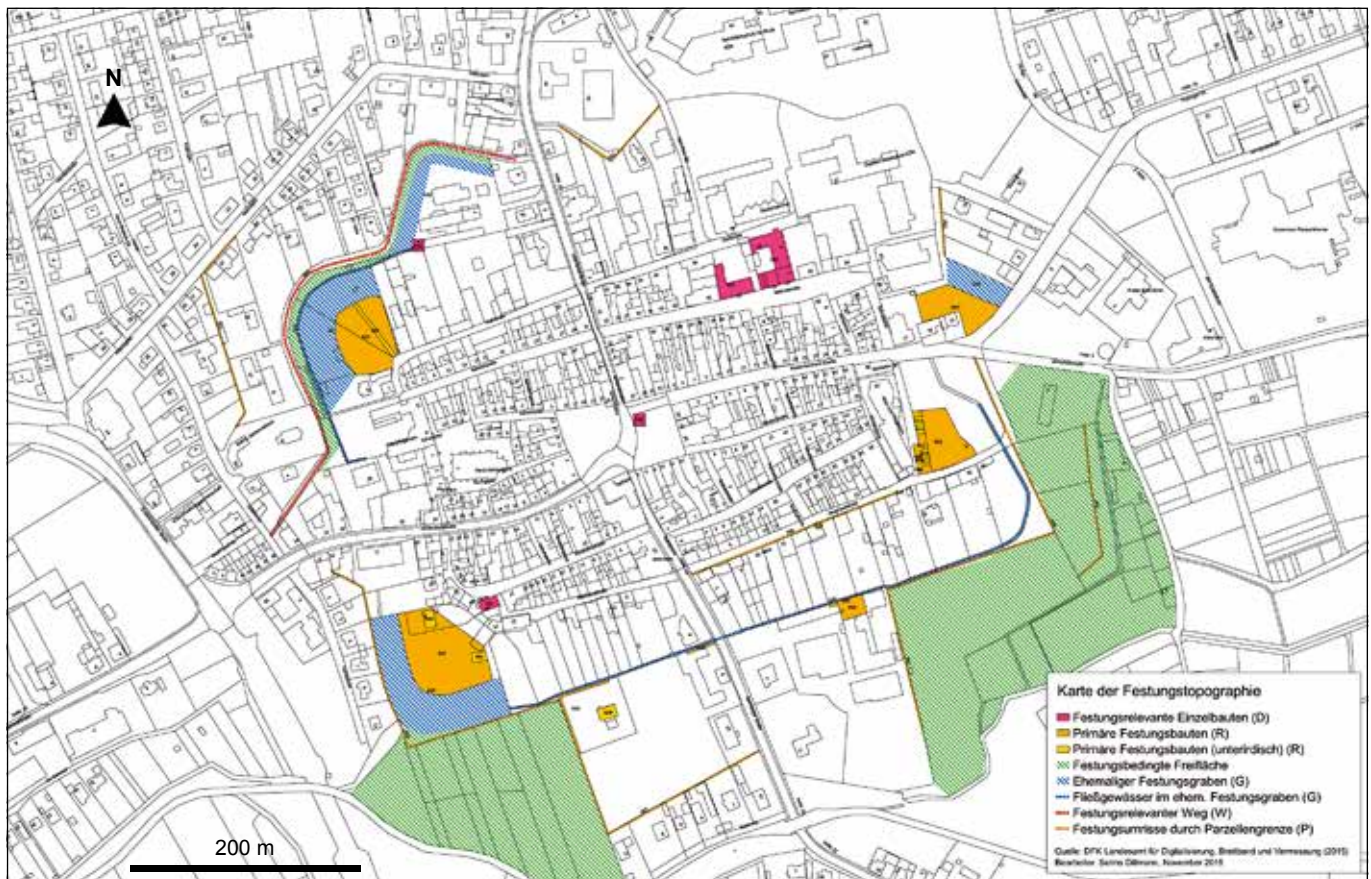
Als militärischer Stützpunkt für die Verteidigung des Hochstiftes Würzburg unweit seiner Grenzen im Norden war die Festung dauerhaft besetzt. Eine Kaserne wurde allerdings erst 1767 durch den Baumeister Johann Michael Schmidt ausgeführt; die von Balthasar Neumann

bereits am 17. Juni 1751 signierten Baupläne waren dagegen aus Kostengründen abgelehnt worden. Die Kaserne ist als dreiseitige Hofanlage errichtet und wird heute als Wohnhaus genutzt.

Ende des 18. Jahrhunderts verlor Königshofen infolge der französischen Besatzung sämtliche Geschütze und Rüstzeug, sodass allein das bauliche Festungswerk erhalten blieb. Die Eingliederung des Hochstiftes Würzburg in das Königreich Bayern veränderte die territoriale Situation entscheidend und hatte zur Konsequenz, dass die 1813/14 das letzte Mal instand gesetzte Festung ihre Bedeutung verlor. Fachinspektoren stuften sie vor allem in Hinblick auf zukünftige Instandsetzungen als wertlos und staatsbelastend ein. Räumlich wurde die Einfassung der Stadt durch die Festungsmauern von der Bevölkerung zunehmend als Einschränkung empfunden. Am 16. Juni 1826 wurde als Konsequenz die königliche Verfügung



Pleitner-Plan, 1780, Ansicht und Grundriss der Festung Königshofen (Repro: Staatsarchiv Würzburg)



Karte der Festungstopografie, 2015 (Bearbeitung: Selma Dillmann)

zur Entfestigung von Königshofen erlassen.

Die primären und sekundären barocken Festungsbauten der Stadt Königshofen prägen diese bis heute. Das errichtete Bollwerk verhinderte bis ins 19. Jahrhundert hinein die territoriale Ausdehnung der Stadt. Erst nach der Schleifung der Festung begann dann die Erweiterung über die ehemaligen Festungsmauern hinaus. Trotz aller Eingriffe und Zerstörungen ist die Stadtfestung Königshofen in ihrer Gesamtstruktur und ihren baulichen und kulturlandschaftlichen Überresten von hoher kulturhistorischer Bedeutung, da die meisten vergleichbaren bastionären Stadtbefestigungen in der Entfestigungswelle des 19. Jahrhunderts fast vollständig verschwanden.

Nur Reste und Ruinen?

Man schätzt und schützt nur, was man kennt. Die Wahrnehmung der Festung und Festungsstadt Königshofen ist geprägt durch eine enorme Diskrepanz zwischen der großen Vergangenheit als würzburgische Landesfestung und der geringen Präsenz in der öffentlichen

Wahrnehmung und Wertschätzung der in der Summe doch beachtlichen Teile der Festung, die sich der Entfestigung beharrlich widersetzt haben. Nur so ist zu erklären, dass 2015 das bis dato größte erhaltene aufgehende Bauwerk der Festung, das Pulvermagazin Ost im Hornwerk Süd, unerkant in Stadtgeschichtsschreibung und Denkmalinventarisierung, abgebrochen werden konnte.

Das Pulvermagazin beinhaltet ein aufwendiges, gemauertes Kellersystem mit starken Erdüberfüllungen, auf dem sich ein eingeschossiger, mit flach geneigtem, verschieferten Walmdach versehener Sandsteinquaderbau mit kräftig profiliertem hölzernen Traufgesims erhob. Entsprechend des Charakters als Zweckbau waren keine gut datierbaren Detailformen, z. B. gohrte Fenstergewände, eingebaut. Die hochwertige Bauausführung spricht jedoch für einen vollständig erhaltenen Bau aus der Festungszeit, der hier zusammen mit der Neubefestigung des Hornwerks unter den Würzburger Fürstbischöfen Johann Phillip Franz und Friedrich Karl von Schönborn bis 1728 erfolgte. Die Arbeiten leitete Ingenieur-

Leutnant Friedrich Müller unter Beteiligung des Würzburger Hofbaumeisters Balthasar Neumann (1687–1753) dessen Festungsbauten trotz seiner Ausbildung und Lehrtätigkeit an der Universität Würzburg auf diesem Gebiet noch nicht eingehend betrachtet wurden.

Es bleibt der Wunsch, die hier vorgestellte Bestandsaufnahme möge dazu beitragen, die baulichen Reste und Ruinen der Festung zusammen mit der durch die Festung geprägten dichten und regelhaften Bebauung der Stadt und den durch die Festung bedingten Freiräumen als besondere Qualität zu erkennen. Die Denkmalliste jedenfalls wurde dem aktuellen Kenntnisstand angepasst. Eine behutsame Erschließung und die teilweise dringend erforderliche Konservierung der zumeist im Privatbesitz befindlichen Teile im Zusammenhang mit Stadt und Umgriff könnten dazu beitragen, die oben genannte Diskrepanz abzubauen – das heuer gefeierte 1275-jährige Stadtjubiläum gibt dafür Anlass.

Selma Dillmann, Thomas Gunzelmann und Christian Schmidt

Kreismuseum Mühldorf – Neue Dauerausstellung im Haberkasten

Alltag, Rüstung, Vernichtung: Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus

Museum im Denkmal

„Was für ein schönes / altes / imposantes Haus“ mag sich der eine oder andere denken, der in Mühldorf am Kreismuseum oder am Haberkasten vorbeigeht. Bei beiden Gebäuden handelt es sich um Denkmäler aus dem 16. beziehungsweise dem 15. Jahrhundert. Beide Häuser beherbergen heute – von außen nur dezent erkennbar – jeweils

in den Obergeschossen Museumsausstellungen.

Ein Marketing-Fachmann würde daher einwenden, dass es für den Umsatz förderlich sei, wenn das „Innenleben“, mit dem schließlich die „Kundschaft“, also der Museumsbesucher, angelockt werden soll, von außen einsehbar und die Zugangstür weit geöffnet sein sollte. Denkmalgeschützte Anwesen stellen

allerdings besondere Anforderungen an das Einfühlungsvermögen, an Kooperationsbereitschaft, an Diskussionsfreudigkeit und Flexibilität von (Um-) Bauherren, Planern, Gestaltern sowie an die Vertreter einer möglichst optimalen Museumsnutzung einerseits und der auftragsbedingt eher zurückhalten- den Denkmalpflege andererseits.

Um es vorweg zu nehmen: bei beiden genannten Häusern funktioniert die Zusammenarbeit gut und professionell, auch wenn mit Rücksicht auf die Gebäude der Modernisierung Grenzen gesetzt waren und sind.

Das Kreismuseum Mühldorf befindet sich seit einigen Jahren in einem Prozess der andauernden Umgestaltung, der in 2017/18 mit der Einrichtung einer neuen Dauerausstellung vorerst zu einem Abschluss kommen wird. Im Spätsommer 2014 wurde in Abstimmung mit der Denkmalpflege auf nahezu der gesamten Ausstellungsfläche ein neuer Fußboden in oxsenblutroter Farbe verlegt. Abgesehen davon, dass dieser Belag deutlich pflegeleichter ist als sein Sisal-Vorgänger und keine Staubbelastung durch Abrieb verursacht, sieht er gut aus, lässt die objektiv kleinen Räume subjektiv größer erscheinen und verweist farblich auf ein zur Bauzeit des Hauses übliches Konservierungsmittel.

Anlass der Umbaumaßnahme war die Einrichtung einer Sonderausstellung zum Ersten Weltkrieg im Landkreis Mühldorf, die unter Mitwirkung von ehrenamtlichen Mitarbeitern mit einer sehr großen Anzahl von Leihgaben aus Privatbesitz realisiert und im November 2014 eröffnet wurde. Die Ausstellung blickt mit den Augen der Zeitgenossen auf die Kriegseignisse und die Folgen für Soldaten, deren Familien und andere Mitmenschen. Eine durchgehende Zeit- und Themenleiste hilft dem interessierten Laien, die individuellen Erlebnisse und gut 400 Originalobjekte in den historischen Zusammenhang einzuordnen.

Ein knappes Jahr später konnte eine Ausstellungseinheit „Lebensader Inn“ fertiggestellt werden. Sie schlägt den Bogen von der 1000-jährigen Insellage Mühldorfs – als erzbischöflich-salzburg-



Kreismuseum Mühldorf, Blick in die Ausstellungseinheit zum Ersten Weltkrieg „Feldpost – Verbindung zwischen Front und Heimat“ (Foto: Manfred Fischer)



Die „Lebensader Inn“ fließt, seit Oktober 2015 im Kreismuseum Mühldorf (Foto: Heiner Heine)



Ausstellung im Haberkasten: „Alltag, Rüstung, Vernichtung. Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus“, Medienstation zur Bunkerbaustelle und „Stangenwald“ (Foto: Heiner Heine)

gische Exklave in bayerischem Territorium – über den Inn als wasserreicher und zeitweise ungestümer Gebirgsfluss zur Inn-Schifffahrt, deren wirtschaftlicher Bedeutung und sozialem Umfeld. Der Fischfang, heute am Inn eine Freizeitbeschäftigung und ein Beitrag zur Erhaltung ökologischer Vielfalt, leistete bis in das letzte Jahrhundert einen wichtigen Beitrag zur Eiweißversorgung der lokalen Bevölkerung. Während der Inn und seine begleitenden Auen als Freizeitparadies beliebt sind, nutzen wir bis heute sein Wasser zur Energiegewinnung so effektiv, dass Mühldorf schon vor der Energiewende „gewendet“ war. Mit Berichten zur laufenden Planung für einen Kraftwerksneubau in Töging und dessen Realisierung ist das Kreismuseum topaktuell und am Puls der Zeit.

Die Verteilung der Ausstellungsflächen über zwei Geschosse und deren ausschließliche Zugänglichkeit über Treppen verlangt den Besuchern einige Beweglichkeit ab. Die Raumstruktur des bis 1967 als Gefängnis genutzten Ge-

bäudes fordert Einfallsreichtum bei der Ausstellungsgestaltung und setzt der Vermittlungsarbeit insbesondere bei der Zielgruppe „Schüler“ Grenzen.

Mühldorfer Haberkasten: Ausstellung zum Nationalsozialismus

Auf deutlich großzügigerem Flächenzuschnitt wurde im November 2015 im benachbarten Haberkasten die Ausstellung „Alltag, Rüstung, Vernichtung. Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus“ eröffnet. Sie steht am Ende eines langen Ringens um die Einrichtung einer Gedenkstätte am Ort des KZ-Außenlagerkomplexes im Mühldorfer Hart.

Dort wurde ab Sommer 1944 unter Leitung der Organisation Todt eine halbunterirdische Bunkeranlage errichtet, in der Flugzeugteile für das erste Bombenflugzeug mit Düsenantrieb, die ME 262, gebaut werden sollten. Für die Bauausführung wurden neben zivilen Fachkräften auch Zwangsarbeiter und Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau heran-

gezogen. Etwa 4000 Häftlinge überlebten die Arbeits- und Lebensbedingungen in den um die Großbaustelle angeordneten Lagern nicht. Der nicht fertiggestellte Bunker wurde 1945 gesprengt, die voluminösen Reste verblieben im Wald. Für den einen sind sie Ärgernis oder Abenteuerspielplatz, für andere ein Ort der Gräuel und des Gedenkens.

Ab 1988 wurden die auf einer Fläche von 2,5 km² erhaltenen Relikte unter Denkmalschutz gestellt. Engagierte Bürger setzten sich seitdem für die Einrichtung einer Gedenkstätte ein. Ergebnis eines Architekturwettbewerbs in 2013 war eine Gesamtplanung. Im Juli 2015 beschloss Ministerpräsident Horst Seehofer mit seinem Ministerrat die Realisierung der Gedenkstätte durch die Stiftung Bayerischer Gedenkstätten. Im April 2016 wurde ein erster Abschnitt im Rahmen der jährlichen Gedenkfeier eingeweiht.

Im Lauf der Diskussion um Gedenkstätte und Ausstellung kristallisierte sich heraus, dass die Denkmäler im Mühldorfer Hart dem Gedenken vorbehalten

bleiben und daher nur mit Grundinformationen zu versehen sind, während eine ausführliche Einordnung des Befundes an einem zweiten Ort erfolgen sollte. Der Mühldorfer Haberkasten erwies sich schließlich als geeigneter Ort für eine Dauerausstellung. Er liegt beinahe im Stadtzentrum, gegenüber der ebenfalls in einem Baudenkmal, dem Kornkasten, untergebrachten städtischen Bibliothek und gegenüber dem Kreismuseum. Das Erdgeschoss wird seit einem Umbau 1994/95 als Veranstaltungsraum genutzt. Mit der Einrichtung einer Dauerausstellung im 1. Obergeschoss wird zugleich der nächste Abschnitt eines von den politischen Gremien des Landkreises und der Stadt Mühldorf in 2012 beschlossenen Konzepts eines „Geschichtszentrums“ umgesetzt.

In einem längeren Prozess konnte die Finanzierung der Ausstellung durch mehrere Geldgeber sichergestellt werden. Begleitend wurde eine Einigung über ein inhaltliches Konzept herbeigeführt, in dem sich die über Jahre gewachsenen Vorstellungen mehrerer Interessengruppen wieder fanden. Aufgabe der Ausstellung sollte es demnach sein, das Geschehen im Mühldorfer Hart zu erklären, zu fragen, welche Konstellationen die Einrichtung des KZ-Lagerkomplexes und die Tötung von Menschen durch Arbeit ermöglicht hatten. Auch sollte der Umgang der Zeitgenossen und Nachgeborenen mit der eigenen Geschichte und ihren sichtbaren Hinterlassenschaften thematisiert werden. Es war Konsens, dass die Ausstellung nicht „den Nationalsozialismus“ erklären kann, sondern den Fokus auf die örtlichen Gegebenheiten zu richten habe.

Dieses Basis-Konzept hat Marc Spohr als befristeter Projektmitarbeiter innerhalb kurzer Zeit ausgearbeitet, vorhandene Recherchen umfassend erweitert sowie aussagefähige und berührende Objekte beschafft. Ergebnis ist eine durch das Gestaltungsbüro Space4 klar strukturierte Ausstellung, die das historische Gebäude weitgehend unangetastet lässt, sodass die Dimension des Raumes trotz der Einbauten sichtbar und erfahrbar bleibt.

Vorbereitung und Realisierung der Ausstellung wurden von einer Arbeitsgruppe mit Fachleuten aus dem Museum, aus der Stiftung Bayerischer Gedenkstätten, der lokalen Interessenvertreter und

DAUER AUSSTELLUNG

des Kreismuseums Mühldorf
im Haberkasten

Alltag, Rüstung, Vernichtung. Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus

Haberkasten Mühldorf
Fragnergasse 3, Mühldorf a. Inn
Di bis Fr 14–17 Uhr
Sa/So 12–18 Uhr
und nach Vereinbarung

Kreismuseum Mühldorf
Tuchmacherstr. 7, Mühldorf a. Inn
Di bis Fr, So 14–17 Uhr
und nach Vereinbarung

Tel. 08631-2351
www.kreismuseum-muehldorf.de

der Denkmalpflege begleitet, sodass die jeweiligen Belange unmittelbar in der Diskussion Berücksichtigung fanden.

Anders als das Freigelände im Mühldorfer Hart kann die Dauerausstellung im Haberkasten bei jeder Witterung besucht werden. Sie erlaubt, sich im wahren Sinn des Wortes einen Überblick über die auf einer relativ großen Fläche verteilten Baureste zu verschaffen, deren Funktionszusammenhang sich vor Ort nicht oder nur schwer erschließt.

Großformatige Bilder und ein jeweils zugeordneter kurzer Text führen in einen thematischen Abschnitt ein. In einer hierarchischen, optisch gut erkennbaren Informationsstruktur folgen Leitobjekte sowie vertiefende Texte, ergänzt um Filmsequenzen. Das ganze Grauen und seine Auswirkungen für den Einzelnen werden emotional nachvollziehbar, wenn Zeitzeugen in Audiostationen zu Wort kommen, wobei sowohl Opfer wie auch aktiv Mitwirkende und vermeintlich passiv Zuschauende vertreten sind.

Beim Betreten des Ausstellungsraumes fällt dem Besucher ein Stangenwald ins Auge, hinter dem sich die Bunkeranlagen und der KZ-Außenlager-Komplex des Mühldorfer Harts verbergen, zumindest für denjenigen, der es vorzieht, nicht so genau hinzuschauen; ein Hinweis auf das auch seinerzeit

im Wald verborgene Geschehen. Um dieses Kernstück der Ausstellung, das zugleich die deutlichste Verbindung zwischen Ausstellung und der Gedenkstätte in situ ist, gruppieren sich drei Ausstellungseinheiten. Die erste behandelt die Weimarer Republik, die Infiltration der NS-Protagonisten in die lokalen Institutionen und das gesamte gesellschaftliche Leben. Stellvertretend für die Ausgrenzung aus der „Volksgemeinschaft“ stehen Biografien jüdischer Mühldorfer Bürger sowie die Pfleglinge einer Behinderteneinrichtung, die Opfer des Euthanasieprogrammes wurden. Dem Verbleib der überlebenden Häftlinge und Zwangsarbeiter sowie der Neuorientierung der vielen Flüchtlinge und anderer Zugezogener widmet sich ein weiterer Abschnitt. Er leitet über zu der Frage, wie KZ-Haft und Kriegserlebnisse verarbeitet wurden und wie bis heute mit den Hinterlassenschaften der NS-Zeit – den konkreten und den virtuellen – umgegangen wird.

Das Museum als Bildungseinrichtung: Vermittlung

Zu allen Ausstellungseinheiten des Kreismuseums gibt es ein Begleitprogramm. Die aktive Vermittlung der Inhalte, die Einladung zum Gespräch, die sich auch an noch nicht museumsaffine Besucher, an Schüler und Heranwachsende richtet, und die Anregung, aus der Geschichte für heute zu lernen, ist der Museumsleitung ein besonderes Anliegen.

Dank der Abordnung einer Lehrkraft seit Herbst 2015 sind bereits erste museumspädagogische Angebote fertiggestellt, weitere sind in Vorbereitung. Eine erweiterte Aufgabe erwächst dem Kreismuseum aus dem Zuzug von Flüchtlingen und Asylbewerbern. Es gilt, noch genauer zu fassen, was wir unter „unserer Kultur“ verstehen, dieses den Neubürgern verständlich zu machen und zu einem Austausch zu gelangen. Selbstverständlich muss das Museum mit Leben erfüllt werden und sich permanent weiter entwickeln. Die aktive Vermittlungsarbeit in allen Teilen des Kreismuseums und die Verknüpfung der NS-Dauerausstellung mit der im Bunkeranlage entstehenden Gedenkstätte werden die Verantwortlichen daher in den nächsten Jahren weiter beschäftigen.

Susanne Abel

Im „wilden“ Spessart

Die Ausgrabung des Forsthauses Diana an der Staatsstraße 2312 bei Rohrbrunn

Das Interesse der zahlreichen Besucher aus den umliegenden Ortschaften an der Ausgrabung zeigte, was für einen Verlust die fast vollständige Zerstörung des Ortes Rohrbrunn, mit seinem berühmten Wirtshaus zum Spessart, durch den Bau der A 3 und der Kreisstraße St 2312 in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts für die Regionalgeschichte des Spessarts noch heute bedeutet. Vor diesem Hintergrund ist die Ausgrabung eines scheinbar unbedeutenden Forsthauses des 19. Jahrhunderts mit seinen Nebengebäuden nicht nur als eine letzte Reminiszenz an vergangene Tage, sondern vor allem auch als eine Revision im Umgang mit der Lokalgeschichte zu verstehen. Am Ortsrand von Rohrbrunn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut, erlangte das Forsthaus Diana eine gewisse Berühmtheit, nachdem der Prinzregent Luitpold das gleichnamige Jagdschlösschen Luitpoldhöhe, 1889 rund 100 m südöstlich hangaufwärts errichtete und sein Sohn das Forsthaus des Öfteren als Nachtquartier benutzte. Das 12 x 10 m große und mit einem etwa

10 m langen und 2,60 m breiten Anbau versehene Forsthaus wurde Mitte der 1960er Jahre abgerissen, ohne dass eine Bauaufnahme erfolgte. Nun sollten auch die Fundamentreste der Verbreiterung der A 3 und der damit verbundenen Südverlagerung der St 2312 zum Opfer fallen. Mit der Beauftragung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), Lineare Projekte München, konnten die baulichen Überreste des Forsthauses und der hofseitigen Wirtschaftsgebäude in einer mehrwöchigen Grabungskampagne von der Firma ADA aus Weißenburg i. Bayern ausgegraben werden. Das giebelständige Forsthaus besaß einen quer zur Giebelseite verlaufenden, etwa 8,70 x 5,50 m großen Kellerraum, der mit einem Tonnengewölbe versehen war. Mittig führte ein Treppenzugang in den etwa 3 m tiefen Raum. Bevor das Forsthaus und der dazugehörige kleine Park errichtet wurden, war eine große Baugrube ausgestochen worden. Anschließend wurde das Fundament zusammen mit dem Tonnengewölbe des Kellers aufgemauert. Die nicht un-

terkellerten Bereiche und die Baugruben wurden dabei je nach Arbeitsfortschritt aufgefüllt, wie Begehungshorizonte und Verfüllungen der Baugruben belegen. Die Breite der aus Sandstein errichteten Fundamente erreichte bis zu 0,90 m bei einer durchschnittlichen Wandstärke von 0,60 m. Die Sichtseiten der Steine waren überwiegend mit dem Spitz Eisen bearbeitet worden. Der Keller besaß zwei Oberlichter, die der Beleuchtung beziehungsweise der Belüftung dienten, eine Nische konnte zur Aufnahme einer Kerze oder Lampe genutzt werden. Die in der Literatur erwähnten Vorgängerbauten des 18. Jahrhunderts die von Andreas Urzuber errichtete Poststation an der Straße zwischen Würzburg und Frankfurt und das von Valentin Schmelz erbaute „Haus zum neuen Rohrbrunn“, an deren Stelle 1832 das Forsthaus Diana trat, ließen sich im Forsthausfundament nicht nachweisen. Bauschuttverfüllungen beziehungsweise Planierschichten lieferten bis auf sehr wenige Ausnahmen kein Fundmaterial dieser Zeitstellung. Gänzlich ausgeschlossen werden kann



Forsthaus Diana und das ehem. Jagdschlösschen Luitpoldhöhe, historische Postkarte, nicht gelaufen (Foto: Wilhelm Gerling, Darmstadt)



Die Grundmauern des Forsthauses Diana und die Fundamente des hofseitigen Gebäudes (Foto: Bernd Kriens)

eine Nachnutzung älterer Fundamente nicht, denn Architekturteile unbekannter Herkunft ließen sich in den zahlreichen Spolien nachweisen, die in der hangseitigen Terrassenmauer verbaut worden waren. Vielleicht standen die beiden Häuser doch nicht exakt an der gleichen Stelle. In diesem Fall lägen die Fundamente evtl. noch außerhalb der bisher sondierten Fläche. Denkbar wäre auch, dass sie schon vollständig während des Autobahnbaus im letzten Jahrhundert beseitigt worden sind. Das hofseitige Gebäude, dessen Aussehen teilweise auch noch durch Fotos bekannt ist, stand auf zwei nebeneinanderliegenden nicht

unterkellerten Fundamentabschnitten. Eine exakte zeitliche Zuordnung konnte hier ebenfalls nicht vorgenommen werden, da Baugruben mit entsprechendem Fundmaterial fehlten. Auch hier könnte einer der beiden Vorgängerbauten gelegen haben.

Was als ganz normale Ausgrabung begann, entwickelte sich zu einer umfassenden Rettungsaktion, nachdem sich abzeichnete, dass der Forsthauskeller nicht ganz unbewohnt war. Mit dem frühen Grabungsbeginn Ende Februar wurden Siebenschläfer freigelegt, die sich als neue Forsthausbewohner in der Bauschuttverfüllung des Forsthauskellers

etabliert hatten. Was folgte war eine enge Zusammenarbeit zwischen dem BLfD Lineare Projekte, der Grabungsfirma, der Autobahndirektion Nordbayern und der zuständigen Umweltschutzbehörde, der Firma arc.grün, der zuständigen Försterfamilie Parr-Thiele aus Schollbrunn und der zuständigen Baufirma Stolz. Das Grabungsteam beseitigte etwa 55 m² Bauschutt von Hand und richtete einen „Shuttleservice“ von der Grabungsfläche zum Forsthaus Schollbrunn ein, mit dem jeder aufgefundene Siebenschläfer sofort dem zuständigen Revierförster übergeben wurde. Das BLfD genehmigte seinerseits eine vollständige fotogrammetrische Befundaufnahme, was eine besonders schnelle Dokumentation der Befunde ermöglichte und eine Bauverzögerung verhinderte. Im Ergebnis der Zusammenarbeit konnten 21 Siebenschläfer geborgen werden, von denen 16 die Bauarbeiten überlebten. Von den Rettungsmaßnahmen profitierten auch über 180 Kröten und Grasfrösche sowie über 30 Molche, die den Keller als Winterquartier nutzten beziehungsweise für die sich der Keller auf der einsetzenden Wanderung zu den Laichplätzen in ein unüberwindbares Hindernis verwandelt hat. Aus archäologischer Sicht stellte die „Zusammenarbeit“ mit den Siebenschläfern wider Erwarten einen Gewinn dar, denn mit der Freilegung



Siebenschläfer, ein Fund der besonderen Art. Einer der letzten Forsthausbewohner während der Bergung – müde aber gerettet! (Fotos: Carina Stiefel-Ludwig)

des Kellers von Hand konnten auch alle in der Bauschuttverfüllung vorhandenen Ofenkachelfragmente eines repräsentativen, grünglasierten Ofens aus dem 19. Jahrhundert geborgen werden. Bis auf wenige der Abschlussdokumentation beigefügten Stücke wurden diese direkt an das Heimatmuseum Weibersbrunn übergeben, wo sie nun ihren Platz in der Regionalgeschichte des Spessarts einnehmen können.

Bernd Kriens

Literatur

Jessberger, Kurt/Schneider, Manfred: Rohrbrunn und der Hochspessart. Erinnerungen an eine verlorene Einöde, Tauberbischofsheim 1985

Schaub, Franz: Das Wirtshaus im Spessart. Wahrheit und Legende, Würzburg 1975



Forsthausfundament mit Keller und Kellerzugang (Foto: Bernd Kriens)

Ehemalige Synagoge als Raum für die Gemeinde wiedergewonnen

Im Jahr 2008 konkretisierten sich die Pläne der Gemeinde Ottensoos, Lkr. Nürnberger Land, die ehemalige Synagoge (Dorfplatz 5) zur gemeindlichen Nutzung instand zu setzen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte diese bereits eine wechselvolle Geschichte zu erzählen, die nunmehr um ein weiteres Kapitel ergänzt werden kann.

Eine jüdische Gemeinde ist für den Ort seit der frühen Neuzeit belegt. 1686 wurde an gleicher Stelle bereits eine Synagoge errichtet, die im September 1871 einen Brand zum Opfer fiel. Noch für dasselbe Jahr ist eine Baueingabepflichtung belegt, die dann auch in dieser Form 1872 ausgeführt wurde. Die Lage der Synagoge kann man als „zentral im Hinterhof“ bezeichnen: Geografisch in der Ortsmitte, liegt der Bau jedoch abseits der Hauptstraße in zweiter Reihe. Zur Zentralität gehört auch, dass vor der Synagoge das Rathaus steht und direkt auf der anderen Seite der Hauptstraße die evang.-luth. Pfarrkirche St. Veit thront, sodass eine direkte Sichtachse zwischen den beiden Sakralgebäuden besteht.

Der Entwurf von 1871 nutzt den Bau- platz geschickt mit einem L-förmigen Baukörper, der sich in den eigentlichen

Synagogenraum im Ostflügel, mit der bereits genannten Sichtbeziehung zur Hauptstraße und Kirche, und einen schmälere Südflügel mit Lehrerwohnung und Klassenräumen gliedert. Der zweigeschossige Bau wurde komplett aus Sandsteinquadern gemauert und trägt ein Satteldach. Der Synagogenteil zeigt sich heute mit verputzten Wandflächen, der ehemalige Wohnteil steinsichtig. Den Südgiebel zieren neben den Ecklisenen, ein profiliertes Ortganggesims sowie ein Giebelaufsatz. Unterhalb des profilierten Traufgesimses zieht sich ein umlaufender Fries mit runden Zierelementen.

Nach dem Auslöschten der jüdischen Kultusgemeinde in Ottensoos 1939 und dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden 1952 im ehemaligen Synagogenraum Decken und Zwischenwände eingebaut. Die hohen Rundbogenfenster wurden dabei zerstört und durch je zwei Geschossfenster ersetzt. Neben der Inneneinrichtung des Sakralraums ging leider auch das ursprüngliche Tonnengewölbe verloren. Das Gebäude diente dann in den folgenden Jahrzehnten als Mietshaus. Im Gegensatz zum Synagogenflügel hatte sich der Südflügel bis zuletzt im bauzeitlichen Zustand erhalten. Die Erschließung

des Gebäudes erfolgt über einen Flur, der von der Ostseite des Wohnteils aus betreten wird. Hier befindet sich die Treppe ins Obergeschoss sowie in den Keller, der aus einem kleinen tonnen- gewölbten Raum besteht. Im Erd- und analog im Obergeschoss befindet sich im südlichen Gebäudeende jeweils ein nicht unterteilter größerer Raum. Nach Norden verläuft ein schmaler Gang der im Erdgeschoss die Synagoge und im Obergeschoss die Frauenempore erschloss, zudem gehen von dem Gang noch verschiedene kleine Wohn- beziehungsweise Nebenräume ab.

Die Gemeinde hatte sich entschieden, das Gebäude zukünftig kulturell zu nutzen und die ursprüngliche Raumaufteilung wiederherzustellen. Dabei kam eine detailgetreue Rekonstruktion des Innenraums nicht in Frage, zu groß waren die Verluste. Der Raumeindruck sollte jedoch grundsätzlich wieder erlebbar sein. Darüber hinaus war es aus denkmalpflegerischer Sicht wichtig, dass sowohl die Zerstörung während der nationalsozialistischen Diktatur als auch die anschließende banale Profanierung durch Wohnnutzung weiterhin ablesbar blieben, als materielles Zeugnis lokaler deutscher Geschichte. Diese

Ansprüche stellen erst einmal einen Widerspruch in sich dar, der in Ottensoos aber gut gelöst werden konnte.

Abgebrochen wurden die Zwischendecken und Trennwände der Nachkriegszeit und damit das ursprüngliche Raumvolumen wieder hergestellt. Die Decken- und Wandanschlüsse an die älteren Außenwände blieben allerdings bewusst sichtbar, um auf die Nachkriegsnutzung hinzuweisen. Der wieder herausgeschälte Rohbau der Synagoge verweist zudem in seiner Unfertigkeit auf die Zerstörung während

des Pogroms. Im Dachraum hatte sich die Binderkonstruktion der bauzeitlichen Brettertonne erhalten, diese bildet heute als raumwirksame Konstruktion den oberen Abschluss des Veranstaltungsraums. In den zugehörigen verputzten Giebelflächen kann der Verlauf der ursprünglichen Holztonne zusätzlich nachvollzogen werden. Allein hier finden sich noch großflächig ältere Wandfassungen, die gereinigt und konserviert nun wieder für die Allgemeinheit sichtbar sind.

Lange gerungen wurde um die Frage der Synagogenfenster, letztendlich

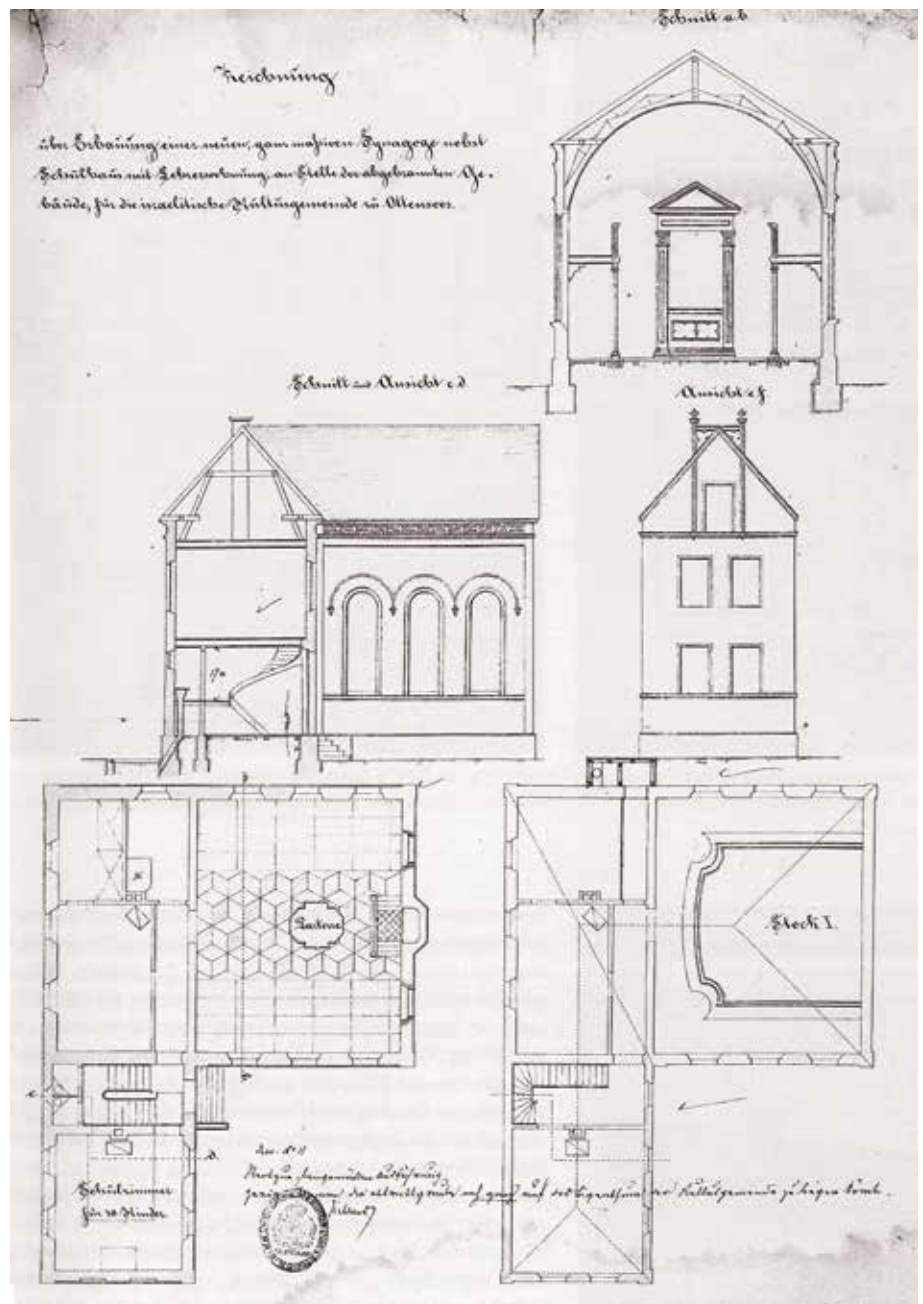
wurde dann einvernehmlich entschieden, die Nachkriegssituation aufzugeben und die hohen Rundbogenfenster in ihrer Grundform wieder herzustellen. Auch hier unterblieb jeglicher Versuch historisierender Detailgestaltung, die Fenstergewände sind glatt, nur in einem Teilbereich freigelegt und dort im vorgefundenen zerstörten Zustand konserviert. Die Fensterteilung selbst ist modern und funktional. Während die Fenster in den Längswänden vereinfacht wieder hergestellt sind, mussten die beiden in der Nachkriegszeit vermauerten



Ottensoos, Synagoge. Innenraum nach erfolgter Dachreparatur und Rückbau der Zwischendecke sowie der Raumtrennwände, 2012 (Foto: BLfD, Thomas Wenderoth)



Ottensoos, Synagoge. Erst- und Zweitfassung des Betsaals, direkt unter der verlorenen Gewölbeschale, 2008 (Foto: BLfD, Thomas Wenderoth)



Ottensoos, Baueingabeplan der Synagoge von 1872 (Quelle: StAN, BA Hersbruck, Baupläne, Jg. 1872)



Ottensooos, Synagoge. Innenraum nach der abgeschlossenen Instandsetzung 2016, rechts Detail der Dachkonstruktion (Foto: BLfD, Thomas Wenderoth)



und Reinigung hat sich die Gemeinde jedoch für einen modernen Holzboden entschieden. Das Ziegelpflaster konnte immerhin – neuverlegt an der Stirnwand – im Raum erhalten werden und verweist damit auf die Situation von 1872.

Das denkmalfachliche Konzept hatte die Konservierung des überlieferten Bestands inklusive der Zeitspuren der Zerstörung und der Banalisierung zur Grundlage. Damit war als wichtiger weiterer Konzeptpunkt die Denkmaldidaktik bereits vorgegeben: Um das Denkmal und seine Geschichte erlebbar zu machen, wurde mit dem heutigen Veranstaltungsraum letztendlich ein ahistorischer Zustand hergestellt, der drei aufeinanderfolgende Zeitepochen und damit auch Bauphasen parallel präsentiert. Dabei wurde unterschieden zwischen wichtigen und unwichtigen Geschichtsspuren: Unwichtige Baudetails werden in der Präsentation des Gebäu-

und daher komplett erhaltenen Fensteröffnungen in der östlichen Stirnwand des Raums aus Nachbarschaftsgründen zugesetzt bleiben. Grundsätzlich war es den Beteiligten wichtig, den Wandputz der 1950er Jahre als Zeugnis der Wohnungsnutzung zu erhalten, im Bereich der Fenster wurde von dieser Entscheidung jedoch abgewichen und der Putz im Innenraum entfernt. Die beiden mit Ziegelsteinen zugesetzten Öffnungen sind nunmehr lediglich geschlemmt, die ursprüngliche Fenstersituation des Raums wieder im Ganzen nachvollziehbar.

Die Thoranische war vermauert und ihres Thoraschreins beraubt. Auch sie ist heute im Innenraum als Rohbauöffnung erlebbar und verweist damit zum einen auf die ursprüngliche Nutzung und zum anderen auf die Zerstörung der Synagoge. Von der ehemaligen Frauempore hatten sich in Zweitverwendung einige hölzerne Stützteile erhalten. Zu wenige für eine seriöse Rekonstruktion – die Spolien sind im Speicher sicher verwahrt –, sodass eine moderne Empore eingebaut wurde. Bei den Rückbauarbeiten kam in einem Teilbereich das ursprüngliche Ziegelpflaster zum Vorschein. Für eine bessere Nutzbarkeit



Ottensooos, Synagoge. Der ehemalige Betsaal nach Osten nach der Fertigstellung 2016 (Foto: Barbara Steinbauer-Grötsch)

des nicht gezeigt, um den Gesamttraum lesbar zu halten. Ob dies gelungen ist, mag jeder selbst beurteilen. Vor Ort wird die instand gesetzte ehemalige Synagoge in jedem Fall positiv aufgenommen und mit Leben erfüllt. Nach fünfjähriger

Bauphase erfolgte 2015 die Einweihung. Neben Rathaus und Kirche komplettiert das renovierte Baudenkmal jetzt wieder den gesellschaftlichen Mittelpunkt des Ortes. Dass dieses Ergebnis möglich wurde, ist dem Einsatz der Gemeinde,

insbesondere auch ihres Bürgermeister Klaus Falk, sowie den Zuschüssen aus dem Städtebauförderprogramm zu verdanken.

Thomas Wenderoth

„Verwaschen und verwildert“ – Motiv zweier identischer Pressbleche

Zwei Mädchen und ihre silbernen Pressblechscheibenfibeln der späten Merowingerzeit aus Bad Königshofen

Nördlich der Altstadt von Bad Königshofen, Lkr. Rhön-Grabfeld wurden von September bis November 2011 zwölf Gräber geborgen, deren Beigaben aktuell in der archäologischen Werkstatt Schloss Seehof erfasst, untersucht und konserviert werden. Anlass der Grabung war die Planung und Errichtung eines neuen Bürogebäudes auf dem Areal mit der Immobilienfirma Trost als Auftraggeber. Da bereits in den 1950er Jahren einige merowingerzeitliche Gräber im unmittelbaren Gebiet angeschnitten wurden, erfolgte zunächst die Sondierung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege. Die anschließende Grabung führte das Büro für Ausgrabungen und Dokumentationen, Heyse GmbH & Co. KG aus Schwarzach am Main durch. Die wissenschaftliche Auswertung erfolgt im Rahmen der Masterarbeit von Michaela Winkler (Universität Bamberg, Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit).

Zwei Mädchen und ihre Beigaben

Von den untersuchten Gräbern soll ein besonderes Augenmerk auf zwei ungestörte Kindergräber gerichtet werden, die Gräber 3 und 4, die jeweils eine Pressblechfibel identischen Motivs enthielten. Zwei Mädchen wurden in großen rechteckigen Grabgruben auf dem Rücken liegend in der typischen Ost-West-Richtung bestattet. Die Skelette selbst lagen in der nördlichen Hälfte der Gräber. Die anthropologische Untersuchung durch Andrea Grigat ergab, dass beide Mädchen der Altersstufe infans II zugeordnet werden können. Die Stadien der Skelettreife und des Zahnstatus gaben Hinweise für die Bestimmung des Sterbealters. Da es sich um einen gemischten Zahnstatus aus Dauer- und Milchzähnen handelt,

konnte das Sterbealter des Kindes aus Grab 3 auf 8 bis 9 Jahre bestimmt werden. Die Körperhöhe betrug ungefähr 122 cm. Das Mädchen könnte unter einem chronischen Eisenmangel gelitten haben, da sich in beiden Orbitadächern (Augenhöhlen) löcherige aufgelöste Knochenstrukturen von mittelschwerer Ausprägung diagnostizieren ließen. Das Mädchen aus Grab 4 wurde auf 9 bis 10 Jahre bestimmt und hatte eine Größe von 126,5 cm.

Die Beigaben des Mädchens aus Grab 3 sind unter anderem ein stark zerstörtes Keramikgefäß und eine zur Hälfte erhaltene Spinnwirtel, die links neben ihr abgelegt wurden. Weitere Beigaben können zur Trachtausstattung gezählt

werden. Dazu gehören eine Perlenkette bestehend aus 47 unterschiedlich farbigen Glasperlen, eine Bronzedrahtperle sowie zwei silberne Ohringe aus Draht. Darüber hinaus wurden ihr drei verschiedene Fibeln mit ins Grab gegeben: eine bronzene Scheibenfibel mit vier kreuzförmig angeordneten Durchbrechungen, eine weitere bronzene Scheibenfibel mit Pressblech und eine silberne Pressblechscheibenfibel. Zwischen den Scheibenfibeln befand sich auch ein Silberring. Unter ihren Beinen lagen ein Beinkamm mit einem Etui und ein Eisenmesser mit Resten einer Lederscheide. Durch die Fibeln, die Ohringe und die Perlen kann das Grab des Mädchens gegen Ende des 7. Jahrhunderts datiert werden.

Beide geborgenen Mädchengräber weisen eine erhöhte Anzahl an Grabbeigaben auf, als es zu dieser Zeitstellung üblich war. Zudem ähneln die Beigaben aus Grab 4 jenen aus Grab 3: Neben silbernen Ohringen aus Draht und einer Perlenkette aus 56 Perlen (Glasperlen, Muschelscheibchenperlen und Bronzeperlen) wurde auch dieses Mädchen mit einem einreihigen Dreilagenkamm, einem Eisenmesser sowie drei Scheibenfibeln bestattet. Die Muster von zweien der Fibeln sind allerdings nicht mehr zu erkennen, weil die jeweiligen Pressbleche (Bronze und Silber) nur noch in Resten vorhanden sind. Außerdem sind dem älteren Mädchen auch Beigaben mitgegeben worden, die es wahrscheinlich nicht zu Lebzeiten getragen beziehungsweise verwendet hat. Diesen älteren Artefakten – eines latènezeitlichen Armringfragments aus Glas und einer vermutlich römischen Münze (die an einem Eberzahn positioniert wurde) – werden vermutlich beschützende Funktionen



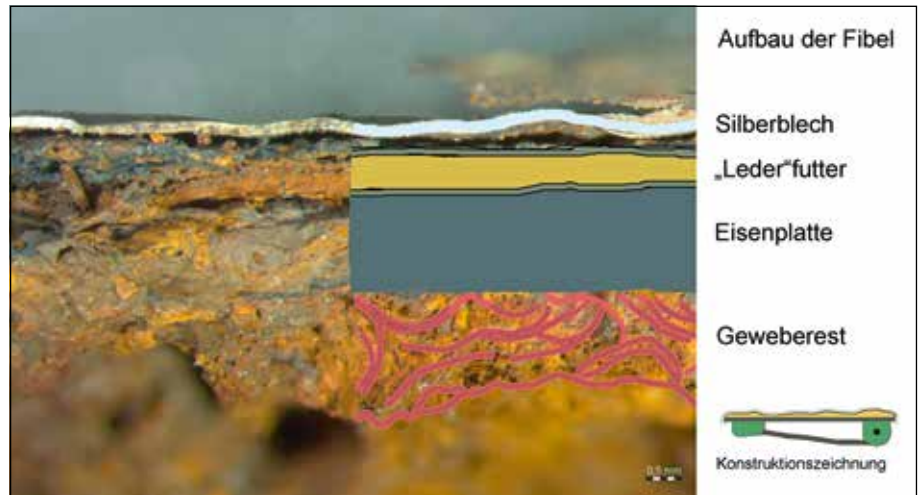
Bad Königshofen, Lkr. Rhön-Grabfeld, Grab 3 „Blockbergung“ mit Pressblechfibel und Silberring (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

für das Jenseits zugeschrieben. Beiden Kindern wurden auch tierische Knochen als Speisebeigaben in die Gräber gelegt. Durch diese Kombination der Funde und der Ähnlichkeit zu dem Grab 3 kann das Mädchengrab 4 ebenfalls gegen Ende des 7. Jahrhunderts datiert werden.

Nahezu alle metallenen Artefakte aus diesen merowingerzeitlichen Gräbern sind mit organischen Resten (Leder, Gewebe, Bein, Holz) behaftet und daher als sehr empfindlich einzustufen. Um diese zu schützen war es unerlässlich, komplexe archäologische Befunde und die darin befindlichen Einzelfunde in ihrem Verbund zu belassen und mit dem umgebenden Erdreich zu bergen. Der maximale Erhalt des Fundes und die Informationen, die er enthält, wurden in-situ optimal bewahrt. Die Weiterversorgung der Blockbergungen erfolgte in der archäologischen Werkstatt durch eine zusätzliche Schutzverpackung in Folienbeuteln (Aluminiumverbundfolien oder PA/PE-Folien) unter Vakuumatmosphäre und Stickstoffrückbegasung.

Zwei Pressblechfibeln mit identischem Motiv

Wie bereits erwähnt, trägt jedes Mädchen drei Scheibenfibeln, deren Anzahl zum Ende des 7. Jahrhunderts schon ungewöhnlich ist, zumal jede Fibel individuell ist und keine paarweise im selben Grab vorkommt. Zwei der Fibeln sind jedoch bemerkenswert. Beide wurden von der Grabungsfirma mit anderen Beigaben in Blöcken geborgen. Eine zuvor in der Werkstatt in München durchgeführte



Fotomontage mit Zeichnung des Aufbaus der Scheibenfibel aus Grab 4 (Foto: BLfD, Ursula Joos)

Röntgenprospektion brachte weitere Details der Funde zum Vorschein, die als Entscheidungsgrundlage für die konservatorischen Maßnahmen hilfreich waren. So konnten aus den Röntgenbildern nicht nur der Grad des Erhaltungszustands und Schäden am Objekt gesehen werden, sondern auch bereits Details zur Konstruktion der Fibeln.

Die Fibel aus Grab 3 wurde in einem Erdblock mit einer weiteren Pressblechfibel aus Bronze, deren Pressblech allerdings nicht mehr vollständig ist, und einem silbernen Ring geborgen. In der Werkstatt konnte die weitere Bearbeitung der Funde mit der nötigen Sorgfalt und Zeit vorgenommen werden, um den Fund beziehungsweise die Funde lesbar und zugänglich zu machen. Während der Freipräparierung und Entnahme

aus dem Erdreich bestätigten sich die durch die Röntgenaufnahme gemachten Beobachtungen zur Konstruktion des Nadelapparates. Im Gegensatz dazu konnte das Bildmotiv der Fibel aus Grab 4 zunächst nicht erkannt werden, da diese hochkantig mit drei Eisenringen im Block steckte und ihre Oberfläche im Röntgenbild nicht sichtbar war. Umso überraschender war die Freilegung der Fibel, als sich zeigte, dass das Motiv des Pressblechs mit dem des Grabes 3 absolut identisch ist. Die Übereinstimmungen, die sich auch im kleinsten Detail zeigten, legen nahe, dass das gleiche Pressmodell verwendet wurde. Die beiden Fibeln weisen einen „verwilderten“, unregelmäßigen Tierstil II als Muster auf: dieser baut sich aus mehreren verschlungenen schlangenartigen Tieren auf, die sich um



Gegenüberstellung der zwei Fibeln mit Umzeichnung des Tierstils II (Foto: BLfD, Ursula Joos, Zeichnung: Michaela Winkler)

eine Erhöhung von zwei Kreisen winden. Die Tiere selbst werden wiederum von einem Perlrand eingefasst, der deutlicher ausgeprägt ist, als das Motiv im Inneren. Der Tierstil II, entwickelte sich aus dem Tierstil I, in dem die Tiere als solches noch deutlich erkennbar waren. Köpfe und Beine blieben weitestgehend erhalten, wurden jedoch immer weiter auf die Linienführung reduziert. Bei den vorliegenden Pressblechfibeln kommt hinzu, dass das Model, von dem dieses Motiv abgenommen wurde, bereits so häufig genutzt worden war, dass sich die Feinheiten bereits „abgenutzt“ hatten und Köpfe und Beine als solches gar nicht mehr zu erkennen sind.

Beide Fibeln haben den gleichen Durchmesser von 3,3 cm. Die Konstruktion der Fibeln besteht aus einer runden Basisplatte aus Eisen, auf die ein Zierblech aus Silberfolie durch Umbördeln über den Rand nietenlos befestigt wurde. Eine Bruchstelle der Fibel aus Grab 4 ließ einen Blick in den Zwischenraum zu, der Reste eines hellen organischen Materials zeigt, das als Lederfutter interpretiert werden kann. Zwischen dem Leder und dem Silberblech liegt eine sehr dünne, schwarze stabile Schicht. Ob hier eine Kittmasse, wie Birkenpech oder ein Korrosionsprodukt der Silberfolie vorliegt, die sich auf der Lederschicht niedergeschlagen hat, kann ohne che-

mische Analyse nur vermutet werden. Für weitere Untersuchungen wurde auf eine vollständige Restaurierung der Fibel verzichtet. Auf der Unterseite der Fibel aus Grab 3 bestätigte sich nach der Röntgenbildauswertung und weiteren Freilegung der Nadelapparat mit einem Backenscharnier und Nadelrast aus Bronze. Der einzige Unterschied der Fibeln besteht im Material der Nadeln: Die Nadel aus Grab 3 ist aus Bronze, jene aus Grab 4 ist aus Eisen.

Auf beiden Fibeln haben sich an den Unterseiten organische Reste erhalten, die von Tracy Niepold substanzschonend untersucht und identifiziert wurden. Die Lage, Größe und Ausdehnung am Objekt wurde durch eine flächige und stratigraphische Kartierung systematisch erfasst und dokumentiert. Gerade an Fibeln können Reste organischen Textil- und Ledermaterials wertvolle Informationen zur frühmittelalterlichen Bekleidung enthüllen. Auf der Rückseite der Scheibenfibel des Mädchens aus Grab 3 haben sich großflächig drei Textilschichten erhalten. Ob es sich dabei um verschiedene Lagen eines Gewebes oder mehrerer Gewebe handelt, kann nicht mehr bestimmt werden. An der Fibel des älteren Mädchens sind zwei textile Schichten erkennbar. Obwohl die textilen Reste teilweise nicht besonders gut erhalten sind, lässt sich ein leinwandbindiges Gewebe mit z-gedreh-

ten Fäden gut identifizieren. Beide Fibeln wurden mit der Nadelspitze nach unten führend am Kleid befestigt und nur einmal durch das Gewebe gestochen, dies belegen Ein- und Austrittslöcher an den Textilschichten.

Verwandte Seelen?

Die zwei Kindergräber lagen zusammen mit zwei Erwachsenengräbern (Frauenbestattung und Männergrab) im südwestlichen Gebiet des Grabungsareals. Inwieweit es einen familiären Zusammenhang gibt, bleibt ohne DNA-Analyse spekulativ; auch wenn man aufgrund der identischen Pressblechfibeln, eine enge Verwandtschaft – vielleicht sogar Schwestern – vermuten möchte. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann allerdings davon ausgegangen werden, dass sich die Mädchen gekannt haben, vielleicht sogar miteinander aufgewachsen sind.

Ursula Joos, Michaela Winkler

Literatur

Neumann, Markus/Wagner, Michael: Frühmittelalterliche Gräber im Stadtgebiet von Bad Königshofen i. Grabfeld, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern* (2011), S. 107–108

Grigat, Andrea: *Ergebnisbericht der anthropologischen Untersuchung der frühmittelalterlichen Skelette aus Bad Königshofen i. Grabfeld, 2015 (unveröffentlichter Bericht)*

Zwei reich ausgestattete Knaben

Frühmittelalterliche Gräber in Langenpreising

Als Landmarke muss er weithin sichtbar gewesen sein, der merowingerzeitliche Grabhügel mit seinem Kreisgraben von ca. 25 m Durchmesser, heute am nördlichen Ortsrand von Langenpreising, Lkr. Erding, gelegen. In seinem Zentrum befindet sich eine bis auf Reste der zeitypischen Waffen- und Reiterausstattung vollständig beraubte, knapp 3 x 2 m große Grabkammer, in der um ca. 680 n. Chr. ein Mann bestattet wurde. Etwa 40 m östlich vom Grabhügel entfernt stieß man auf die Gräber dreier Mädchen, eines 4–6-jährigen Knaben (Grab A) und einer Frau. Da sie ähnlich datieren, stehen sie wohl in Verbindung mit dem Grabhügel. Mindestens zwei Generationen später

wird dann im frühen 8. Jahrhundert im Zentrum des Grabhügels südlich neben der Hauptkammer ein etwa 2–4-jähriger Knabe in einem ca. 1,6 x 1 m großen, hölzernen Grabeinbau nachbestattet (Grab B).

Die Ausgrabung des Grabhügels und der zugehörigen Grabgruppe erfolgte im Mai 2014 im Vorgriff auf eine Baumaßnahme.

Die beiden Knabengräber im Auffindungszustand

Unter den qualitativ und quantitativ meist unterdurchschnittlich ausgestatteten merowingerzeitlichen Kindergräbern sind die Gräber der beiden Knaben

aus Langenpreising wegen ihrer reichen und in Teilen außergewöhnlichen Ausstattung herausragend. Um möglichst viele Details über die Bestattungsriten gewinnen zu können, wurden sie im Block geborgen und im Restaurierungslabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege untersucht. Dadurch konnten Lage und Kontext aller Grabbestandteile sowie die an ihnen haftenden organischen Reste in maximaler Detailtiefe erfasst werden, um auf diese Weise möglichst viele relevante Informationen zu erhalten.

Grab A: Bereits bei der Entdeckung zeigte sich, dass das Skelett des 4–6-jährigen Knaben annähernd komplett im

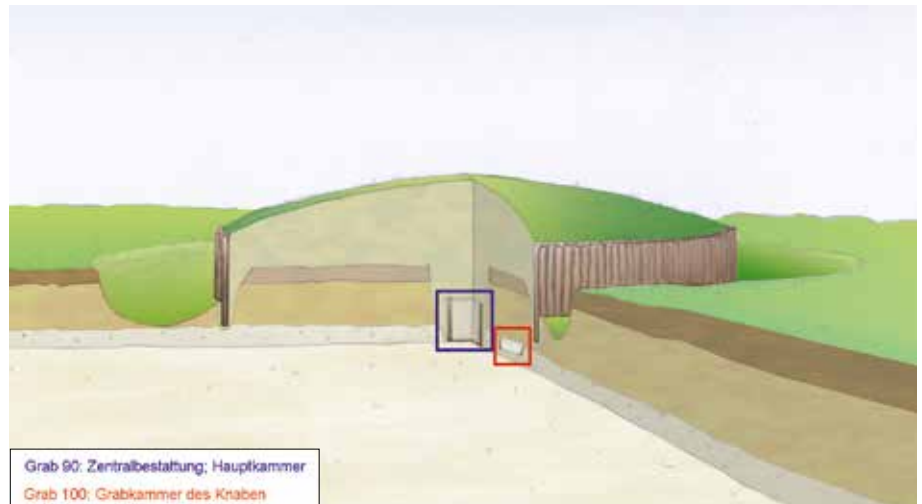
anatomischen Verbund erhalten war. Seine in Bestattungslage vorgefundene Grabausstattung besteht aus einem Hühnerei (auf dem rechten Becken) und mehreren Eisenobjekten: einem Sax (auf dem linken Arm), einem Beschlag (zwischen Sax und Rippen), einer Gürtelgarnitur (auf der rechten Seite des Brustkorbs) und einer Pfeilspitze (links vom Schädel). Die gesamte Ausstattung entspricht der eines Männergrabes dieser Zeitstellung mit dem Unterschied, dass sie an die Größe des Kindes angepasst wurde.

Grab B: Beim Versturz des hölzernen Grabeinbaus wurden Schädel und Oberkörper des 2–4-jährigen Knaben mitsamt den Beigaben verlagert beziehungsweise verschoben. Neben einer Eisenschnalle (über dem Becken), einer silbernen Riemenzunge (zwischen den Oberschenkeln) haben sich auf der linken Körperseite ein Eisenmesser und abgerückt vom rechten Oberschenkel eine Bügelschere und, in direktem Kontakt zu deren linker Seite, Reste eines einreihigen Dreilagengkamm erhalten. Besondere Aufmerksamkeit gilt den feinen, über Becken und Eisenschnalle verteilten Goldfädchen, bei denen es sich um die Überreste von textilen, golddurchwirkten Borten handelt. Als Indiz für die christliche Glaubensvorstellung der Bestattungsgemeinschaft ist wohl die Deponierung eines Goldblattkreuzes im Bereich des (verlagerten) Schädels zu werten.

Reste organischer Bestandteile, die sich an Eisenfunden in beiden Gräbern erhalten haben (Textilien, Federn, Leder, Holz, Stroh, Horn und Bein), sind überwiegend vollständig mineralisiert. Die entscheidende Voraussetzung für den Vorgang der Mineralisation und somit ihrer morphologischen Erhaltung war ihr direkter Kontakt zu Eisen, mit dessen Korrosionslösung sie durchtränkt wurden. Dadurch haben sie als Schlaglichter auf die ursprüngliche organische Ausstattung bis heute überdauert.

Grab A: Untersuchungsergebnisse und Rekonstruktion

Die archäoanthropologischen Untersuchungen zur Lage der Skelettknochen im Grab legen nahe, dass das Kind in gestreckter Körperhaltung auf einen weichen, ca. 4–5 cm dicken Untergrund gebettet wurde, wobei sein Kopf ver-



Langenpreising. Zeichnerische Rekonstruktion des Grabhügels (Zeichnung: BLfD, Peter Freiberger)

mutlich etwas höher lag. Mineralisierte pflanzliche Reste auf der Rückseite der Speerspitze und des Sax lassen vermuten, dass es sich bei der Unterlage um eine Art Matratze aus pflanzlichen Materialien (wie Stroh, Schilf und Baumrinde) gehandelt haben könnte. Textilreste auf der Rückseite der Speerspitze sind ein Indiz dafür, dass die Matratze zumindest im Bereich des Kopfes zusätzlich mit einem gewebten Textil bedeckt war. Reste eines Grabeinbaus beziehungsweise Sarges konnten nicht beobachtet werden.

Die dreiteilige Gürtelgarnitur besteht aus einer Schnalle mit Beschlagplatte, einem Gegenbeschlag sowie einem Rücken- beziehungsweise Nebenbeschlag. Die Breite des Leibgurts ist dank der auf der Beschlagrückseite erhaltenen Lederkanten auf 2,5 cm zu bemessen. Die Form aller Eisenbeschläge ist profiliert, ansonsten aber sind sie unverziert. Gegen- und Nebenbeschlag sind ihren Maßen nach identisch. Die Eisenbeschläge waren mit Hilfe von Holzstäbchen die durch die Ösen auf den Beschlagrückseiten geschoben wurden auf dem Leibgurt befestigt.

Aufgrund der Lage aller Gürtelbestandteile über dem Skelett ist sicher, dass der Gürtel dem Knaben weder angelegt war, noch richtig geschlossen wurde. Beim Hindurchführen des Leibriemens durch den Schnallenrahmen klappte der Schnallendorn zur Beschlagplatte hin um, und so wurde der Gürtel in halbgeschlossener Form dem Kind auf die Brust gelegt.

Das kleine, einseitig mit Rillen verzierte, einschneidige Schwert entspricht seiner Gestalt nach dem frühmittelalterlichen Sax, sozusagen in Form einer Miniaturausgabe (sog. Kindersax). Die Lederreste an den Klingenseiten sind vermutlich einer Lederscheide zuzuordnen. In Abgleich mit seiner Auffindungslage lässt sich rekonstruieren, dass der Kindersax aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Lederscheide steckend auf dem rechten Arm des Knaben abgelegt wurde.

Die Speerspitze liegt ohne Kontakt zum Körper auf Kopfhöhe des Knaben. Reste des hölzernen Speerschaftes in der Tülle der Speerspitze wie auch ihre Ausrichtung im Grab deuten darauf hin, dass der Speer, leicht abgerückt von der linken Seite längs der Körperachse im Grab abgelegt wurde.

Das mit Ausnahme seines eingedrückten schmaleren Endes unversehrte Hühnerei (Kalkschale) steht aufrecht auf dem rechten Becken des Knaben. Da der Zeitpunkt der Beschädigung des Hühnereis nicht festzustellen ist, kann nicht mit Bestimmtheit ausgesagt werden ob das Ei unversehrt, demnach mit oder ohne Inhalt, im Grab deponiert wurde.

Neben dem oben erwähnten Textilrest an der Speerspitze finden sich Reste eines feineren Textils an allen Bestandteilen der Gürtelgarnitur. Da sie ausschließlich an deren Außenseiten lokalisiert werden können, sind sie wohl eher einem Leinentuch oder einer Decke zuzuordnen als der Bekleidung des Knaben.

Grab B: Untersuchungsergebnisse und Rekonstruktion

Anhand von Verfärbungen im umgebenden Lössboden konnte bereits bei der Aufdeckung der Bestattung ein hölzerner Grabeinbau beobachtet werden. Mit ca. 1,6 x 1 m Größe entspricht er einer Grabkammer en miniature, eben angepasst an die Größe des kleinen Kindes von weniger als 1 m.

Die Holzartenbestimmung mehrerer Proben der bereits kalzinierten Holzreste ergab, dass die Waldkiefer (*Pinus sylvestris*) als Rohstoff für den Grabbau diente.

Eine stellenweise bis zu 3 cm dicke Daunenschicht an der Unterseite der Bügelschere und der Kammniete könnte ein Hinweis auf eine matratenähnliche Unterlage sein. Wie auch im Fall von Grab A deutet die stratigrafische Lage der an Bügelschere und Kammniete anhaftenden Textilreste auf die Abdeckung der Daunenschicht mit einem grob gewebten Textil hin.

Dank der hervorragenden Erhaltung der an der Gürtelschnalle und auf der Lederscheide des Messers anhaftenden Reste des Leibriemens liegt nahe, dass der Gürtel dem Knaben mit Hilfe folgender Verschlusstechnik angelegt war. Nach dem Schließen des Leibriemens mittels der Gürtelschnalle wurde das überstehende Riemenende, an dessen Ende die silberne Riemenzunge befestigt war, hinter der Schnalle von unten nach oben gezogen und vom Körper weg, über die Schnallenschauseite gelegt.

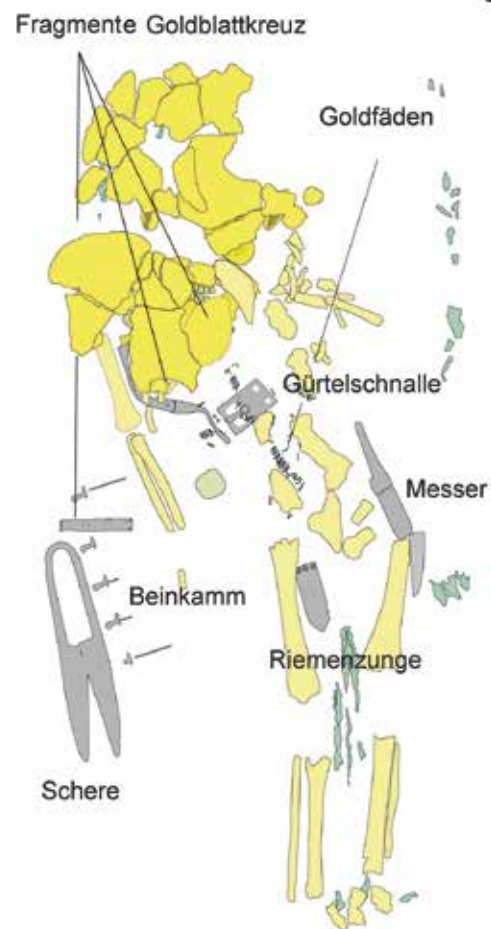
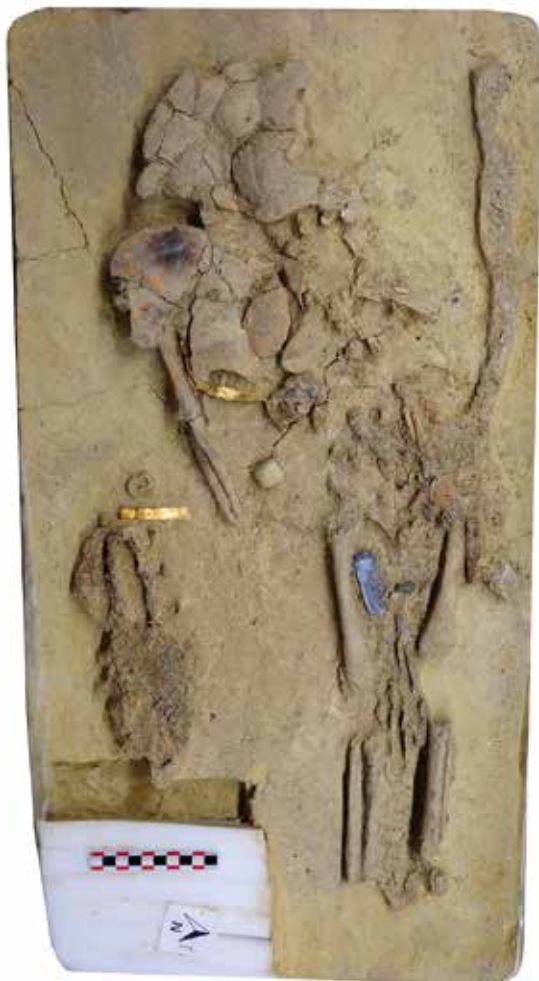
Das unverzierte, äußerst schlanke eiserne Griffangelmesser mit seinem Vollgriff aus Horn stellt eine für die Merowingerzeit typische Messerform dar.

Seine unter der Schneide zweizeilig vernähte Lederscheide hat sich ihrer Gestalt nach weitgehend erhalten. Wie auch der Leibriemen wurde die Scheide aus sehr feinem Leder von maximal 1,5 mm Stärke gefertigt. Als Nähtechnik kam, vermutlich auch aufgrund seines Zier-

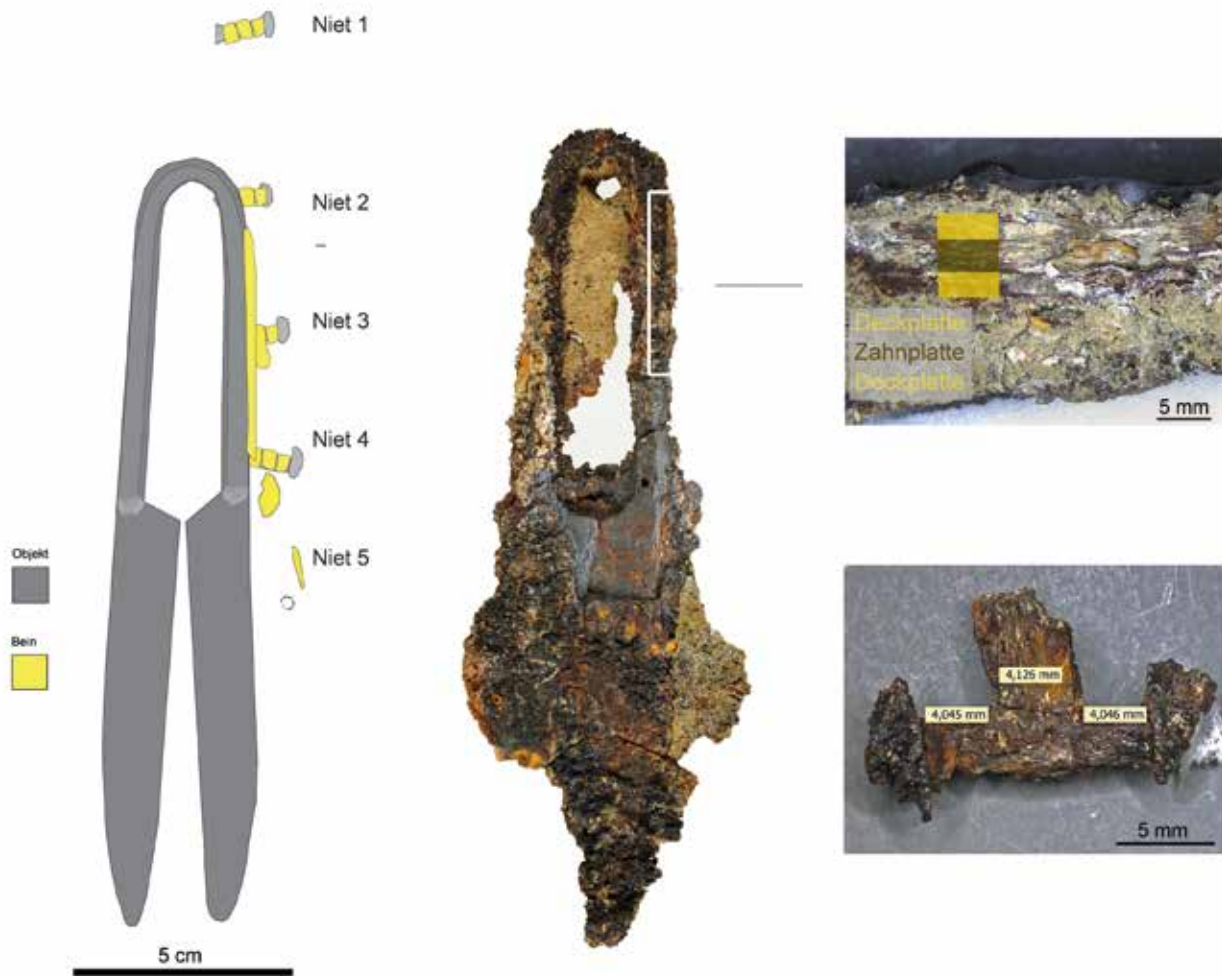
werts, der geraffte Laufstich zum Einsatz. Die zweizeilig versetzt vorgeschchnittene Naht mit einem Nählochabstand von nur ca. 2 mm erforderte hohes handwerkliches Können.

Das auf der vom Körper wegzeigenden Scheidenseite anhaftende Leibriemenfragment verweist darauf, dass das Messer bei der Grablege ohne zusätzliche Befestigung unter dem geschlossenen Gürtel eingeschoben war.

Abgerückt vom rechten Oberschenkel liegt die mit knapp 18 cm Länge zierliche schmiedeeiserne Bügelschere, deren Klingenspitzen zu den Füßen der Bestattung zeigen. Entlang ihrer der Bestattung zugewandten Seite reihen sich vier Eisenniete und Korrosionsprodukte eines fünften. In der Korrosionskruste der Eisenniete lassen sich die horizontal geschichteten Grenzflächen eines Dreilagenkamms klar ablesen. Anhand des langgezogenen Abdrucks der drei Kammlätter an der linken Scherenbü-



Langenpreising, Grab B. Links: Blockbergung Planum 3. Rechts: Auszug aus der Fundkartierung (Foto/Montage: BLfD, Thomas Stöckl)



Langenpreising, Grab B. Links: Auszug aus Fundkartierung; Lagebeziehung der Bügelschere und der Kammniet – Bildmitte: Bügelschere nach der Restaurierung – rechts oben/unten: Abdruck Beinkamm auf Bügelschere/Kammniet mit Beinlagen, Fundkartierung (Foto/Montage: BLfD, Thomas Stöckl)

gelflanke und dem geringen Abstand der Kammniete zu dieser (ca. 1–1,5 cm) lässt sich ein einreihiger Dreilagenkamm mit schmaler Griffleiste rekonstruieren.

In jener Zeit gebräuchlich waren Dreilagenkämme aus Knochen wie auch Geweih. Geweih, meist des Rothirsches, wurde seiner größeren Elastizität wegen von den frühmittelalterlichen Kammmachern gegenüber Knochen möglicherweise bevorzugt verwendet.

Nach Lage und Ausrichtung von Schau- und Rückseite der Goldfolienstreifen des Goldblattkreuzes zu urteilen, befand sich dieses bei der Grablegung auf dem Gesicht des Knaben. Durch den Verstoß des Grabbaus wurde es aus der ursprünglichen Lage verschoben vorgefunden.

Zur Herstellung des 2 g schweren, gleichschenkligen Goldblattkreuzes wurden zwei geschmiedete Goldfolienstreifen von ca. 12 cm Länge und 1 cm Breite und durchschnittlich 0,15 mm Dicke,

mittig überkreuzt und heiß oder kalt (in geglühtem, rekristallisiertem Zustand) miteinander verschweißt. Mit einer Nadel beziehungsweise Ahle überwiegend von der Schauseite zur Rückseite hin an den Kreuzschenkelenden eingestochene Löcher dienten vermutlich zum Aufnähen des Goldblattkreuzes auf einen organischen Träger.

Zu einem späteren Zeitpunkt rissen die beiden Kreuzschenkel 1 und 2 ab, vermutlich als das Kreuz bereits auf einem Stoff oder Ähnlichem appliziert war. Ohne die entstandenen Bruchkanten zu beschneiden – sie verzahnen sich lückenlos –, wurden die Schenkel mit dem Querbalken 3 wie folgt verbunden: Nachdem man die abgerissenen Schenkel ca. 3 mm unter den Kreuzbalken 3 geschoben hatte, wurden quer zur Überlappung Löcher durch beide Folienlagen gestochen. Dabei wurde von oben (Kreuzbalken 3) nach unten (Kreuzschenkel 1 u. 2) mit einem nadel-

ähnlichen Werkzeug von ca. 0,5 mm Durchmesser gestochen, wodurch sich der Lochdurchmesser der unteren Lage (Kreuzschenkel 1 u. 2) durch die aufstehende Lochkrone der oberen vergrößerte. Die Verbindung der Einzelteile erfolgte sicher erst beim Applizieren/Aufnähen des Goldblattkreuzes.

Im Zuge der Reparatur wurden außerdem ausgerissene Löcher erster Generation (der Herstellung) durch nebenständige zweiter Generation (Reparatur) ersetzt. Auffallend ist der wesentlich geringere Durchmesser der Löcher zweiter Generation. Dies alles spricht dafür, dass die Reparaturmaßnahme mit der Herstellung nichts zu tun hat.

Neben dem zur Daunenabdeckung dienenden grob gewebten Textil konnten auf der Unterseite der Bügelschere und Beinkammniete sowie an Messer und Gürtelschnalle zwei weitere Textilien erfasst werden. Es lassen sich Fragmente zweier gröber gewebter Textilien

unterschiedlicher Bindungsart, Fadenstärke und Webdichte sowie Fragmente sehr feiner, glatter, in Rippenkörperbindung hergestellter Brettchenborten unterscheiden.

Leider sind weder Webkanten noch Nähte nachweisbar, die einen technologischen Zusammenhang der Textilien bestätigen oder ausschließen. Daher bleibt ihr Verwendungszweck ungeklärt. Möglich wäre die reine Verzierung eines Kleidungsstücks aus dem zweiten, gröber gewebten Textil mit den Borten, entweder losgelöst von diesem als breiter Gürtel oder als aufgenähter Saum, Bordüre beziehungsweise Besatz. Wegen der großflächigen Präsenz der Brettchenborte muss auch die Möglichkeit in Erwägung gezogen werden, dass die Borten in eines der beiden gewebten Textilien mit ein- beziehungsweise angewebt wurden.

Aufgrund der schlechten Textilerhaltung sind die auf der Fundlage basierenden Aussagen zur Bekleidung des Bestatteten leider nicht sehr weitreichend. Betrachtet man die stratigrafische Lage der Bortenfragmente, so könnte es sich um Bestandteile eines um den Körper des Knaben gegürteten Textils handeln.

Bei den über und um die Eisenschnalle, auf Höhe der unteren Wirbelsäule verteilten, feinen Goldfädchen (sog. Goldlahn) handelt es sich ebenfalls um die Überreste brettchengewebter Borten, von denen sich nur noch die Goldumwicklung der Schussfäden erhalten hat. Die Seelen der Schussfäden, vermutlich ein Faserkern aus Seide oder Leinen, und die



Langenpreising, Grab B. Goldblattkreuz, Schauseite, nach der Restaurierung (Foto: BLfD, Thomas Stöckl)



Langenpreising, Grab B. Goldlahnfragment (Foto: BLfD, Thomas Stöckl)

textilen Kettfäden (Seide oder Leinen) der Borten sind vollständig vergangen.

Mit Hilfe der Rekonstruktion frühmittelalterlicher Goldborten als Kamm- und Brettchengewebe unter anderem durch Ina Schneebauer-Meißner 2012 konnte die einstige Einarbeitung dieser Goldfäden in ein in dieser Technik hergestelltes Gewebe zweifelsfrei belegt werden. Die goldenen Schussfäden verliehen den in Broschieretechnik angelegten Borten ein äußerst prunkvolles Aussehen.

Resümee

Die Ergebnisse der investigativ konservatorischen Bearbeitung beider Blockbergungen ermöglichen es, die archäologischen Fragen zumindest teilweise zu beantworten. Dank der Blockbergung war im Fall von Grab A die Deponierung des Gürtels mit metallischen Beschlägen nachvollziehbar. Der gute Erhaltungszustand, die methodische Arbeitsweise und die systematische Dokumentation erlauben mit gewisser Sicherheit rückzuschließen, dass die Objekte (außer der Speerspitze) einfach auf dem Körper (Arm, Brust und Becken) abgelegt waren. Diese Art der Deponierung unterstreicht die symbolische Bedeutung der Grabausstattung, schon angedeutet bei der symbolischen Konnotation des Eis.

Im Fall von Grab B stellt das Goldblattkreuz einen bisher einzigartigen Sonderfall innerhalb seiner Fundgattung dar. Reparaturen an Goldblattkreuzen wie

die beschriebene konnten bisher nicht eindeutig zeitlich und persönlich in einen von ihrer Herstellung losgelösten Kontext gesetzt werden. So stellt sich die Frage nach der Ursache für das Zerreißen des Langenpreisinger Goldblattkreuzes. Ebenso wie beim Gebrauch, könnte es auch im Zuge eines Grabraubs beschädigt worden sein. Naheliegender scheint, dass es nicht erst für die Grablegung des Knaben angefertigt wurde. Diese Beobachtung könnte dazu beitragen, die anerkannte Prämisse, dass Goldblattkreuze als Funeralbeigabe speziell für die Beisetzung aus dünnem Goldblech angefertigt wurden, zumindest zu überdenken.

Bei den Goldborten aus dem Langenpreisinger Knabengrab B könnte es sich um das bisher erste Vergleichsbeispiel dieser Art frühchristlicher Insignien handeln.

Thomas Stöckl

Literatur

Haberstroh, Jochen: Kinder der Nobiles? Frühmittelalterliche Gräber in Langenpreising, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern* (2014), S. 89–91

Huysiennee, Hélène: Conservation-restauration d'un ensemble archéologique prélevé en motte: Une sépulture d'enfant du Haut Moyen Âge (VIIe siècle, Langenpreising, Bavière), *Mémoire de Master 2 Conservation-Restauration des Biens Culturels, Année universitaire, Paris 2014–15*

Schneebauer-Meißner, Ina: Technologische Untersuchungen an Goldtextilien des frühen Mittelalters, in: *Bericht der bayerischen Bodendenkmalpflege* 53 (2012), S. 271–336, bes. S. 328

Fußabdruck der Geschichte

Der hochmittelalterliche Bergfried auf der Burg Falkenberg

Von der imposant auf mächtigen Granitfelsen über der Waldnaab thronenden Burganlage Falkenberg, Lkr. Tirschenreuth, mit ihrer wechselvollen Geschichte waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur Ruinen erhalten. Ihre heutige Gestalt verdankt die 1154 erstmals urkundlich erwähnte Burg Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg, der sie unter Einbeziehung der historischen Bausubstanz wieder auf- und ausbauen ließ. Der Graf war Diplomat im Dienst des Deutschen Reiches und von 1934 bis zur Kriegserklärung 1941 Botschafter in Moskau. Sein Wunsch, die Burg zu seinem Wohnsitz werden zu lassen, erfüllte sich nicht, denn im Zusammenhang mit dem Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli 1944 wurde der Widerstandskämpfer am 10. November 1944 in Plötzensee hingerichtet.

In den letzten drei Jahren konnte die Burg, die der Markt Falkenberg 2009 erworben hat, dank hoher Fördermittel, u. a. von der Städtebauförderung, der Bayerischen Landesstiftung und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, be-

hutsam instand gesetzt werden. Das markante Erscheinungsbild der Burg blieb dabei unangetastet, im Inneren wurde sie mit Hilfe von Elementen zeitgemäßer Architektur und Technik zukunftsfähig gemacht. Entstanden sind ein Museum zum Andenken an Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg sowie ein Veranstaltungsort mit Gastronomie und einigen Hotelzimmern. Ebenso war vorgesehen, dass die in Bayern so wichtige Sommergastronomie vor der Burg am Torhaus ihren Platz finden soll. Dann kamen aber die archäologischen Befunde des einstigen Bergfrieds aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zum Vorschein (s. Denkmalpflege Informationen 162, 2015, S. 19–20)

Dass die mächtigen Buckelquader als eindrucksvolle Zeugnisse der frühen Burggeschichte vor Ort erhalten bleiben müssen, stand außer Frage. Dennoch ist es dank einer denkmalgerechten Umplanung gelungen, beides zu erreichen: Das Bodendenkmal zu erhalten und den Biergarten mit Blick auf die Burg zu realisieren.



Burganlage Falkenberg, Lkr. Tirschenreuth, Blick von Nordwesten auf den Platz vor dem Torhaus (Foto: foto[mju]tektur)



Burganlage Falkenberg, Lkr. Tirschenreuth, im Boden nachgebildeter Grundriss des hochmittelalterlichen Bergfrieds (Foto: foto[mju]tektur)

Nach der konservatorischen Sicherung der archäologischen Befunde, wurde die Fläche als wassergebundene Decke ausgebildet, also mit einer Trennlage aus mehrlagigem Granitsandsplit aufgefüllt und auf diese Weise gesichert. Die archäologisch ermittelten Außen- und Innenkanten des imposanten Bergfrieds der stauferzeitlichen Anlage wurden daraufhin mit Granitgroßpflastersteinen auf dem modernen Bodenniveau sichtbar nachgezeichnet. Eine Schautafel liefert die notwendigen Erklärungen zur Entwicklung der Burganlage. Die frühe Baugeschichte der Burg Falkenberg soll so gewissermaßen als historischer Fußabdruck im Außenbereich der Burg erlebbar bleiben und dem Besucher vermitteln, auf welchem geschichtsträchtigen Boden er sich bewegt.

Peter und Christian Brückner,
Silvia Codreanu-Windauer

Von Straßenbauern, Heilkundigen und Feinschmeckern

Archäobotanische Erkenntnisse stecken in jeder Grabung

Was ist Archäobotanik?

Archäologie und Botanik: Ein Kontrast oder eine Ergänzung zweier gegensätzlicher Welten? Seit nicht allzu langer Zeit praktizieren Wissenschaftler beider Fächer eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, die spektakuläre und erstaunliche Informationen über das Alltagsleben unserer Vorfahren liefert. Es liegen also keine Welten dazwischen. Im Gegenteil: könnte es etwas geben, was uns näher ist als das tägliche Brot, Pflanzen die uns nähren, die uns heilen und die uns kleiden? Der Mensch hielt Haustiere seit dem 8. Jahrtausend vor unserer Zeit, gleichzeitig jagte er aber auch in den Wäldern Wildtiere. Das verraten die Tierknochen aus neolithischen Ausgrabungen. Ackerbau und gesammelte Wildpflanzen spielen für unser Leben eine meist noch größere Rolle. Nicht nur für unsere Ernährung, sondern zur Herstellung von Gewändern, Schmuck, für den Hausbau und zur Geschirrherstellung. Auch für diese Aktivitäten unserer Vorfahren gibt es Belege, die allerdings nicht so augenfällig sind, denn es sind mikroskopisch kleine Reste in den Bodenschichten, wie verkohlte Samen und Früchte. Diese vergehen nicht und überdauern auf diese Weise die Jahrtausende. Experten, eben Archäobotaniker mit einer spezialisierten Ausbildung in der Biologie, gehen auf Spurensuche unter dem Mikroskop. Es ist eine langwierige Analyse, die eine mehrjährige Erfahrung verlangt, um die Überreste von Gewächsen zu entdecken und zu identifizieren.

Untersuchungen vorgeschichtlicher Nahrungsmittel begannen mit Oswald Heer (1809–83), einem Schweizer Paläontologen, Botaniker und Professor für spezielle Botanik an der ETH und Universität Zürich. Er war der erste, der Getreidekörner und Obst aus den Schweizer Seeufersiedlungen beschrieb und mit seinem „kleinen Pfahlbau-

weizen“ die Fundamente dieser neuen Wissenschaft legte. Es waren auch diese Analysen, die der Pfahlbauforschung damals für den Laien eine solche Faszination verliehen.

Wo und wie findet man Pflanzenreste?

In gut durchlüfteten Böden zersetzen sich Pflanzenreste rasch, nur durch Feuer verkohlte Pflanzenreste bleiben erhalten. Sie können aufgrund ihres Zustands nicht weiter von Bodenorganismen abgebaut werden. In wasserstauenden Böden und dauerfeuchten Siedlungsbereichen wie etwa Brunnen sind die Erhaltungschancen für Pflanzenteile viel günstiger. Das anstehende Wasser verhindert den Zutritt von Luft und somit den Abbau des organischen Materials. Während in den sogenannten Trockenbodensiedlungen durchschnittlich 20 bis 30 Arten nachgewiesen werden, kann man in diesen Feuchtboden-

siedlungen deshalb ein Artenspektrum von meist über 100 Arten finden.

Diese Pflanzenreste werden durch das Schlämmen von Sedimenten aus den archäologischen Siedlungsschichten extrahiert und unter dem Mikroskop identifiziert. Sie behalten sogar in verkohltem Zustand weitgehend ihre Form und zeigen Einzelheiten an ihrer Ober-



Organische Reste nach dem Schlämmen in zwei Siebfractionen. Maschenweiten 2,5 mm und 1,0 mm (Foto: Barbara Zach)



Auslesen der Pflanzenreste mit diagnostischen Merkmalen unter dem Binokular-Mikroskop bei 6- bis 40-facher Vergrößerung (Foto: Barbara Zach)

flächenstruktur, die sie bestimmbar machen und so den Pflanzenarten von denen sie stammen, zugeordnet werden können. Mit bloßem Auge kann man die Pflanzenreste in der Regel allerdings nicht sehen.

Aus der Schweiz stammen die ältesten und am besten untersuchten Pflanzenreste seit Beginn von Ackerbau und Viehzucht vor über 7000 Jahren in Mitteleuropa. Dort erhielten sich unter Luftabschluss Samen und Kernhausfragmente des Holzapfels in 70 % aller Proben aus den neolithischen Schichten. In einigen Proben der Horgener Kultur und der Schnurkeramik fand man auch verkohlte ganze Äpfel (Brombacher/Dick 1987, S. 206). Holzapfel wuchsen wild am Waldrand oder im Gebüsch. Die Äpfel selbst besaßen viel weniger Fruchtfleisch als unsere heutigen, hochgezüchteten Kulturäpfel.

Solche Ergebnisse machen den Beginn der Ackerbaukultur nach der Eiszeit auf anschauliche Weise greifbar. Diese Informationen können jedoch ausschließlich über archäobotanische Analysen an Bodenproben gewonnen werden. Mit der Pollenanalyse wird Blütenstaub in Bodenschichten aus Mooren bestimmt und liefert Daten von außerhalb der Siedlungen. Das Ziel solcher Untersuchungen ist eine regionale Vegetationsentwicklung, das Verhältnis von Wald und Offenland und die Verschiebungen über die Zeit. Von Schriftquellen können wir hierzulande erst ab der Römerzeit profitieren und diese Beschreibungen mit den tatsächlichen Funden vergleichen. Davor sind die Erkenntnisse über die Schritte kultureller Errungenschaften in der Produktion unserer Grundnahrungsmittel ganz von aufgefundenen und dokumentierten Pflanzenresten abhängig.

Archäobotanik in Bayern

Seit der Mitte der 1980er Jahre wurden in Bayern systematisch archäobotanische Untersuchungen durchgeführt, vor allem über Forschungsprojekte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), von interessierten Kommunen, von Archäologen und Grabungsfirmen kommen seit einigen Jahren vermehrt Proben zur archäobotanischen Untersuchung. Es zeigt sich, dass solche Ergebnisse das Verständnis einer Kultur bedeutend erweitern. Pflanzenreste lassen Rückschlüsse auf Umwelt und Ernährung, auf Kleidung und Baumaterialien, sogar der Intensität

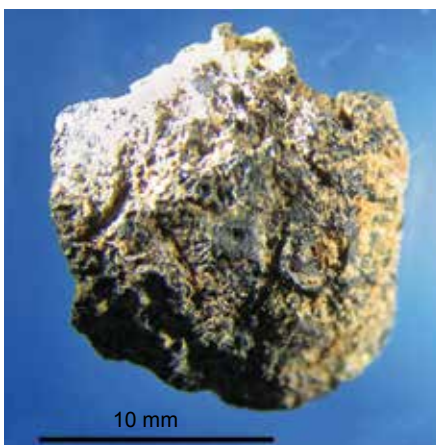


Blick in eine Schublade der Vergleichssammlung mit heutigen Früchten und Samen (Foto: Barbara Zach)

der Landnutzung und Landschaftsänderungen zu. Legt man Wert auf eine vollständige Untersuchung und Dokumentation archäologischer Befunde, so ist die archäobotanische Analyse von Makroresten wie Früchten und Samen von unersetzlichem Wert.

Der Großteil archäobotanischer Analysen in diesem Bundesland wird derzeit vom Team Archäobotanik Bayern getragen. Seit Beginn der 2000er Jahre arbeitet eine Gruppe von Fachleuten unter der Leitung des Archäobotanik-Labors Zach zusammen. Dieses Team

führt eine rezente Vergleichssammlung heutiger und verkohlter Früchte und Samen mit dem Schwerpunkt Mitteleuropa. Sie ist die unabdingbare Voraussetzung für die Bestimmung der archäologischen Pflanzenreste, denn oft genug sind es nur Fragmente oder Schalenreste, die von der ursprünglichen Frucht geblieben sind. Anhand diagnostischer Merkmale sind sie jedoch eindeutig zu identifizieren. Das Team hält die relevante archäobotanische Fachliteratur vor, pflegt eine Literaturdatenbank und stellt ihre erzielten



Verkohlte Apfelhälfte aus der jungsteinzeitlichen Siedlung Gammelsdorf-Rehbach in drei Ansichten: Außen- und Innenseite sowie Profilsicht (Fotos: Barbara Zach)



Blick durchs Mikroskop in eine Ansammlung von Leinsamen und -kapselfragmenten aus der frühmittelalterlichen Brunnenfüllung der Grabung Poing Realschule, die im Wasser liegend bestimmt und ausgelesen werden (Foto: Barbara Zach)

Ergebnisse in der Fachdatenbank ArboDat zur Verfügung. Es besitzt eine moderne Laborausstattung samt Dokumentationseinrichtungen und erweitert sie laufend. Die Pflanzenreste aller untersuchten archäologischen Plätze werden in einem Archiv fachgerecht aufbewahrt und stehen interessierten Fachkollegen jederzeit für weitere Forschungen und Nachbestimmungen zur Verfügung. Nähere Informationen und Kontakt unter www.archaeobotanik-bayern.de.

Aktuelle Untersuchungsbeispiele

Das Team Archäobotanik begleitete in den letzten drei Jahren etwa 100 archäologische Grabungen, die vorrangig in Bayern liegen. Die archäobotanischen Analysen werden von unterschiedlichen Institutionen beauftragt.

Die aktuelle Untersuchung einer frühmittelalterlichen Brunnenverfüllung aus Poing, Lkr. München, zeigt ein breites Pflanzenspektrum genutzter Pflanzen. Unter dem Mikroskop zeigten sich unverkohlte Samen und Fruchtkapselreste vom Lein (*Linum usitatissimum*) in großer Zahl. Dies weist auf eine lokale Ölproduktion hin. Archäologisches Fundgut lieferte für das frühmittelalterliche Poing bislang keine Hinweise auf diese Wirtschaftsweise.

Außer dem Lein war auch das Schwarze Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*) in größerer Zahl in den Brunnenschichten vorhanden. Das lässt nun allerdings zwei Deutungen zu: Einerseits wächst es auf Brachen und ruderalen Plätzen, also auf Schutt, entlang von Zäunen und Mauern, an verlassenen Plätzen. Andererseits enthält es halluzinogene Stoffe, weshalb es auch als „Hexenkraut“ bekannt ist. Die pharmazeutische Wirkung des Bilsenkrautes als betäubend und schmerzstillend wurde bereits von dem berühmten Pharmakologen des Altertums Dioskurides im 1. Jahrhundert in „de Materia Medica“ beschrieben und

in der Volksheilkunde sehr wahrscheinlich auch schon davor angewendet.

Bei einem derzeit untersuchten Abschnitt des Karlsgrabens bei Treuchtlingen, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen, im Rahmen eines Forschungsprojektes der Universität Jena, Leipzig, und des BLfD, kann mit Hilfe der Archäobotanik die Frage beantwortet werden, ob das Wasser im Kanal floss oder ob es still stand. Auskunft dazu geben Pflanzen, die ganz eng an diese Lebensräume gebunden sind, wie der Flutende Hahnenfuß (*Ranunculus fluitans*), der nur in fließendem Wasser wächst. Während der Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica*), nur in stehendem oder höchstens langsam fließendem Wasser vorkommt.

Dass die Römer im Voralpenland viele Moore geradewegs querten ist schon lange bekannt. Im Fall einer Straße bei Zusmarshausen, Lkr. Augsburg, befand sich eine mattenartige Graslage in der Holzunterkonstruktion der Straße. Die Untersuchung der Packung galt der Frage, ob es sich um Grasarten gemähter Wiesen handelt oder um Sauergräser, die direkt vor Ort vom moorigen Boden gewonnen wurden. Wie die archäobotanische Analyse zeigte, handelte es sich überraschenderweise um Stroh, also um Getreidehalme, die von Äckern als Füllung des mit Stangenhölzern und Flechtwerkwänden gebildeten Straßunterbaus auf den nassen Untergrund eingebracht worden sein mussten. Es waren sogar noch Samen der margeritenähnlich blühenden Ackerhunds-kamille (*Anthemis arvensis*) darunter, einem heute verhältnismäßig seltenen, wärmeliebenden Ackerunkraut auf nährstoffreichen Böden. Es muss also



Samen des Schwarzen Bilsenkrauts aus der frühmittelalterlichen Brunnenfüllung der Grabung Poing Realschule (Foto: Barbara Zach)

auf den guten Ackerböden außerhalb des Moores Getreide angebaut worden sein. Dessen Anblick muss viel farbenfroher gewesen sein als unsere heutigen Getreidefelder.

In der Bronzezeit ist eine rege Sammel- und Vorratstätigkeit der Menschen festzustellen. Während heutzutage das Sortiment eines Supermarktes nur einige wenige Obst- und Gemüsearten bereithält, stand auf dem Speisezettel der bronzezeitlichen Menschen eine enorme Vielfalt an Kräutern, Beeren und Wurzeln. Sie verwendeten Pflanzen, von denen viele Menschen nicht mehr wissen, dass man sie essen kann. So fand man



Verkohlte Eichelhälfte, von der Seite aus gesehen, aus der jungsteinzeitlichen Siedlung Gammelsdorf-Rehbach. Maßstab: 10 mm (Foto: Barbara Zach)

beispielsweise Vorräte von der Trespe *Bromus*. Ihre Samen sind in bronzezeitlichen Siedlungsschichten bei Heldenstein, Lkr. Mühldorf, erst in diesem Jahr entdeckt worden. Die Trespe ist ein Wildgras mit großen, stärkereichen, nahrhaften Samen. Man konnte daraus ein ähnliches Gericht wie Risotto kochen, wie es Kohler-Schneider im bronzezeitlichen Stillfried an der March (Niederösterreich) nachwies (Kohler-Schneider 2001, S. 153). Erst in den spätbronzezeitlichen Schichten tritt hier die Rispenhirse (*Panicum miliaceum*) auf. Sie ist auch in anderen vorgeschichtlichen Grabungsplätzen erst ab der späten Bronzezeit nachweisbar und

charakteristisch für diese Phase. Rispenhirse ist eine Getreideart, aus der man kein Brot backen kann, sondern Brei kochte.

Dass man bereits im Neolithikum Äpfel halbierte und trocknete, entdeckte man bei der Untersuchung von Bodenproben aus der Grabung von Gammelsdorf-Rehbach, Lkr. Freising. Es ist der bisher älteste in Bayern bekannte Holzapfel (*Malus sylvestris*). In mehreren Proben befanden sich außerdem halbierte Eicheln (*Quercus*). Dass sie sorgfältig geschält waren und in mehreren Proben vorkommen, spricht eindeutig für ihre Nutzung zur Bereicherung des täglichen Speiseplans. Es handelt sich um süße Eicheln von Eichenbäumen, vom Aussehen her nicht von jenen bitteren Eicheln liefernden zu unterscheiden, man muss sie kennen. Kennen Sie Eichenbäume mit süßen Früchten? In Sardinien gibt es bis heute ein traditionelles Rezept aus süßen Eicheln, aus denen über mehrere Verarbeitungsschritte zuletzt ein brotähnliches Gebäck zubereitet wird. Die Kenntnis der Bäume wird von Generation zu Generation weitergegeben.

Fazit und Ausblick

Gut finanzierte, interdisziplinär aufgestellte Großgrabungen sind selten. Dabei kann jede Grabung egal welcher Größe und welchen Umfangs wertvolle archäobotanische Funde zutage bringen. Deshalb sollten Grabungen auch mehrheitlich der archäobotanischen Analyse zugänglich gemacht werden. Denn die wenigen Informationen, die einzelne Bodenproben aus einzelnen Grabungen liefern, gewinnen in der Zusammenschau innerhalb einer Region durchaus an Bedeutung: Über einen bestimmten Zeitraum und im räumlichen Vergleich ergibt sich schließlich die Erkenntnis, die einen einzigartigen Beitrag zu unserer Kulturgeschichte leistet. Es werden Charakteristika von Kulturphasen erkennbar, wie etwa die Nutzung der Trespe in der frühen und mittleren Bronzezeit. Kulturelle Vorlieben der Menschen für bestimmtes Getreide oder dessen Zubereitung (Pizza oder Spätzle) werden sichtbar, oder die Abhängigkeit von klimatischen und edaphischen, also bodenbezogenen Gegebenheiten der Landschaft.

Unkräuter spiegeln diese Bodenbedingungen wider und zeigen auf, ob

Ackerbau auf nährstoffreichen oder nährstoffarmen Böden stattfand. Arten, die vor Ort aufgrund fehlender Bedingungen nicht wachsen müssen, mussten von weiter her eingeführt worden sein und verdeutlichen somit Handelswege. Die Wanderbewegungen der von den Menschen mitgebrachten und weitergegebenen Nutz- und Kulturpflanzen, wie z. B. dem ersten Auftreten der Rispenhirse, aber auch den unbeabsichtigt mitgetragenen Unkräutern werden sichtbar und erklären die Veränderungen unserer Umwelt und das Aussehen unserer heutigen Landschaft.

Die Archäobotanik liefert ein weites Spektrum möglicher Erkenntnisse. Doch so, wie es ohne archäologische Grabungen kein archäobotanisches Material geben kann, so werden auch die Rückschlüsse oft genug erst in vergleichender Gegenüberstellung mit den archäologischen Befunden erreicht. Eine stete Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Archäobotanik ist also der Schlüssel dazu, den Aktivitäten der Menschen möglichst nahe zu kommen.

Das Verständnis für die dahinter stehende Geschichte entwickeln wir erst durch die Diskussion und Forschung im Vergleich mit anderen Fundregionen und unter Einsatz aller zur Verfügung stehenden naturwissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten. Eine systematische archäobotanische Untersuchung von Sedimenten aus ergiebigen archäologischen Befunden ist unverzichtbar.

Barbara Zach

Literatur

Brombacher, Christoph/Dick, Martin: Die Untersuchung der botanischen Makroreste, in: Schibler, Jörg/Hüster-Plogmann, Heidemarie/Jacomot, Stefanie/Brombacher, Christoph/Gross-Klee, Eduard/Rast-Eicher, Antoinette: Ökonomie und Ökologie neolithischer und bronzezeitlicher Ufersiedlungen am Zürichsee. Ergebnisse der Ausgrabungen Mozartstrasse, Kanalisationsanierung Seefeld, AKAD/Pressehaus und Mythenschloss in Zürich (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 20) Zürich 1997

Kohler-Schneider, Marianne: Verkohlte Kultur- und Wildpflanzenreste aus Stillfried an der March als Spiegel spätbronzezeitlicher Landwirtschaft im Weinviertel, Niederösterreich, Wien 2001

Mittelalterliche Textilien aus dem Stiftergrab des Klosters Tegernsee

Zwölf unscheinbare Textilfragmente und -fragmentkomplexe wurden in der Abegg-Stiftung (Riggisberg, Schweiz) im Rahmen einer Masterarbeit untersucht und bearbeitet (Leibe 2015). Dabei gelang es, dank der durchgeführten Konservierungsmaßnahmen, Schnitt- und Musterrekonstruktionen zu erstellen, die es ihrerseits ermöglichten, die einst prächtigen Textilien zeitlich einzuordnen. Eine eigens konzipierte Montage bezieht die Untersuchungsergebnisse der Arbeit anschaulich mit ein.

Fundumstände und geschichtlicher Hintergrund

Bereits im Jahr 2000 wurden die Textilien aus dem Grab der beiden Stifter des Klosters Tegernsee, der Brüder Adalbert und Otakar, geborgen. Ein Zusammenhang zwischen den verbräunten, stark gefalteten Textilfragmenten und den Gebeinen war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr festzustellen. Die älteste Überlieferung zur Gründung des Klosters geht auf das 9. Jahrhundert zurück und nennt zwei Brüder, die Güter am Tegernsee besaßen und aufgrund einer göttlichen Weisung eine Kirche und ein Kloster erbauen ließen (Holzfurtner 1984, S. 41–49). Adalbert wurde erster Abt, und Otakar trat als

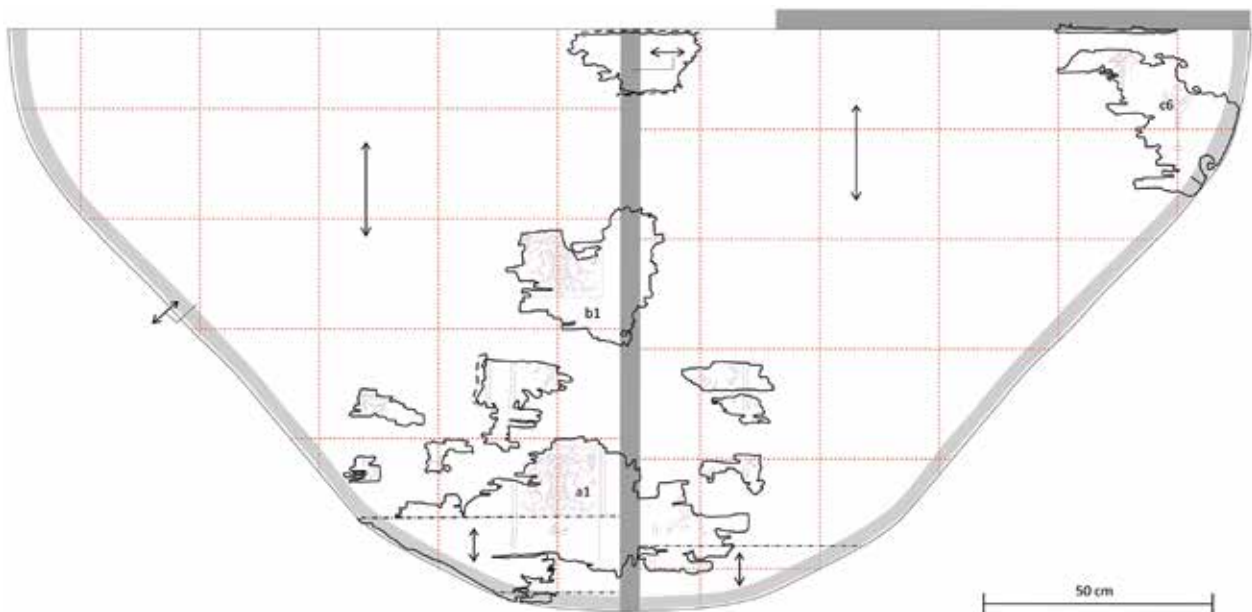


Fragmentkomplex a, Bündel aus mehreren Halbseidenfragmenten, vor der Konservierung 2015 (Foto: Abegg-Stiftung, Christoph von Viräg)

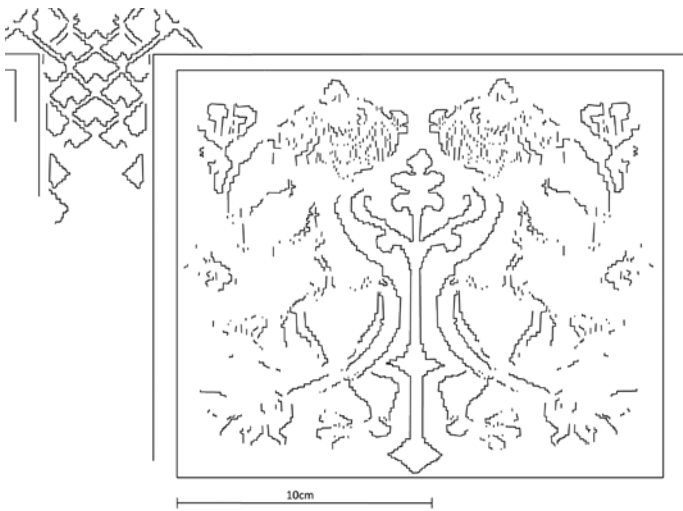
Mönch in das Kloster ein. Urkundlichen Erwähnungen nach ist die Gründung des Klosters zwischen 762 und 765 erfolgt (Wild 2014, S. 2250).

Überlieferungen zur ursprünglichen Grablage des Brüderpaares gibt es nicht, doch lassen Quellen auf eine erste Umbettung im 11. Jahrhundert schließen. Von der Grabstätte des 15. Jahrhunderts

ist die Grabplatte erhalten geblieben, die heute über dem Westportal der Kirche eingelassen ist. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurden die Gebeine schließlich unter der Hauptaltarmensa beigesetzt, wo sie sich bis heute befinden (Lampl 1975, S. 56–75). Darüber hinaus sind Graböffnungen im 18. und 20. Jahrhundert belegt.



Schnittrekonstruktion der Kasel mit eingezeichneten Fragmenten. Das Gewand war vorne mit einer Naht geschlossen und wird hier aufgeklappt dargestellt. Die dunkelgrauen Streifen deuten Kaselvorder- und -rückenstab an, der hellgraue Streifen markiert den Saumbesatz. Die schwarzen gestrichelten Linien stellen die Nähte dar, die roten Linien die Spiegelachsen des Gewebemusters. Die Pfeile zeigen den Kettverlauf an (Zeichnung: Abegg-Stiftung, Friederike Leibe, 2015)



Oberstoff der Kassel, rekonstruiertes Gewebemuster. In einem quadratischen Rahmen mit Rautenmuster sind zwei Löwen, die einen Lebensbaum flankieren, erkennbar (Zeichnung: Abegg-Stiftung, Friederike Leibe, 2015)



Gewebe mit rot-blauer Musterung, Rekonstruktionszeichnung (Zeichnung: Abegg-Stiftung, Friederike Leibe, 2015)

Bearbeitung der Fragmente

Für ein Erfassen des textilen Befundes war eine konservatorische Bearbeitung unabdingbar. Auf den ersten Blick war erkennbar, dass es sich um Fragmente verschiedener gemusterter Reinseiden- und Halbseidengewebe (Mischgewebe aus Seiden- und Pflanzenfaserfäden) handelt. Die Zustandsanalyse zeigte, dass insbesondere die pflanzlichen Be-

standteile der Fragmente stark abgebaut und dementsprechend empfindlich sind. Dies betrifft vor allem die Halbseidengewebe, die sich als zahlreich und relativ groß erwiesen. Die einstige Farbigkeit ihrer seidenen Schussfäden hat sich zu einem beinahe homogenen Braun verändert. Demgegenüber ist die Substanz und Farbigkeit der wenigen kleinen Reinseidenfragmente deutlich besser erhalten.



Fragment d ist der größte erhaltene Abschnitt vom Gewebe mit rot-blauer Musterung. Die Farbigkeit der Schussfäden ist an wenigen Stellen noch erkennbar. (Foto: Abegg-Stiftung, Christoph von Viräg, 2015)



Fragment f ist ein Reinseidengewebe in Leinwandbindung mit zusätzlichem Musterschuss. Es stammt vermutlich aus dem 7./8. Jahrhundert (Foto: Abegg-Stiftung, Christoph von Viräg, 2015)

Hauptursache für diesen Unterschied im Erhaltungszustand ist ein Befall durch Schimmelpilze, die vorwiegend pflanzliche Materialien abbauen. Auch während der Konservierung, die sich auf ein Befeuhten und Glätten beschränkte, galt es, diesen Befall zu beobachten.

Einordnung des Befundes

Anhand von Nähten und Verarbeitungsspuren konnte aus den ausgebreiteten Halbseidenfragmenten eine Kassel (liturgisches Messgewand) rekonstruiert werden. Der halbkreisförmige Schnitt und die rekonstruierten Muster der drei verschiedenen, am Gewand verwendeten Gewebe ermöglichten es, die Kassel in das 13. Jahrhundert zu datieren. Die Gewebe selbst sind wohl in Italien oder Spanien entstanden.

Auch für eines der gemusterten Reinseidengewebe, welches nur in winzigen Fragmenten erhalten ist, gelang es, das einst rot-blaue Gewebemuster zu rekonstruieren. Ein Gewebe mit der gleichen Webtechnik und dem gleichen

Muster findet sich im Grab von Kaiser Heinrich IV. (gest. 1106) im Speyerer Dom (Blöcher u. a. 2011, S. 184–187). Die Fragmente aus Tegernsee dürften somit auch um 1100 zu datieren sein. Ein weiteres Reinseidenfragment lässt sich, ebenfalls aufgrund seiner webtechnischen Eigenschaften, sogar noch in das 7. oder 8. Jahrhundert datieren. Es könnte sich um ein Fragment der ersten Grabausstattung handeln. Im textilen Befund spiegelt sich die Verehrung der Gründer über mehrere Jahrhunderte hinweg. Die jüngeren Gewebe könnten dabei als Hüllen für die Gebeine bei einer der Umbettungen gedient haben.



Die meisten Kaselfragmente konnten dem Rückenstab entlang positioniert werden. Dieser sowie der Saumbesatzstreifen werden durch stoffbezogene Japanpapier-Bänder dargestellt. Die Dimension des Musters wird durch die aufgestickten, annähernd quadratischen Rahmen verdeutlicht (Foto: Abegg-Stiftung, Christoph von Viràg, 2015)

Montage

Die Fragmente liegen heute auf einem gepolsterten Brett, wo sie nur durch den leichten Druck einer Glasplatte fixiert werden. In dieser Unterglasmontage können sie zukünftig auch einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden. Die Halbseidenfragmente sind lagerichtig auf dem Brett angeordnet; farblich abgesetzte Streifen deuten die Form der Kasel, gestickte Linien das Gewebemuster des Oberstoffes an. So sind die schwer zugänglichen Fragmente leichter zu erschließen. Die unterschiedlichen, sehr kleinen Reinseidenfragmente wurden gemeinsam auf einem separaten Brett montiert. Seit März 2016 befinden sich die Textilien im Diözesanmuseum in Freising.

Friederike Leibe und Regula Schorta

Literatur

Blöcher, Heidi/Dreyspring, Brigitte/Meißner, Ina: Gewandfragmente Heinrichs IV, in: *Des Kaisers letzte Kleider – Neue Forschungen zu den organischen Funden aus den Herrschergräbern im Dom zu Speyer*, Historisches Museum der Pfalz Speyer, Speyer 2011, S. 180–191

Holzfurtner, Ludwig: *Gründungen und Gründungsüberlieferungen – Quellenkritische Studien zur Gründungsgeschichte der Bayerischen Klöster der Agilolfingerzeit und ihrer hochmittelalterlichen Überlieferungen* (Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte 11), Kallmünz 1984

Lampl, Sixtus: *Die Klosterkirche Tegernsee, Maßanalytische Untersuchung zum Bestand, zur Baugeschichte und zur Funktion*, in: *Oberbayerisches Archiv* 100 (1975), S. 5–141

Leibe, Friederike: *Mittelalterliche Textilien aus dem Stiftergrab des Klosters Tegernsee – Erfassung des Befundes und Konservierung der Fragmente*, Riggisberg 2015 (unveröffentlichte Masterthesis, Abegg-Stiftung/Berner Fachhochschule)

Wild, Joachim: *Tegernsee*, in: *Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern*, (Germania Benedictina Bd. 2.3), hrsg. von Maria Hildebrandt, München 2014, S. 2249–2298

Die Torkapelle der Burg Breitenstein

In der Mittleren Frankenalb, südöstlich von Königstein, Lkr. Amberg-Weizsach, erhebt sich der 612 m hohe Breitenstein, dessen Gipfel aus zwei mächtigen Dolomittfelsen besteht. Wegen des Ausblicks, vor allem aber wegen seiner Burgkapelle ist er ein beliebtes Ausflugsziel. Eine 1974

unsachgemäß durchgeführte Instandsetzung des Kirchleins unter Verwendung von Zementmörtel hatte zu großen Feuchtigkeitsschäden am Mauerwerk geführt, was in den letzten drei Jahren eine grundlegende Sanierung notwendig machte.

Die Geschichte

Über die frühe Geschichte der Burg und ihrer Besitzer ist nichts bekannt. Der erste quellenmäßig fassbare Besitzer ist 1266 ein Heinrich Hermann von Breitenstein, der als Reichsministerialer in den Diensten des Königs stand. Durch eine Mit-

gift war damals auch Königstein an die Familie der Breitensteiner gekommen, woraus die Herrschaft Breitenstein-Königstein entstand. Die Breitensteiner lebten auf großem Fuß und beteiligten sich an den glanzvollsten Turnieren ihrer Zeit. Im 16. Jahrhundert prozessierten sie mit den Wittelsbachern vergeblich um ihre Reichsunmittelbarkeit und verloren dabei einen Großteil ihres Vermögens. In der Folgezeit wuchs die Schuldenlast immer mehr an und so folgte dem politischen Zusammenbruch der Breitensteiner auch der wirtschaftliche Absturz. Als letzter seines Stammes starb von Breitenstein 1666 in ärmlichen Verhältnissen. Die Herrschaft Breitenstein-Königstein, mittlerweile zur Hofmark herabgesunken, fiel daraufhin an das Herzogtum Sulzbach.

Die beiden Burgen

Die Burg Breitenstein bestand aus zwei Teilen. Die ältere und kleinere Burg, das sogenannte Vordere Schloss, stand auf dem nördlichen Gipfelfelsen und stammte aus der Salierzeit. Wie in situ vorhandene Handquader sowie eine archäologische Grabung zeigten, dürfte sie um 1100 errichtet worden sein. Nach seiner Zerstörung während der Hussitenkriege in den 1430er Jahren ist dieser Teil der Burg gänzlich abgetragen worden. Entsprechende Hinweise fanden sich in Form einer Schutt- und Brandschicht sowie damit vergesellschafteter Keramik aus dem späten 14./frühen 15. Jahrhundert.

Der auf dem südlichen Gipfelfelsen gelegene Burgteil, als Hinteres Schloss bezeichnet, entstand etwa hundert Jahre später und gehörte damit in die Stauferzeit. Von ihm ist nur mehr die ehemalige Torkapelle erhalten, die in exponierter Lage hart am Felsabbruch steht. Bis vor wenigen Jahren galt das Kirchlein als romanische Doppelkapelle. Nach Auswertung der Quellen, dem verformungsgerechten Aufmaß sowie der Befundung nach Abschlagen des Innenputzes war diese Deutung nicht mehr zu halten. Vielmehr handelte es sich um einen Torbau mit Oberkapelle, ein Bautyp, der im Hochmittelalter verbreitet war. (Das älteste und bekannteste Beispiel hierfür findet sich auf Burg Donaustauf östlich von Regensburg.) Der Zweck solcher Anlagen bestand in ihrer apotropäischen Funktion, also in ihrer Unheil abwehrenden Wirkung. Im Falle eines



Trotz späterer Umbauten hat die Burgkapelle ihr romanisches Aussehen weitgehend bewahrt. Rechts oben die Reste der Auflager für den barockzeitlichen Baukran (Foto: Mathias Conrad)

Angriffs auf die Burg sollte der Feind davon abgehalten werden, das Tor und damit zwangsläufig auch den darüber liegenden Sakralraum zu zerstören.

Die stauferzeitliche Torkapelle

Die Kapelle, die auf den ersten Blick wie aus einem Guss wirkt, ist ein doppel-

geschossiger Bau, dessen 1,30 m dicke Mauern mit lagig versetzten Dolomit-Glattquadern verblendet sind. Die großen Steinformate und die fehlenden Zangenlöcher sprechen für eine Entstehung um oder kurz nach 1200. Der Torbau mit Oberkapelle besitzt eine nicht eingezogene Apsis und hat damit dieselbe



Der Breitenstein in der sog. Bettschart-Chronik. Zwischen den damals noch vorhandenen Resten der Burg und der Kapelle steht ein Sommerhaus. Rechterhand, durch einen Felspalt getrennt, der vordere Burgfelsen. (aus: Freiherr von Bettschart: Beschreibung des Sulzbacher Landgerichts – eine spätbarocke Prachthandschrift von 1783, Stadtarchiv Sulzbach)

Breite wie das Langhaus. Wie deutlich am unterschiedlichen Mauerwerk (oben Bruchsteine) zu erkennen, war die Apsis ursprünglich niedriger, sodass der Ostgiebel sichtbar war.

Im niedrigen Untergeschoss befindet sich ein rechteckiger Raum, der ursprünglich nicht gewölbt war. Über seine Nutzung ist nichts bekannt. Nach Osten zu schließt sich, einst durch eine Mauer abgetrennt, die quer zur Raumachse verlaufende Torpassage an, zu der eine Holzbrücke über den Felsspalt von der älteren Burg herüber führte. Das Portal an der Zugangsseite besitzt mit Halbkugeln besetzte Kämpfer (Widerlager für den Bogen). Im Gegensatz dazu weist das hofseitige Portal, das heute bis auf den Bogen durch den Treppenaufgang verdeckt ist, keinerlei Schmuckformen auf. Das feuerfeste Tonnengewölbe der Torpassage ist nicht bauzeitlich, sondern erst nachträglich eingebaut worden, worauf die Verwendung von Bruchsteinen und der Umstand, dass das Gewölbe stumpf an die beiden Seitenwände stößt, hinweisen. Wie Untersuchungen mit einem Hohlraumsuchgerät gezeigt haben, steht unten im Bereich der Apsis der gewachsene Fels an.

Im Obergeschoss liegt von jeher die Kapelle, deren mittelalterliches Patrozinium nicht bekannt ist. Zugänglich ist sie vom Burghof her, was offenbar zunächst über eine hölzerne Freitreppe erfolgte, die frontal, und nicht wie



Blick vom nördlichen Burgfelsen auf die ehemalige Torkapelle. Links unten das Zugangsportal, davor der Felsspalt, über den eine Brücke zur stauferzeitlichen Burg hinüber führte (Foto: Johann Geitner)

heute an der Wand entlang, hochführte. Unverändert erhalten hat sich das gestufte romanische Portal mit glattem Tympanon. Während das Langhaus eine hölzerne Flachdecke besaß, war die Apsis in einer Kalotte (Halbkuppel) gewölbt. Die Raumhöhe von 6,50 m

und die hohe Anordnung der heute zugesetzten romanischen Fenster auf der Nordseite lassen auf eine ehemalige Herrschaftsempore schließen, achtete doch der Adel beim Gottesdienst auf eine räumliche Trennung von den Untertanen. Der Zugang erfolgte über einen Hocheingang auf der westlichen Hofseite. Da dort das Mauerwerk infolge des späteren Einsturzes der Westwand gestört ist, finden sich heute keine Spuren mehr davon.

Die Aufstockung der Kapelle zur Bastei

Nach der Zerstörung der Burg auf dem vorderen Breitenstein durch die Hussiten hatte die Torpassage im Untergeschoss der Kapelle ihren Zweck verloren. Das Portal auf der Nordseite wurde daraufhin vermauert. Um die Burg den veränderten fortifikatorischen Erfordernissen nach dem Aufkommen der Feuerwaffen anzupassen, setzte man um die Wende zum 16. Jahrhundert auf das Langhaus der Kapelle ein etwa 2,20 m hohes Wehrgeschoss für den Einsatz von Wallbüchsen. Das Gebäude wurde daraufhin als Bastei bezeichnet, in welcher „unten ein Capellen befindlich“.



Die Apsis nach dem Abschlagen des Innenputzes. Am unterschiedlichen Steinmaterial lassen sich deutlich die ursprüngliche Höhe und die barocke Aufmauerung erkennen (Foto: Johann Geitner)

Die Wiederherstellung der Kapelle durch die Sulzbacher Pfalzgräfin Eleonora

Mit dem Tod des letzten Breitensteiners war die Burg, wie gesagt, an das Herzogtum Sulzbach gekommen. Die neuen Besitzer zeigten wenig Interesse daran, leisteten keinen Bauunterhalt und schlachteten die Gebäude aus, sodass die Anlage binnen kurzer Zeit zur Ruine wurde. Auf Veranlassung von Pfalzgräfin Eleonora erfolgte im Jahre 1713 die Wiederherstellung der baufällig gewordenen Burgkapelle. Offenbar kam es damals auch zu einer Einwölbung von Unter- und Kapellengeschoss. Es handelt sich dabei um ein Tonnengewölbe aus Ziegeln, das im Erdgeschoss auf der Nordseite Stichkappen aufweist. Auch das in der Bettschart-Chronik bildlich überlieferte Stiegenhaus, über das man in die im Obergeschoss gelegene Kapelle gelangte, ist zu dieser Zeit entstanden. Geweiht wurde das wieder hergestellte Kirchlein daraufhin dem damals noch seligen Johannes Nepomuk. Unter Pfalzgräfin Eleonora entstand auch eine Wallfahrt zur Breitensteiner Kapelle, die sich bald steigender Beliebtheit bei der Bevölkerung des Umlandes erfreute.

Der Umbau der Wallfahrtskapelle durch Pfarrer Berschmid

Trotz der Renovierung durch Pfalzgräfin Eleonora war der Zustand der Kapelle zunehmend schlechter geworden. 1756 setzte deshalb der Königsteiner Pfarrer Wolfgang Adam Berschmid das „tostreiche“ Kirchlein grundlegend instand. Dabei kam es zu baulichen Veränderungen, die sich auf das Erscheinungsbild der Kapelle auswirkten. Die hart am Felsabbruch stehende, vordere Stirnwand des Kirchleins sowie die in Mitleidenschaft gezogenen angrenzenden Langhauswände waren durch den Bergschub zum Teil eingestürzt. Berschmid ließ die Mauern unter Verwendung der alten Steine neu aufführen, verzichtete aber auf den Wiederaufbau des Westgiebels. Auch ließ er das spätmittelalterliche Wehrgeschoss abtragen. Des Weiteren wurde das Zwischengewölbe im Kapellenraum sowie das Gewölbe der Apsis ausgebrochen und diese bis zur Traufe des Langhauses hochgemauert, wodurch der Bau eine einheitliche Höhe erhielt. Danach bekam die Kapelle einen neuen Dachstuhl mit einem Walm im Westen. Schließlich hat

man das Stiegenhaus, bei dem es sich um einen verputzten Fachwerkbau handelte, neu aufgeführt. Innen erhielt die Kapelle eine Bretterdecke, an der Rohrmatten als Putzträger angebracht wurden. Zur besseren Belichtung des Raums ließ Berschmid anstelle der kleinen romanischen drei größere Fenster einbrechen und die übrigen zumauern.

Während der Baumaßnahmen diente das Gewölbe im Untergeschoss als Behelfskirche. Berschmid ließ dazu den Raum in einem weiten und flachen Bogen zur ehemaligen Torpassage hin öffnen, um diese als Presbyterium zu nutzen. Auch brach man im Bereich der Apsis in das Gewölbe zwischen Ober- und Untergeschoss einen Hörschacht ein. So konnten die Gläubigen in der

neu entstandenen Unterkapelle an den Wallfahrtsgottesdiensten akustisch teilhaben. Erst unter Berschmid wurde demnach die ehemalige Torkapelle auf dem Breitenstein zur doppelstöckigen Kapelle. Er beschaffte für das damals leere Kirchlein auch eine zeitgemäße Ausstattung, die heute noch weitgehend erhalten ist. Sie besteht aus einem spätbarocken Säulenaltar mit einem Bild der Krönung Mariens und den Aposteln Petrus und Paulus als Seitenfiguren, dem Speisgitter und den Kirchenstühlen. Auch eine Orgel wurde angeschafft, die heute jedoch nicht mehr vorhanden ist. Durch mehrere Eingaben an die Kurfürstin gelang es ihm, die Geldmittel für den Umbau und die Neuausstattung des Kirchleins größtenteils von der kurfürst-



Innenansicht der renovierten Oberkapelle mit ihrer spätbarocken Ausstattung (Foto: Christofer Born)

lichen Hofkammer in Mannheim zu beschaffen. Geweiht wurde die Kapelle nun der Heiligen Dreifaltigkeit, die damit ein Doppelpatrozinium besitzt.

Die Veränderungen des 19. Jahrhunderts

Seit den Umbaumaßnahmen unter Pfarrer Berschmid hat sich das Erscheinungsbild des Kirchleins nur mehr wenig verändert. So wurde der an der Südseite angebaute Treppenturm durch eine steinerne Freitreppe ersetzt und ein hölzerner Dachreiter für die Glocke er-

richtet. Um das Fundament der Kapelle zu sichern, hat man vor ihre Westfassade im Abstand von 4 m eine dreiseitige Stützmauer gesetzt, da der anstehende Fels zum Teil hohl lag.

Mathias Conrad

Literatur

Buchner, Franz Xaver: Wolfgang Adam Berschmid, Pfarrer von Königstein (Sulzbach, Obpf.), in: *Die Deutschen Gauen/Sonderheft, Kaufbeuren* 1903

Hager, Georg/Lill, Georg: *Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg, Band XIX/Bezirksamt Sulzbach, München* 1910

Schwemmer, Wilhelm: *Die ehemalige Herrschaft Breitenstein-Königstein (Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft), Band XIII, 2. Aufl., Nürnberg* 1965

Conrad, Mathias: *Die Burgkapelle auf dem Breitenstein, in: ARX – Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol* 28 (2006), H. 2, S. 20–24

Musall, Daniel/Iberer, Michael: *Burgkapelle Breitenstein – Baugeschichtliche und typologische Untersuchung, Masterarbeit an der Hochschule Regensburg, Regensburg* 2012

Geitner, Johann/Conrad, Mathias: *Burgkapelle Breitenstein – Befundung des unverputzten Innenraums (Manuskript), Poppenricht* 2013

Das Max-Joseph-Denkmal in München

Bürgerliches und monarchisches Monument – Vorgeschichte und Herstellung

Lohn der Angst

„Aus dem Boden brach eine Feuersäule, die hinaufschloß bis unter den Dachstuhl – 50 Fuß, wenn nicht höher. Als ein glühender Metallregen kam es zurück, herunter auf die Menge. Alles was Füße hatte, flüchtete sich. [...] Zu sehen war nichts vor Rauch und einem wahren Aschenregen, der uns umgab. Mit Wasser war auch nicht ratsam zu löschen, denn wäre solches in das flüssige Metall gekommen, mußte es eine neue Explosion hervorrufen. Es blieb nur übrig zu warten, bis die Wut des Elementes von selber sich ge-

dämpft. Ein paar Minuten dauerte das Emporschlagen der Feuersäule, die dem Krater entstieg, dann wurde von ihm nur mehr Erde ausgeworfen.“ In einem Stück wollte Johann Baptist Stiglmaier (1791–1844), noch etwas unerfahren in dem Metier, die große Sitzfigur König Max I. Joseph gießen – so kam es zu dem Unglück am 9. August 1832.

Das flüssige, etwa 1100 °C heiße Metall durchbrach die Gussform und verursachte eine Explosion. Der Bericht stammt von dem 18-jährigen Ferdinand von Miller (1813–87), der damals in der

neu errichteten Königlichen Erzgießerei seines Onkels lernte. Nach dessen Tod sollte er diese jahrzehntelang erfolgreich fortführen. Das Zitat stammt aus Fritz von Millers Publikation über Ferdinand von Miller aus dem Jahr 1904.

Nicht nur der Vorgang des Erzgießens, auch die gesamte Arbeit in der Werkstatt war mühsam und gefährlich. Von Conrad Matschoß, einem weiteren Biographen von Millers und ebenfalls Mitarbeiter in der Gießerei, gibt es einen anschaulichen Bericht über die Arbeitsverhältnisse: „[...] war es notwendig,



Die Königliche Erzgießerei in der heutigen Erzgießereistraße in München mit der „Bavariahütte“, in der das Modell für die Bavaria aufgebaut war, Stahlstich (Foto: Leipziger Illustrierte Zeitung, 1845, hier nach Arbeitshefte des BLFD 86, S. 105)

den Raum trotz der übergroßen darin herrschenden Hitze nicht nur zu betreten, sondern darin zu arbeiten. [...] Auf ein gegebenes Zeichen hin wurden die Türen geöffnet, und alle dazu Befohlenen, Mund und Nase durch Tücher verhüllt, eilten, mit Blasebälgen und Reisig versehen, zur Arbeit. [...] Bedenklicher und für den Neuling beängstigend waren dagegen die Wirkungen des entwickelten Kohlegases. Oft im Raume selbst, meistens aber erst einige Zeit darnach, fielen die Leute wie leblos zu Boden. [...] Auf heiße Steine geträufelter Essig und kaltes Wasser brachte die Betäubten jedoch bald wieder zu sich, und die Arbeiter schenkten der gewohnten Erscheinung nur wenig Beachtung.“

Bronzeguss war also ein gefährliches Abenteuer! – Zumindest noch in jenen ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Münchner Hütte 1824 durch König Max I. Joseph und Kronprinz Ludwig.

Vor allem der junge Kronprinz wollte in Bayern antike Kunsttechniken wiedererwecken und seine zukünftige Landeshauptstadt München zu einem Isar-Athen verwandeln: durch Stadtausbau, Förderung des Museumswesens, Wiederbelebung der monumentalen Wandmalerei, der Glasmalerei und des Bronzegusses. Er sandte deshalb den jungen Bildhauer Stiglmaier zu damals führenden Gießereien Europas, nach Italien und unter anderem im Frühsommer 1826 nach Paris, um die Technik zu studieren. Bereits im Juli wurde in München das erste Relief gegossen und im Oktober das erste größere Objekt, die Bekrönung der Konstitutionssäule von Gaibach bei Kitzingen. Ein knappes Jahrzehnt später, nach Fertigstellung des Max-Joseph-Denkmal 1835, war es geschafft: Nun erhielt Stiglmaier zahlreiche Aufträge für Monumente – von Stuttgart (Schiller) bis Salzburg (Mozart) und Frankfurt (Goethe) bis Braunschweig (v. Schill). Auch für München goss er Großprojekte wie 1839 die monumentale Reiterstatue Kurfürst Maximilians auf dem Wittelsbacher Platz und kurz vor seinem Tod 1844 noch das Haupt der Bavaria. Bis zur Schließung der Gießerei 1931 verließen über 200 Statuen das Werk an der Erzgießereistraße. Wenig später, 1943/44, löschten die alliierten Bombenangriffe die baulichen Reste der einst so erfolgreichen Erzgießerei aus.

Aufdeckung des Denkmals mit himmlischem Sonnenstrahl

Während man 1832 die Technik des Erzgießens – wie oben gesehen – noch nicht so ganz im Griff hatte, konnte man bereits drei Jahre später, am 13. Oktober 1835, das Bronzedenkmal zu Ehren des ersten bayerischen Königs Max I. Joseph (1799 Kurfürst/ab 1806 König, bis 1825) in München aufdecken. Es war der zehnte Todestag des volkstümlichen Monarchen. Das von der zeitgenössischen Kritik gefeierte Werk, technisch nun ein frühes Meisterwerk auf deutschem Boden, wird von der deutschen Kunst-

geschichtsschreibung noch heute als das gehaltvollste Denkmal des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Auch sein Schöpfer, der preußische Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777–1857), war anwesend und schildert in seiner von Friedrich und Karl Eggers in den Jahren 1873 bis 1891 veröffentlichten Biographie den feierlichen Akt: Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden, darunter die ganzen Honoratioren von Staat und Stadt, Hofstaat, Minister, Magistrat, Professoren, der Klerus und die Generalität „in großer Gala und unbedeckten Hauptes“ – und natürlich König Ludwig I., „raschen



München, Max-Joseph-Denkmal, 1995 (Foto: BLfD, Joachim Sowieja)



„Feyerliche Enthüllung des Monuments für König Maximilian am 13 Octbr. 1835“, Lithographie von Gustav Kraus (Repro: Münchner Stadtmuseum, Inv. Nr. M. S. II, 287 K 16)

Schrittes“ und die königlichen Prinzen. Enthüllung des Denkmals durch den zweiten Bürgermeister, Chorgesang, Segnung durch den Erzbischof, Geläut aller Glocken der Stadt, 101 Kanonenschüsse: Man hatte sich einiges einfallen lassen! Und auch der Himmel hatte natürlich bei diesem Schauspieler dramaturgisch korrekt mitgespielt – zumindest behaupten das die Chronisten, auch Rauch selbst: „[...] sah ich aus meiner Wohnung dem Schauspieler zu, dem der Himmel nicht unhold schien, indem an solch trübem und feuchtem Tage derselbe sich im Augenblick der Segensprechung erhellte und zwei Sekunden das Monument und die Scene beleuchtete, welches einen großen Eindruck auf alle Anwesenden machte und auch mein Gemüth erhellte, daß ich genas von aller Sorge und Ungewißheit einer fast neunjährigen Arbeit, und war beruhigt und glücklich über diesen guten Ausgang derselben“ (zitiert nach Eggers).

Der zeichnende Chronist des biedermeierlichen Münchens, Gustav Kraus, hielt das Ereignis – selbstredend – im richtigen Moment in einer Lithographie fest: Nämlich justament, als der himmlische Lichtstrahl auf das eben enthüllte Denkmal fiel. So erglühete der mit der Rechten sein Volk segnende, erhaben auf hohem Sockel thronende König – damals noch goldgelb in polierter Bronze – im gottesgnädigen Monarchenlicht. Die himmlisch begnadete Lichtgestalt ist kompositorisch – König Ludwig I. sicher sehr angenehm – geschickt in und über die Lücke zwischen Nationaltheater und Bogenhalle der zum Zeitpunkt der Denkmalaufdeckung noch im Bau befindlichen neuen Hauptpost gestellt. Das ehemalige Palais Törring-Jettenbach war eigens zu diesem Zweck erworben und seine Nordseite für die Neugestaltung des Platzes gänzlich umgebaut worden. Die Lithographie mit den drei

richteten beziehungsweise umgebauten Gebäuden – Königsbau (1826–35), Loggia der Hauptpost (1834–38) sowie Hof- und Nationaltheater als etwas veränderter Wiederaufbau nach dem Brand von 1823 – ist damit eine Art Werbeblatt für eine neue, mit monumentale Bauten und Denkmälern versehenen Residenzstadt München. Neben der Dominanz der Herrscherresidenz und des Königs wird auch die Stellung des Bürgertums deutlich, das, auf allen Seiten an den Rand gedrängt, lokal-folkloristische Farbtupfer in langen Gewändern, modischen Hauben und gelegentlichen Dirndlkleidern abgeben darf. Während das in Blau gekleidete Militär das Geschehen mehrreihig im Karree abriegelt, haben nur die Männer des Magistrats und der Geistlichkeit, schwarz gekleidet die einen, in roten Ornaten die anderen, Zugang zum inneren Kreis. Der Ständestaat, auf dem rückseitigen Sockelrelief des Denkmals durch die großzügige

„Übergabe der Verfassung an die bayerischen Landstände 1818“ gut ablesbar verbildlicht, ist im Arrangement der agierenden Personen deutlich präsent.

Segensspender – Wohltäter – Vater des Vaterlandes: dem König ein Denkmal des Volkes

Das Bronzedenkmal steht im Zentrum des Platzes, axial vor den Portikus des Theaters und in die Portalachse des Königsbaus gesetzt, dreifach gegliedert über einem Sockel aus Granitstufen: In einen Mantel gehüllt, das Zepter in der Linken, hält der König sitzend die Rechte zum Segensgruß erhoben. Sein Thronstuhl steht auf einem mit Reliefs verzierten Sarkophag, der von vier aufrecht sitzenden heraldischen Löwen an den Ecken und zwei Wandpfeilern an den Längsseiten mit vorgestellten Frauenfiguren getragen wird. Die „Zwischenräume“ dieser unteren Zone sind durch Flachreliefs mit bayerischen Waffen aus der Zeit um 1500 geschlossen: Panzer, Fahnen, Hellebarden.

Wer sich mit Geschichte, Allegorie und klassizistischer Darstellungsweise ein wenig auskennt, dem erzählen diese Figuren und Gegenstände einiges: Die alten Waffen weisen auf historische Zeiten bayerischer Wehrhaftigkeit hin, die Löwen, aufmerksame Thronwächter mit wachem Blick und geöffnetem Rachen bezeugen die Wittelsbacher als die machthabende historische Kraft des Landes. Die etwas burschikos in knielangem Gewand und Schnürstiefeln daherkommende Frauengestalt auf der nördlichen Längsseite stellt sich als Bavaria vor, die Personifikation des Landes: mit Mauerkrone und Pflugschar für Stadt und Land, das Wappen auf dem Schuppenkragen und die geflochtenen Haare zeitgemäß – „deutsch“ hätte Ludwig gesagt – schneckenförmig gelegt. Die gegenüberstehende Allegorie inmitten der Südseite, klassisch im dorischen Peplos, war von Rauch als „Fortuna“ – Schicksals- beziehungsweise Glücksgöttin – angelegt, wurde aber dann zu einer „Felicitas publica“, einer öffentlichen Wohlfahrt umprogrammiert. Einem gesellschaftsphilosophischen Zeittrend folgend, ist die Figur dadurch ein wichtiges Symbol innerhalb der Gesamtaussage: als Monument einer patriarchalisch-wohlwollenden Herrschaftsausübung.

Die endgültige formale Ausbildung der einzelnen Teile des Denkmals bezieht deutlich Gedankengänge und optische Darstellungsmittel der Feierlichkeiten zum 25-jährigen Regierungsjubiläum des Monarchen 1824 und die Wünsche der Bürgerschaft mit ein: Der zweite Bürgermeister der Stadt, Jakob Klar, hatte nämlich in seiner Festrede das vom Bürgertum geplante Denkmal mit den Worten begründet: wegen seines „segensreichen Wirkens [...] Seine „wohlthätigen Gesetze, die weisen Anordnungen, die kräftigen Institutionen und die herrlichen Schoepfungen alle, wodurch unser Koenig der Erzieher seines Volkes, der Wohlthaeter seiner Untergebenen, der Begründer einer neuen bürgerlichen Ordnung, – Vater des Vaterlandes wurde.“ Die Rede – ein Lob auf die konstitutionelle Monarchie – war noch im selben Jahr in der von Ludwig Friedrich Schmidt und Heinrich Theodor Stiller herausgegebenen Festschrift publiziert worden und damit nachlesbar. Und der Magistrat, dem ja die Finanzierung des Monuments oblag, bat in seinem Schreiben an Kronprinz Ludwig vom 2. Februar 1824 auch um eine angemessene Umsetzung: Das Denkmal sollte „vorzugsweise den Typus der Regierung unseres allergnädigsten Königs darstellen“, seine patriarchalische Fürsorge für sein Volk.

Das fertige Denkmal lässt sich schließlich auch so lesen: Die segnende Handhaltung des Königs, die beiden Frauenfiguren und die Motive und Szenen der Reliefs verkünden das königliche Wirken zum Wohle des Volkes. Die Reliefs bedeuten Förderung des Justizwesens und Ackerbaus, das Religionsedikt von 1809, das nun beiden christlichen Konfessionen die Religionsausübung gestattete, Förderung der Künste und an der Vorderseite neben der Widmungsinschrift der Wissenschaften. Allerdings taucht der König nur auf dem rückwärtigen Relief, bei der Übergabe der Verfassung an je einen Vertreter der Stände, des Adels, der Bürger und der Bauern, persönlich auf. Bei den anderen Reliefs ist die Einflussnahme des Monarchen nicht direkt dargestellt – was aber auch einer jahrhundertelangen Tradition entspricht. Der direkte Bezug der charakterisierenden Sockelreliefs auf die Denkmalfigur wurde dennoch verstanden. Die Illus-

trationen in der erwähnten Festschrift, Nachstiche der beim Festakt aufgehängten großformatigen Gemälde mit den königlichen Wohltaten, waren ähnlich gestaltet und dienten z. T. als Vorbilder für die späteren Denkmalreliefs.

Allegorische Figuren aus der griechischen Mythologie und ein Engel treten hier ebenso auf wie bekannte Persönlichkeiten, die stellvertretend für ihre Berufsgruppe stehen – so die Künstler Klenze, Rauch und Cornelius, der protestantische Hofpastor und der katholische Bischof oder Naturwissenschaftler – sowie unbekannte Bauern und ein Handwerker. Klenzes erste Idee zum Denkmal, der König als „Legislator“, am 11. Juni 1820 Ludwig vorgeschlagen, war zwar eine beliebte Darstellungsweise, ist hier aber nur noch unterschwellig realisiert. Rauch hatte das ihm zugestellte Programm Goethe gegenüber 1832 etwas gelangweilt als Darstellung von „Regententaten und -pflichten“ bezeichnet, denn er erkannte in der Bestellung eine durchaus konservative Grundhaltung: Der gottgleich segnende sitzende Herrscher geht bis auf antike Götterfiguren, römische Imperatoren, deutsche Kaiserbilder, Papstgräber und barocke Monarchendarstellungen zurück. Die heraldischen Symbole verdeutlichen in Verbindung mit den Waffen die Macht des Herrschergeschlechts. Die verwendeten Allegorien und Reliefs stellen in der Regel Herrschertaten oder -eigenschaften vor. Die vier Sockellöwen hatte sich Klenze ursprünglich mit Symbolen der Religion, Konstitution, Geschichte und Volksliebe gedacht (Brief an Kronprinz Ludwig am 03. April 1824) – also durchaus mit eher abstraktem allegorischem Herrschaftshintergrund.

Barbara Eschenburg deutet das Werk überzeugend als hervorragendes Beispiel für die Darstellung konstitutioneller Monarchie, in dem die Milde des königlichen Blicks, der Geschenkgestus der Verfassung und die abgehobenen Reliefszenen das Leben in einer Art Goldenem Zeitalter bedeuten. Und in der Tat haben wohl die Hinweise des Magistrats die Entwicklung des Monuments in diese Richtung befördert, Klenze zu entsprechenden Themenvorschlägen für die Reliefs angeregt und König Ludwig diese Darstellungsversion nahegebracht.

Zur Vorgeschichte – ein Griff in die gottbegnadete Vergangenheit

Eschenburg hat die Entstehungsgeschichte des Denkmals und seine Ikonographie für ihre 1977 erschienene Dissertation erforscht, viele Ergebnisse dieser Arbeit sind hier referiert. Grundlegende Informationen finden sich im zweiten, 1878 verlegten Band der erwähnten Rauch-Biografie von Eggers. Im Arbeitsheft 86 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege wurde verschiedenen Aspekten bis hin zur Gusstechnik nachgegangen, und Heinrich Habel hat eine kurze Besprechung des Werkes in der Denkmaltopographie der Landeshauptstadt München geliefert.

Eigentlich sollte es – wie schon angesprochen – ein Unternehmen des Münchner Magistrats werden, beschlossen am 26. März 1820. Eine Denkmalkommission sollte sich um die Finanzierung durch Subskription kümmern – eine in der Zeit für solche Vorhaben ganz übliche Vorgehensweise. Das Bürgertum in Europa hatte die Denkmäler als Möglichkeit entdeckt, vor allem bedeutende Mitbürger zu ehren. Schiller kam so z. B. in Stuttgart aufs Postament oder Gutenberg in Mainz und in der zweiten Jahrhunderthälfte unzählige andere Künstler, Wissenschaftler, Wirtschaftsgrößen, Politiker. König Max I. Joseph wurde wohl in seinem Nutzen für die Gesellschaft als Kameralist gesehen, als Wirtschaftler und Verwalter, der das marode Land 1799 übernommen, mit Hilfe seines Ministers Maximilian Joseph Graf Montgelas (1759–1838) und großer Sparsamkeit durch die napoleonischen Kriege gebracht sowie verwaltungsmäßig reformiert hatte: Grund genug, ihm von Bürgerseite her ein Denkmal zu setzen. Die ersten Vorschläge, ein Brunnenmonument im Zusammenhang eines neuen Wasserversorgungssystems für die Stadt oder ein Gebäude mit gemeinnützigem Zweck, verbanden Ehrung und Nutzen noch ganz direkt – und dürften ihm selbst auch ganz genehm gewesen sein. Auch noch später, bei bereits fortgeschrittener Denkmalplanung, hat sich König Max nach der Brunnenvariante erkundigt. Der Brand des eben vollendeten Nationaltheaters am 11. Januar 1823, für dessen Wiederaufbau die Stadt 300 000 Gulden beisteuern wollte, dürf-



Martin von Wagner, Entwürfe zum Max-Joseph-Denkmal, Bleistift und Feder, Ausschnitte, wohl 1832 (Repro: Martin-von-Wagner-Museum Würzburg)

te die Planung etwas zurückgeworfen haben und war vielleicht auch für die zögerliche Haltung des Magistrats zu den Kostenvoranschlägen Rauchs verantwortlich.

Inzwischen hatte aber der wie bekannt höchst kunstinteressierte Kronprinz Ludwig, der sich von Oktober 1823 bis Anfang 1824 mit Klenze auf einer seiner vielen Italienreisen befand,

längst beschlossen, sich einzumischen. Er wollte über das Aussehen der Denkmäler in seiner zukünftigen Residenzstadt mitbestimmen – oder eher ganz bestimmen. So blieb dem Magistrat sicherlich gar nichts anderes übrig, als ihm am 2. Februar 1824 die gesamte künstlerische Planung und Ausführung des Denkmals zu überlassen – nicht ohne, wie oben zitiert, auf die gewünschte Gesamtaussage hinzuweisen. Die feierliche Grundsteinlegung fand bereits zwei Wochen später anlässlich des erwähnten Regierungsjubiläums des Königs statt. Wie das geplante Denkmal aber aussehen sollte, darüber gab es zu dieser Zeit noch unterschiedliche Vorstellungen. Kronprinz Ludwig hatte – sicher in intensiven Gesprächen und dann engstem Einvernehmen – von Klenze und seinem in Rom agierenden Kunsteinkäufer, dem Bildhauer Martin von Wagner (1777–1858), ein Denkmal entwerfen lassen, wovon sich ein paar Skizzen im Martin-von-Wagner-Museum in Würzburg erhalten haben. Sie zeigen den König überwiegend sitzend auf dem Thronsessel, mal antik gekleidet, mal mit Hermelinmantel und Hubertusorden, das Schwert an der Seite. Das Motiv verband staatliche Macht und postmortale Verherrlichung mit der Aussage Monarch als Friedensbringer und Gesetzgeber. In München arbeitete man weiter daran. Erhalten hat sich eine Pause Klenzes nach einer auf der Rückreise verdorbenen „römischen Skizze“ sowie weitere, von ihm reicher ausgeschmückte Entwürfe aus dem Frühjahr des Jahres 1824 unter Verwendung der Festschriftillustrationen. Hier tauchen erstmals auch die Löwen als Sockelträger auf.

Dann aber, im April 1824, kam das Veto von König Max: Sitzend wollte er nicht dargestellt werden, den Macht- und Antikenträumen seines Sohnes – soweit er sie überhaupt als solche erkannte – konnte er wohl nichts abgewinnen. Klenze reagierte sofort eilfertig mit einem Entwurf für ein Standbild, das dem König und der Denkmalkommission gefiel – ein ähnliches Denkmal kam tatsächlich fast zur gleichen Zeit in Passau zur Ausführung und wurde dort 1826 vor dem Dom aufgedeckt. In einem Brief vom 11. April 1824 rechtfertigte sich Klenze etwas kleinlaut beim Kronprinzen – das Projekt kam aber vorerst ins Stocken. Der Opern-

brand mit einer Neuplanung der Platzgestaltung und anstehenden Bebauung, anfänglicher Geldmangel, ein fehlender Bildhauer und der zukünftige Gießer Stiglmaier noch auf Studienreise – eine Reihe von Gründen mag es, vielleicht neben einem gedämpften Engagement des Kronprinzen, dafür gegeben haben. Dann verstarb König Max am 13. Oktober 1825 – und die Karten wurden neu gemischt oder besser: Es wurde wieder auf das alte Blatt zurückgegriffen.

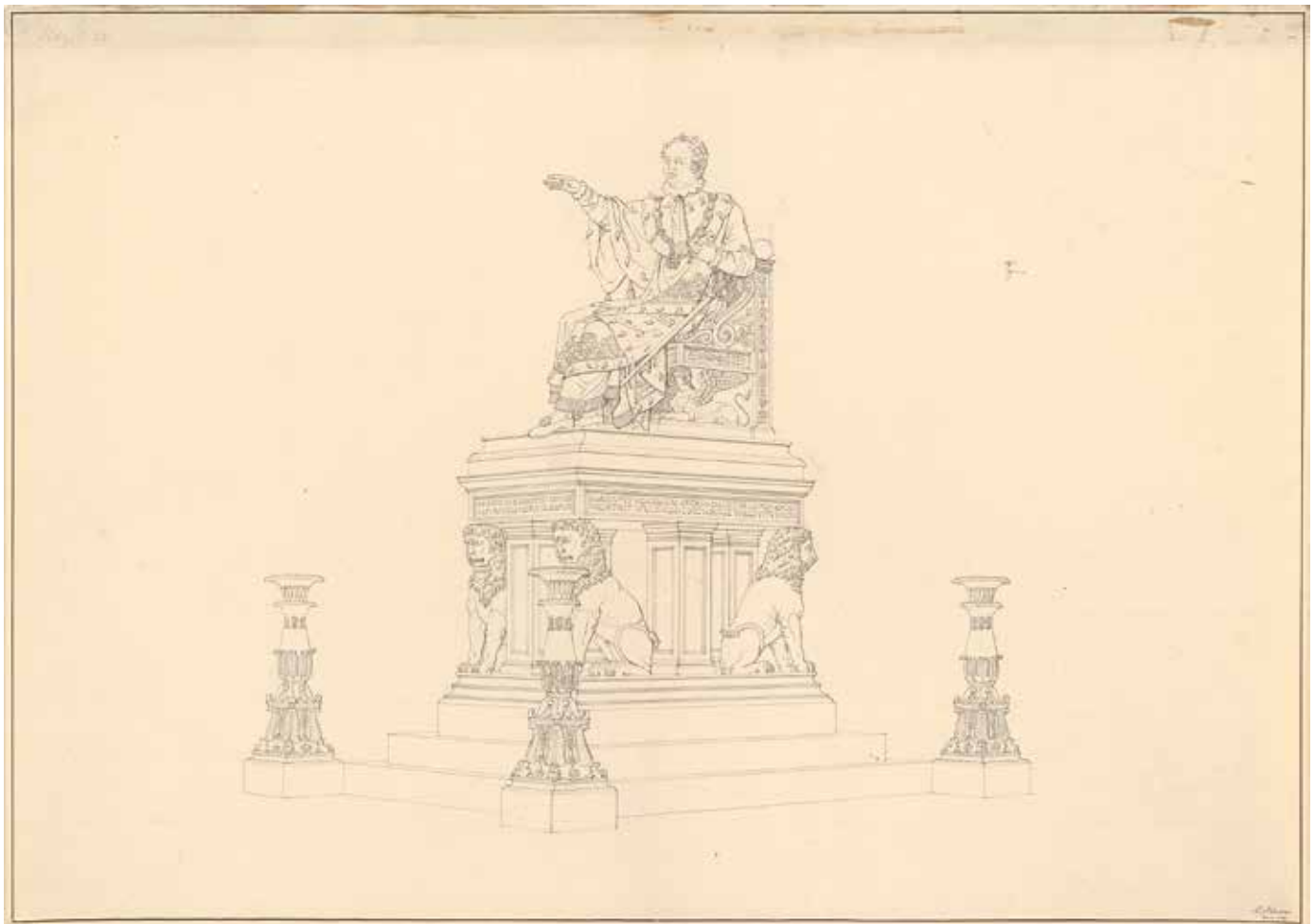
Gut Ding will Weile haben

Nur 13 Tage später, am 26. Oktober 1825, ließ der neue König Ludwig I. eine Anfrage an Rauch schicken: „Es ist bestimmt, daß dieses Denkmal von einer auf dem Thron sitzenden Statue des [...] Monarchen im Krönungs Costüm, in Erz gegossen und sitzend schon 12 Fuß hoch [...] gekrönt werden soll.“ Rauch, führender Berliner Bildhauer in Diensten des preußischen Königs, hatte bereits

Büsten für die Walhalla geschaffen – und Ludwig hielt ihn für den besten deutschen Bildhauer seiner Zeit. Die Verhandlungen mit den Künstlern und die Werkdurchführung fielen in den Arbeitsbereich des Hofbauintendanten Klenze. Rauch sagte zu und brachte einige Monate später, am 25. April 1826, persönlich einen plastischen Entwurf, einen schwarz eingefärbten Gipsbozzetto, zur Ansicht nach München. Dieser basierte auf Klenzes schon erwähntem „Löwenträgerentwurf, den Sockel jedoch hat Rauch nach oben gestreckt, und er zeigt den König in einen großen Mantel gehüllt auf einem Sarkophag sitzend. Klenzes alte Skizze wirkt daneben – wie auch andere seiner Denkmalentwürfe – kraftlos, die Flächen von kleinteiligen Ornamenten überspielt. Rauch hat daraus eine plastisch wirkende Gesamtskulptur gemacht, die den Raum beherrscht.

Wenig später lagen auch bereits Rauchs Kostenvoranschlag für Her-

stellung der Gipse und Transport nach München (72 121 fl = Gulden) sowie Stiglmaiers Anschlag für den Guss (150 485 fl) vor und wurden schließlich im Februar 1828 vom Stadtrat vertraglich bestätigt. Es hatte eines mehrmaligen Nachfragens Ludwigs, zuletzt sogar der Androhung einer Ordnungsstrafe, bedurft, um den Stadtrat zur Unterschrift zu überreden. Vielleicht hatte Klenze, wie beim etwa gleichzeitig entstandenen Leuchtenberg-Grabmal, den Widerstand gegen ein nicht ganz nach seinen Vorstellungen umgesetztes Werk hinter den Kulissen ein wenig gefördert? Vielleicht war es auch die durchaus beachtliche Summe, obwohl man mit solchen Kosten von Anfang an hatte rechnen müssen. Oder war es dann doch die Sitzfigur mit ihrem sehr wenig bürgerlichen und allergnädigst-monarchischen Hintergrund gewesen, in der man das eigene Ansinnen dann doch nicht so richtig realisiert sah?



Leo von Klenze, Entwurf zum Max-Joseph-Denkmal, „Löwenträgerentwurf“, Feder, laviert, 1824 (Repro: Staatliche Graphische Sammlung München, Inv. Nr. 21707)



Daniel Rauch, Skizze und Bozzetto zum Max-Joseph-Denkmal, Gips, geschwärzt, 1826 (Repro/Foto: Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Skulpturensammlung)

Kaum hatte Rauch 1828 mit der praktischen Arbeit begonnen, erforderten Proportionsprobleme am Sockel versierte Gestaltungshilfe, die ihm sein Berliner Kollege, der Architekt Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), leistete. Eschenburg entdeckte drei monumentale Entwürfe für das Denkmal, die dem späteren Werk schon sehr nahe kommen. In der Folge entwarf Rauch Stück für Stück die einzelnen Teile des Denkmals, ließ sie von seinen Schülern in Ton aufbauen und in Gips abformen und legte bei der Schlussredaktion für den Guss selbst Hand an. Im Frühjahr 1829 kamen die ersten Gipsmodelle in München an: die Löwen, die Felicitas publica und ein lebensgroßer Bozzetto für die Figur des Monarchen, welcher dort von Schülern Rauchs ins Große übertragen wurde. Und in den folgen-

den eineinhalb Jahren kam der Meister zeitweise selbst nach München, um an den Details zu arbeiten und die Bavaria für den Sockel zu modellieren. Die Mitarbeiter Rauchs lesen sich wie ein Who is Who der Berliner Bildhauerschule der zweiten Jahrhunderthälfte: Ernst Rietchel, den Ludwig I. gerne – wie Bertel Thorvaldsen oder Rauch – fest an München gebunden hätte, wurde ab 1832 zusammen mit Ernst Hähnel Begründer der Dresdner Bildhauerschule und schuf unter anderem das bekannte Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal. Friedrich Drake wurde ein durch das preussische Herrscherhaus sehr protegierter Bildhauer in Berlin, von dem unter anderem die Viktoria auf der Siegestsäule stammt. August Kiß (1802–65) und Albert Wolff (1815–92) gelangten mit ihren Skulpturen auf der Treppenanlage des

Alten Museums, der mit einem Panther kämpfenden Amazone und einer Löwenkämpfergruppe, zu Ruhm.

Bereits im Herbst 1828 war das Gießhaus für die große Sitzfigur des Königs fertig geworden. Stiglmaier, von einer erneuten Parisreise zurückgekehrt, hatte es eigens dafür errichten lassen. Im September 1830 begann er dann mit dem Guss der einzelnen Teile – nicht immer mit dem gewünschten Erfolg: Die Sockellöwen und die kleine Bavaria kamen gut aus der Form. Im März 1832 aber misslang der Guss der Felicitas publica und musste auf eigene Kosten wiederholt werden. Schlimmer aber war, dass auch die große Sitzfigur, die Stiglmaier – eben doch noch nicht erfahren genug – in einem Stück gießen wollte, wenig später im August das gleiche Schicksal ereilte. Wie eingangs

beschrieben sprengte dabei das Gewicht des Metalls die Dammgrube. Die Anwesenden gerieten in höchste Gefahr, konnte das Feuer doch das Dachwerk entzünden. Drei Mitarbeiter standen einer Feuerwand gegenüber, hinter ihnen die Mauer des Schmelzofens, die einzustürzen drohte. Viele der Zuschauer, darunter der gesamte Magistrat, Offiziere, Minister, hohe Beamte, auch Klenze, die sich eingefunden hatten, um dem einmaligen Ereignis beizuwohnen, erlitten Verbrennungen an Gesicht und Händen. Anderen waren – noch einmal der junge von Miller – „die Kleider voll Löcher gebrannt, daß es aussah, als ob sie mit Schrotten durchschossen wären“. Mehr als ein Jahr dauerten der Wiederaufbau und die Vorarbeiten, ehe man den erneuten Guss – diesmal jedoch in mehreren Teilen – Ende 1833 wagen konnte. Er gelang. Inzwischen war auch die kleine Bavaria gegossen worden und bis Mai 1835 waren auch die Reliefs fertig. An diesen hatte auch noch der junge Ludwig Schwanthaler, der gerade von einem Romaufenthalt aus den Werkstätten Thorvaldsens zurückkehrte, Veränderungen vornehmen dürfen.

Fertig waren die Stücke damit allerdings noch nicht. Ehe sie zur Gesamtfigur zusammengefügt werden konnten, galt es, die Gusskanäle abzusägen, ihre Ansätze und vorhandene Gussgrate zu verfeilen, zahlreiche Gussfehler und Löcher zu schließen und sämtliche Oberflächen nachzubearbeiten. Die Erzgießerei besaß für diese Arbeiten einen eigenen großen Ziseliersaal. Das Verdichten der Fehlstellen mit Punzen, das Feilen, Schleifen, Ziselieren und Bearbeiten mit Graviersticheln dauerte Wochen und machte aus dem rohen Guss erst das Kunstwerk in der gewünschten Form. Die Oberflächen sollten je nach der Darstellung von Haut, Gewand oder anderer Materialien einen unterscheidbaren Glanz erhalten. Eine künstliche Patinierung, wie in Paris oder Berlin üblich, lehnte König Ludwig jedoch ab, er wollte seine Skulpturen in goldschimmernder Bronze haben.

Zur Herstellung des dreistufigen Unterbaus entschied man sich für Granit aus einem Steinbruch in Hauzenberg bei Passau, was immerhin noch einmal 5351 fl verschlang. Die zu errechnenden Gesamtkosten für das Denkmal müssen damit – bei aller Unvergleichbarkeit mit

heutigen Einkommen, Materialpreisen und Lebensverhältnissen – einer Kaufkraft von vielleicht 10–15 000 000 € entsprochen haben. Ein Knecht erhielt damals ja kaum 25 Gulden Jahresentlohnung und damit mehr als die Mägde, ein Maurer 275 fl, ein General 650 fl. Das

Pfund Fleisch, das sich die einfache Bevölkerung kaum leisten konnte, kostete ca. 10 Kreuzer (oder 0,17 fl), 1 Pfund Roggenbrot 3 x (oder 0,05 fl). 1 Gulden käme damit nach heutigem Wert auf rund € 50–55,-, soweit, wie gesagt, überhaupt übertragbar. Die für den Wiederaufbau



Karl Friedrich Schinkel, Entwurf zum Max-Joseph-Denkmal, Bleistift, 1828 (Repro: Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie, Rauch-Archiv, Mappe II, 2.1 Platten-Nr. 13809)

des Theaters zugesagte Summe war, wie oben erwähnt, noch größer. Dennoch war zum Schluss im Denkmalfonds noch eine Restsumme vorhanden, mit der man die Pflasterung des Platzes mit jenem vom Denkmal ausgehenden Strahlenmuster – das auch heute wieder angelegt ist – vornehmen konnte.

Karlheinz Hemmeter

Literatur

Eggers, Friedrich und Karl: *Christian Daniel Rauch*, 5 Bde., Berlin 1873–91, zum Max-Joseph-Denkmal bes. Bd. 2, 1878, S. 390 f.

Miller, Fritz von: *Ferdinand von Miller sen. der Erzgießer*, München 1904. Nachdruck des Deutschen Museums, München 1979 (Zitat nach einem Brief Ferdinands an seine Mutter, S. 33 f.)

Matschoß, Conrad: *Ferdinand von Miller der Erzgießer. Jahrbuch des Vereines deutscher Ingenieure*, Berlin 1913, S. 174–213 (Zitat S. 190)

Eschenburg, Barbara: *Das Denkmal König Maximilians I. Joseph in München. 1820–1835. Inaugural-Dissertation 1970, München 1977*

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): *König Max I. Joseph. Modell und Monument (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 86)*, München 1996 [hier vor allem die Beiträge von Hemmeter, Karlheinz/Mach, Martin/ Brendel, Kerstin, S. 35–125]

Habel, Heinrich u. a.: *Landeshauptstadt München Mitte. Denkmäler in Bayern. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland I.2/1.2*, München 2009, S. 638 f.

Pompeji zu Füßen der Veste

Eine außergewöhnliche Raumdekoration in Coburg und ihr Erhalt

Im Oktober 2013 wurde das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) dringend und unter geheimnisvollen Anzeichen gebeten, am sowieso über-vollen Sprechtag in Coburg doch auch noch ein Nichtdenkmal außerhalb des Ensembles Altstadt Coburg gelegen, anzusehen. Es sei eilig, da eine Abbruchgenehmigung und die Baugenehmigung für einen Neubau schon vorlägen. Also quetschte die Untere Denkmalschutzbehörde auch dieses Objekt noch in die Tagesordnung hinein und wir besuchten das unscheinbare Anwesen in der Coburger Ketschendorferstraße 20. Von außen schien das überwucherte schlichte Haus einem tiefen Dornröschenschlaf anheimgefallen zu sein, doch als sich der Hinter-

eingang endlich öffnen ließ, kamen wir aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die kleine Villa vor dem Ketschentor gelegen, war auf das Feinste ausgemalt – statt an einer verkehrsumtosten Straße in Coburg stand das Denkmalpflegeteam plötzlich in der Bucht von Neapel! Das runde Treppenhaus, aber auch die Wohnräume des Obergeschosses waren ausgemalt, der Salon mit einem weißen Marmorkamin in Renaissance-Art versehen. Das vertäfelte Herrenzimmer überraschte mit Reiseansichten exotischer Länder – alles in allem eine Kostbarkeit hinter einer schlichten und überarbeiteten Fassade des 19. Jahrhunderts. Aber: was tun?

Hier war offenbar ein hochkarätiges Denkmal übersehen und leichtfertig ei-

ne Abbruchgenehmigung erteilt worden, nachdem sich auf dem lebhaften Coburger Immobilienmarkt jahrelang niemand für das Haus hatte interessieren wollen. Nun hatte die Eigentümerin gerade begonnen, die wertvolle Ausstattung ausbauen zu lassen mit dem Ziel, sie einzeln zu verkaufen.

Der Zufall wollte es, dass wir wenige Minuten nach der Ortsbesichtigung Herrn Ullmann, dem zweiten Bürgermeister der Stadt und für die Bauangelegenheiten zuständig, von dieser außerordentlichen Entdeckung berichten konnten. Sein Verständnis für die Situation war groß und er handelte rasch, um das jüngst entdeckte Denkmal zu erhalten. Er setzte die erteilte aber noch nicht vollzogene Genehmigung zum Abbruch samt Genehmigung für den wahrlich nicht ins Straßenbild passenden Neubau kurzerhand aus; im Januar 2014 widerrief die Stadt Coburg beides ganz. Kurz vorher erfolgte die Aufnahme des Anwesens in die Denkmalliste.

Die Eigentümerin konnte und wollte sich mit diesem Vorgehen nicht einverstanden erklären und reichte dagegen Klage ein. Mit einer ausführlichen Begründung stellte sich die Stadt Coburg hinter das BLfD. Auch das Verwaltungsgericht Bayreuth schloss sich dieser Auffassung unmissverständlich an und urteilte: „Die mit der Erteilung der Baugenehmigung zugleich gestattete Beseitigung des Baudenkmals war rechtswidrig“, woraus „sich aus der Sicht der Regierung von Oberfranken ein erhebliches Erhaltungsinteresse“ ergibt. Dem „Erhalt der Denkmäler



„Villa Mauritius“, historische Postkarte, gelaufen 1907 (Repro: Stadtarchiv Coburg, Postkartensammlung Eva Herold)



Coburg, Ketschendorfer Straße 20, Villa Mauritius, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

[sei] ein hoher Stellenwert einzuräumen“, so das Urteil vom 20. März 2014. Sowohl die Stadt Coburg als auch das Verwaltungsgericht stellten sich mit aller Deutlichkeit hinter die Belange des Denkmalschutzes und setzten sich zusammen mit dem BLfD für den Erhalt dieses Hauses ein.

Während dieser Zeit hatte sich Klaus Weschenfelder, Direktor der Kunstsammlungen der Veste Coburg, ausführlich mit der Villa beschäftigt, die Baugeschichte geordnet und die Bauherren benannt sowie die wertvolle Ausstattung in die Kulturgeschichte der Stadt einordnen können.



Coburg, Villa Mauritius, Speisezimmer, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Bau- und Besitzgeschichte

Die vom Ketschendorfer Tor an der südlichen Stadtmauer Coburgs stadtauswärts führende Ketschendorfer Straße wurde im 19. Jahrhundert beidseits locker mit historistischen Villen bebaut. Das Haus Nummer 20 entstand im Jahr 1837 und wechselte in den folgenden Jahrzehnten mehrfach seinen Besitzer, bis es Richard Mauritius 1878 erwarb. Mauritius (1836–1901) war von 1863 bis 1901 Professor für Mathematik und Physik am Coburger Gymnasium Casimirianum und zugleich Lehrer am Alexandrinum. Im städtischen Gemeinwesen war er als Vorstand der „Casino-Gesellschaft“ und des „Gesellschaftshauses“ aktiv. Seit 1895 ist als Bewohner des Hauses auch der Apotheker August Mauritius im Coburger Adressbuch verzeichnet.

Vor dem Hintergrund der im Folgenden zu beschreibenden besonderen Ausstattung des Hauses, ist an dieser Stelle einer in Coburg lebendigen mündlichen Überlieferung nachzugehen, nach der das Haus mit der Wohnung des englischen Gesandten im Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha in Verbindung gebracht wird. In Coburg, der Heimat von Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–61), Gemahl Königin Victorias von England, wurde 1841 auf ausdrücklichen Wunsch der Königin der englische Gesandte akkreditiert, der seinen Sitz am sächsischen Hof in Dresden hatte. Noch im selben Jahr kam Charles Townshend Barnard im Rang eines Legationsrates nach Coburg. Als Sitz der Gesandtschaft und Wohnung des Geschäftsträgers diente das Ministerialgebäude am Ketschentor (ehemals Ketschendorfer Straße 2), das 1836 als Augustenstift errichtet worden war und ab 1845 im Südflügel das Herzogliche Ministerium aufnahm (zerstört 1945, heute an dessen Stelle das Landgerichtsgebäude). Barnard ist bis 1879 in Coburg nachzuweisen, als sein Wohnsitz wird in den Adressbüchern immer das Gebäude des Ministeriums verzeichnet.

1886 wird ein Herr von Dering als großbritannischer Geschäftsträger in Coburg aktenkundig. Von dem 1887 bis 1893 in Dresden akkreditierten Ralph Millbank heißt es im Staatshandbuch Sachsen-Coburg und Gotha von 1890, er sei „in Coburg residierend“. Millbank, der später nach Wien übersiedelte, hinterließ bei seinem Tod 1903 eine

Villa (Haus Nr. 34) in Ketschendorf. Von Alexander Condie Stephen (akkreditiert 1893 bis 1901), wissen wir aus dem Staatshandbuch von 1897, dass er Geschäftsträger in Coburg mit Wohnung in Ketschendorf war. Vielleicht bewohnte er das Haus Millbanks. Es lässt sich nicht nachweisen, dass der englische Geschäftsträger in Coburg zu irgendeinem Zeitpunkt das Haus Ketschendorfer Straße 20 bewohnt hat.

Die bemerkenswerte Innengestaltung des Hauses ist nicht im Zusammenhang mit seiner Erbauung entstanden. Es gibt Anhaltspunkte für eine Datierung der Dekoration im Speisezimmer in die zweite Hälfte der 1880er Jahre, die Treppenhäuserdekoration könnte auch früher entstanden sein, keinesfalls aber vor den 1860er Jahren. Wahrscheinlich aber war Richard Mauritius der Auftraggeber der gesamten Dekoration.

Das Wohnzimmer

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Wohnzimmer prächtig ausgestattet. Schmale, winterliche Landschaften ergänzen die Aufsätze der beiden zwei-flügeligen Türen zur Diele. Sie wurden vermutlich von den gleichen Malern wie die des Speisezimmers ausgeführt. Ein Kamin aus weißem Marmor mit Renaissanceornamenten und aufwendigem, vergoldetem Ziergitter stellt den Mittelpunkt der erhaltenen Ausstattung dar. Auch der Deckenstuck des späten 19. Jahrhunderts war vergoldet.

Das Speisezimmer

Die Dekoration des Speisezimmers besteht aus einem in der oberen Wandzone umlaufenden Fries mit Darstellungen von Landschaften aus verschiedenen Erdteilen. Bei den Bildern handelt es sich um Chromolithografien in ein-

heitlichem Format, die auf Pappe aufgezogen und ohne feste Verbindung mit der Wand in dunkle, kassettierte Rahmungen eingesetzt sind. Einige der Bilder weisen Datierungen und Signaturen von Malern und Lithografen auf. Eine südamerikanische Regenwaldlandschaft zeigt die Signatur „B. Wiegandt 1882“, eine Hochgebirgslandschaft sowie eine Gletscherlandschaft, wohl Großglockner mit Pasterze, sind signiert: „C. Hasch“. Auch die Ansicht einer Tropfsteinhöhle zeigt die Signatur „C. Hasch“ sowie die Bezeichnung „M. Riedler lith.“. Eine Canyon-Landschaft ist bezeichnet „lith. Th. Russer“, eine Puszta-Landschaft ist „A. 1884“ bezeichnet.

Die Maler Bernhard Wiegandt (1851–1918) und Carl Hasch (1834–97) lassen sich nachweisen. Hasch gehörte zu den erfolgreichsten Landschaftsmalern der



Bernhard Wiegandt, „Südamerikanische Regenwaldlandschaft“, 2013
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Carl Hasch, „Großglockner mit Pasterze“, 2013
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Carl Hasch, „Calvarienberg, Adelsberger Grotte mit Tropfsteinbildungen“, 2013
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



„Puszta-Landschaft“, bez.: A. 1884, 2013
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für das Naturhistorische Museum Wien schuf er fünf heute noch bestehende Wandgemälde, von denen der „Calvarienberg, Adelsberger Grotte mit Tropfsteinbildungen“ (Saal I) die Vorlage für eine der Chromolithografien in Coburg darstellt. Wiegandt war Landschafts- und Theatermaler, er besuchte 1875/80 Brasilien und ließ sich danach zunächst in München, dann in Bremen nieder.

Von den Chromolithografien dieser beiden Maler konnten bisher keine weiteren Exemplare nachgewiesen werden. Die Zusammenstellung von typischen oder berühmten Landschaften aus verschiedenen Erdteilen (Europa, Nordamerika, Südamerika, Nordafrika) legt die Vermutung nahe, die Bilderserie könnte im Zusammenhang mit einem naturkundlichen Projekt entstanden sein, vielleicht fanden die Darstellungen in verkleinerter Wiedergabe auch als Buchillustrationen Verwendung. Das Erscheinungsbild der Dekoration im Stil der Neorenaissance ist mit der auf der Pusztalandschaft befindlichen Jahreszahl 1884 als terminus post quem gut in die Zeit um 1885/90 zu datieren.

Das Treppenhaus

Von erheblich größerer Originalität und bedeutenderer Qualität ist der Wandschmuck des Treppenhauses. Er besteht an der halbrunden Außenwand aus einer vierteiligen Vedute, die eine Ansicht des Golfs von Neapel mit Blick auf die Stadt mit dem Vesuv im Hintergrund darstellt. Die Ansicht ist gerahmt und gegliedert durch eine Brüstung mit Balustern, auf denen fünf flache, kannelierte Pilaster stehen, die ein abschließendes Gebälk tragen. Durch die architektonische Rahmung wird der Blick aus der Loggia einer Villa auf den Golf und die Stadt imaginiert. Das Panorama ist durch ein Treppenhausfenster unterbrochen.

Das Landschaftsgemälde ist in Öl auf dünner Leinwand gemalt, die auf die halbrunde verputzte Fachwerkwand der Treppenhauswand aufgebracht ist. Zwischen der Leinwand und dem Wandputz finden sich zwei Tapetenschichten mit klassizistischen Ornamenten, die zur vorangegangenen Ausstattung des Hauses nach 1837 gehören. Die Leinwandbilder wurden später aufgebracht.

Die Darstellung der Stadt gibt nicht die antike, sondern die zeitgenössische



Coburg, Villa Mauritius, Treppenhaus, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Die Wandgestaltung im Treppenhaus, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Coburg, Villa Mauritius, Obergeschoss, stehende Frauengestalt, „Diana“ oder „Penelope“, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Coburg, Villa Mauritius, Obergeschoss, schwebende Frauengestalt, „Victoria“, 2013 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Situation wieder. Sie vermittelt eine gute Vorstellung von den topografischen Gegebenheiten Neapels. Erkennbar ist das Castel dell'Ovo auf der in die Bucht ragenden Landzunge und die typische Lage des Castel Sant'Elmo auf der Anhöhe. Die Wiedergabe der historischen Bauten ist eher summarisch und nicht sehr exakt, dem Maler dürften keine allzu genauen Stichvorlagen oder Fotografien zur Verfügung gestanden haben. Dagegen sind Wohngebäude und Staffagefiguren sehr detailliert und fein ausgeführt. Diese fast schon miniaturhafte, in kräftigem Kolorit gehaltene Ausarbeitung bei einer farblich nicht sehr differenzierten Darstellung des Landschaftshintergrundes spricht gegen die Autorschaft des Coburger Theatermalers Max Brückner (1836–1919), der in Coburg ein international gefragtes Atelier betrieb und seit 1874 für Richard Wagners Bayreuther Festspielhaus arbeitete. Brückners autonome Landschaftsmalerei der 1880er Jahre weist impressionistische Züge auf, seine Bühnenbildentwürfe sind durch eine fleckige, stark auf Hell-Dunkel-Kontraste und dramatische Lichtführung gekennzeichnet. Über das Werk seines Bruders Gotthold Brückner (1844–92) ist zu wenig bekannt, um ihn damit in Verbindung bringen zu können. Gleiches gilt für das Werk eines weiteren

Coburger Theatermalers, Friedrich Lütkemeyer (1841–1912). So muss vorerst eine Zuschreibung an einen heimischen Maler unterbleiben.

Die Wand im Flur des Obergeschosses, die Rückwand der „Loggia“, ist mit roten Wandbespannungen im pompejanischen Stil geschmückt. Sie zeigen als zentrale Motive zwei Frauengestalten, die auf blau grundierte Felder gemalt sind. Diese Felder sind als Leinwandsegel auf die rot gefärbte, teilweise gefirniste Bespannung aufgeklebt und mit Goldfarbe eingefasst. Die rahmende Leiste besteht aus ovalen und runden Figuren, die mit einem Rankenornament miteinander verbunden sind. Die sehr beriebenen Figuren der Rahmenleisten sind auf starkem Papier lithografisch gedruckt und teilweise nachkoloriert, geprägt, ausgeschnitten oder ausgestanzt und ebenso wie die zentralen Motive auf die Bespannung aufgeklebt.

Die Vorlage zur Stehenden, einer „Diana“ oder „Penelope“, stammt aus einer 1769 in Stabiae ausgegrabenen Villa, bei der Schwebenden handelt es sich um eine „Victoria“ aus einer erst 1852 ans Tageslicht gekommenen Villa. Beide Vorlagen sind wohl der Publikation pompejanischer Wanddekorationen von Wilhelm Zahn entnommen. Das Hellblau des Fonds der Vorlage für „Diana“ könnte auch der ursprünglichen Farbe

des Segels im Coburger Wandbild entsprochen haben.

Für die Entstehung der Treppenhausedekoration kann als terminus post quem die Publikation der „Victoria“ im 10. Heft der Werke von Zahn im Jahr 1859 angenommen werden.

Die üppig dekorierten Türstöcke im Treppenhaus und die Ausstattung der repräsentativen Wohnräume in der Bel étage mit Deckenornamentik in Stuckguss, Schablonenmalerei, Marmorkamin mit Ziergittern dürften aber zeitgleich mit der im Stil abweichenden Dekoration des „Speisezimmers“ in den 1880er Jahren geschaffen worden sein, nachdem Mauritius Eigentümer geworden war.

Das Dekorationskonzept des Treppenhauses ist wohldurchdacht, aufwendig angelegt und kunstvoll ausgeführt. Die Qualität schwankt allerdings. Einige Teile sind anspruchsvoller (pompejanische Figuren, Staffagefiguren), andere sind summarisch behandelt beziehungsweise um vorgefertigte Elemente ergänzt (Rahmenelemente der pompejanischen Dekoration). Die insgesamt bemerkenswerte Dekoration gewinnt ihren Rang auch im Zusammenspiel von Malerei und architektonischer Wanddekoration. Sie gehört nicht zur Ausstattung des Hauses aus der Erbauungszeit, sondern dürfte ab 1878 entstanden sein. Mit der Entdeckung der im Jahre 79 n.

Chr. beim Ausbruch des Vesuvus verschütteten Städte Pompeji, Herculaneum und Stabiae seit 1711 und dem Beginn ihrer systematischen Ausgrabung und Erforschung ab 1738 entwickelte sich in ganz Europa eine allgemeine Begeisterung für den Arabeskenstil der Antike. Sie schlug sich in Wandgestaltungen fürstlicher Bauten von Schloss Wörlitz (1769–73) über das Londoner Spencer House („Painted Room“, 1759), Schloss Malmaison (Speisezimmer, 1800), die Münchner Residenz (Hofgartenzimmer, 1799) bis hin zum Pompejanum in Aschaffenburg (1840–48) durch. Zu dieser Zeit lassen sich pompejanische Wanddekorationen auch im Wohnumfeld des Großbürgertums nachweisen (Lindau, Villa Lindenhof, Architekt Franz Jakob Kreuter, 1842–47). Danach ebbt die Begeisterung für Dekorationen dieser Art ab. Beispiele aus späterer Zeit und aus anderen fürstlichen oder großbürgerlichen Milieus scheinen nicht erhalten zu sein.

Die Coburger Wanddekoration im pompejanischen Stil, verbunden mit einer wohlüberlegten illusionistischen Landschaftsmalerei in einem verhältnismäßig kleinen Haus im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist außergewöhnlich und darf als seltenes Zeugnis der anspruchsvollen Adaption fürstlicher und großbürgerlicher Wohnformen im gehobenen Bildungsbürgertum gelten. Vielleicht sind diese Beispiele auch deshalb so selten erhalten, weil die Besitzergeschichte in dieser gesellschaftlichen Schicht nicht die gleiche Kontinuität aufweist, wie sie anderswo gewährleistet war. Für die Denkmalpflege ist der Erhalt des Coburger Hauses und seiner Dekoration ein Glücksfall.

Sicher wird es nicht verwundern, wenn nun, zwei Jahre nach der Aufregung und dem Gang vor das Verwaltungsgericht, zu berichten ist, dass die Villa mittlerweile einen neuen Eigentümer gefunden hat und wieder bewohnt wird.

Die bemerkenswerte Qualität der Coburger Innenarchitektur des 19. Jahrhunderts, wohl zurückgehend auf die Herzogliche Baugewerkschule, begegnet in vielen Häusern der einstigen Residenzstadt, aber selten in dieser Dichte und Erhaltung wie im Haus Ketschendorferstraße 20. Sich einmal ausführlicher mit den beteiligten Malern, Stuckateuren und Kunsttischlern zu beschäftigen ist mehr als ein lohnendes Ziel.

Annette Faber und
Klaus Weschenfelder

Literatur

Cyriaci, Ernst: *Häuserbuch der Stadt Coburg* (Typskript), Band 2, fol. 197

Stürmer, Elisabeth: *Pompeji auf Bayerns Wänden. Ursprünge und Entwicklungen eines dekorativen Stils im 19. Jahrhundert*, München 2004

Zahn, Wilhelm: *Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculaneum und Stabiae, nach den an Ort und Stelle gemachten Original-Zeichnungen von Wilhelm Zahn, Dritte Folge, V. Heft*, Berlin 1852



„Diana“ oder „Penelope“ aus Wilhelm Zahn, Dritte Folge, Fünftes Heft, Berlin 1852, Taf. XLVI (Foto: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/zahn1852bd3/0055>, Universitätsbibliothek Heidelberg)



„Victoria“ aus Wilhelm Zahn, Dritte Folge, Zehntes Heft, Berlin 1859, Taf. XCIV (Foto: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/zahn1852bd3/0112>, Universitätsbibliothek Heidelberg)

Spuren des Kalten Krieges in der bayerischen Kulturlandschaft II

Dr Strangelove, die Domsday Machine und die NIKE-Stellung bei Mainbullau

Was eigentlich ist jetzt genau „Sache“ mit dem Kalten Krieg? Also dem Konflikt der Systeme und Blöcke, hier Sozialismus/Kommunismus, dort Kapitalismus westlicher Prägung, der die ganze zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt hat? Ist er wirklich zu Ende, wie uns „TV-Thementage“ in sogenannten History-Channels, in denen das Thema – zeitgenössisches Filmmaterial gibt es offensichtlich genug – stundenlang rauf und runter gesendet wird, weismachen wollen? Hat er, auch wenn der Eiserne Vorhang längst gefallen ist, etwa gar nie richtig aufgehört, wie es manche skeptische Beobachter schon immer gewusst oder gehaut haben? Oder hat gar ein „neuer Kalter Krieg“ begonnen, wie der russische Ministerpräsident jüngst bei der Münchner Sicherheitskonferenz, u. a. wegen der US-amerikanischen Ankündigung eine komplette Panzerbrigade an die NATO-Ostflanke zu verlegen, geunkt hat?

Nun, sagen wir einmal so: Eigentlich ist er vorbei, der „Cold War“ (zumindest der „alter Prägung“), aber ein „richtiger Falke“ achtet natürlich immer darauf, dass es irgendwo und irgendwie ständig ein bisschen „weiterköchelt“. Oder um es mit dem „Falken“ William S. Schlamm



Hemau. Das Areal der Special Ammunition Site (SAS) wird heute als Solarpark genutzt. Zu Zeiten des Kalten Krieges lagerte hier die gesamte atomare Munition der 4. Panzergrenadierdivision mit Sitz in Regensburg (Foto: Bayer. Vermessungsverwaltung; bearb. von Hermann Kerscher)

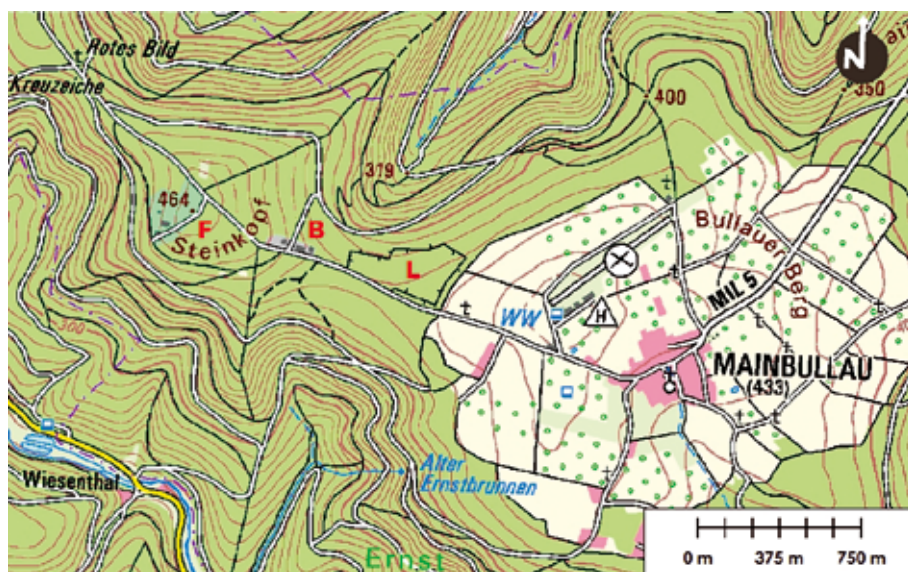
zu sagen: „Der Kalte Krieg ist nicht abschaffbar, er ist ein Naturzustand. Wir sollten zu Gott beten, daß er nicht zu Ende geht.“

William S. Schlamm war einer der Intellektuellen, Publizisten und spin doctors, die für die propagandistische Begleitmusik des mit dem Systemkonflikt einhergehenden militärischen Wettrennens zuständig waren und die man defence intellectuals nannte. Ihr natür-

liches Biotop war der sogenannte think tank, auch so eine Cold-War-Erfindung, die sich bis heute gehalten hat.

Der 1904, als das alte Kakanien schon langsam aber unaufhaltsam dem Orkus entgegen taumelte, im österreichisch-ungarischen Przemysl geborene Schlamm war einer der überaus seltenen Konvertiten unter den Kalten Kriegern und – nach allem was man so hört und liest – wahrscheinlich sogar „der Amüsanteste unter den Renegaten“ (Alexander Gallus). Als junger Mann überzeugter Kommunist und ultralinken Aktivist, wird Schlamm 1928 „wegen Rechtsabweichung“ aus der KPÖ ausgeschlossen, lebt als Publizist in Wien und muss bald, seiner jüdischen Herkunft wegen, nach Prag ins Exil fliehen. 1938 emigriert er, gerade noch rechtzeitig, in die USA und gerät bald in den Dunstkreis des „Kommunistenfressers“ Joseph McCarthy, wo er sich zu einem ultrakonservativen Haudegen entwickelt. Schlamm (amerik.: Schlamm) geht dabei keinem (Wort-) Gefecht aus dem Weg (seine zahlreichen Gegner – auch sie nicht ganz ungewitzt – sprachen in diesem Zusammenhang von sog. „Schlamm-schlachten“) und exponiert sich zunehmend als aggressiver Falke/Hardliner, der über die Logik der militärischen Abschreckung (deterrence) hinausgehend auch keine Skrupel hat, den heißen, atomaren Krieg („vorbeugender Atomschlag“) für eine mögliche Option zu halten, also die sogenannte Domsday machine (Weltvernichtungsmaschine) anzuwerfen.

Wo sich intellektuell und emotional überforderte „kalte Ideologen“ derart ineinander verbeißen, da sind natürlich auch die Satiriker, meist „liberale und vaterlandslose Gesellen“, die gerne aus Großbritannien kommen, nicht weit. Im Jahr 1964 greift der britische Regisseur Stanley Kubrick das Thema auf und bringt (auf der Grundlage des Romans Red Alert von Peter George) eine „schwarze“ Filmsatire mit dem Titel „Dr Strangelove or: How I Learned to Stop Worrying and Love the Bomb“ (deutsch: „Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben“) in die Kinos. Die Hauptfigur Dr Strangelove

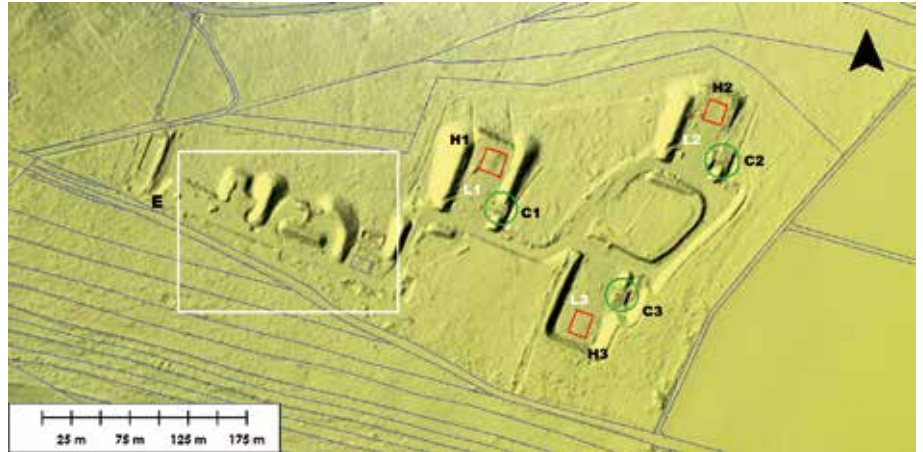


Mainbullau. Die Rodungsinsel mit Siedlung, Flugplatz und, nordwestlich im Wald, NIKE-Stellung. F: Integrated Fire Control; B: Barracks & Motor Pool; L: Launching Area (Kartgrundlage: Bayer. Vermessungsverwaltung; bearb. von Hermann Kerscher)

love/Dr. Seltsam, ein (offensichtlich) aus Deutschland stammender Exilant, der ein bisschen an Schlamm erinnert (Vorbild soll aber der defence intellectual und think-tank-Guru Hermann Kahn gewesen sein; auch der Name Henry Kissinger wird gelegentlich ins Spiel gebracht), wird wie die anderen Protagonisten als machtrunkener Psychopath in Szene gesetzt.

Ein heute 30-jähriger, der jene Zeit und das sogenannte „Gleichgewicht des Schreckens“ nur vom Hörensagen kennt, wird mit dem Film vermutlich nicht viel anfangen können. Man muss eben, es hilft zumindest, dabei gewesen sein, um die gespenstischen Abgründe des Filmplots zu erkennen und sich daran zu erinnern, dass auch in Bayern die Domsday machine sozusagen auf standby gestellt war und jederzeit hätte anspringen können.

Bis Ende der 1980er Jahre nämlich gab es im Freistaat, streng geheim gehalten und großen Teilen der Bevölkerung weitgehend unbekannt, mehr als 20 Atomwaffenstandorte. Einer dieser Standorte war das Atomwaffendepot (Special Ammunition Site/SAS) in Hemau, Lkr. Regensburg (heute zumindest teilweise als Solarpark genutzt), für das der Bericht-erstatte, der seinerzeit (so viel Privates sei verraten; es muss ja nicht gleich eine



Mainbullau. Digitales Geländemodell mit überlagerten DFK der Launching Area. DGM-Rasterweite 1 m, Aufsicht (Kartengrundlage: Bayer. Vermessungsverwaltung; bearb. von Hermann Kerscher)

Homestory werden) in einer Regensburger Kaserne stationiert war (allerdings nicht als defence intellectual, sondern als gewöhnlicher Wehrpflichtiger, der alle paar Wochenenden „Bereitschaft schieben durfte“. Ein durchaus zweifelhaftes Vergnügen).

Das Schicksal der Atomwaffenstandorte auf bayerischem Staatsgebiet, die nach dem weitgehenden Abzug der nuklearen Waffensysteme in die militärische Konversionsmasse eingingen, entwickelte sich höchst unterschiedlich. Manche Plätze werden auch heute noch (anderweitig) militärisch genutzt, für

andere hat man verschiedene zivile Verwendungen (Solarpark, Lagerplatz, Wildgehege usw.) gefunden. Einige „(ver)gammeln“ aber auch nur einfach so vor sich hin und verwildern. Der bayerischen Denkmalpflege, der man alles Mögliche nachsagen kann, nur nicht, dass sie sich nicht um die Relikte des Kalten Krieges kümmern würde, ist es leider bis heute nicht gelungen, wenigstens einen dieser Plätze als Denkmal auszuweisen. Dabei sind es ja gerade und vor allem die Atomwaffenstandorte, die, weit drastischer als z. B. eine beliebige Sprengkammer in einer Autobahnbrücke, von einer Epoche „erzählen“ könnten, in der auch hierzulande ein bis dahin in der Geschichte der Menschheit noch nie da gewesenes Vernichtungspotential angehäuft beziehungsweise vorgehalten wurde. Aber: Militärische Konversionsflächen und Denkmalpflege sind per se ein schwieriges Thema und manche Entwicklungen und Entscheidungen brauchen halt, wie man weiß, Zeit, Geduld und ein gewisses „Beharrungsvermögen“.

Wir aber wollen, bis es so weit ist, die Zeit nutzen und uns hier ein besonders interessantes potentielles Denkmal des Kalten Krieges näher anschauen. Ein kleines Rädchen zwar nur innerhalb des weltumspannenden „Räderwerks“ der Domsday-Maschine, nichtsdestotrotz aber durchaus repräsentativ für das militärische Denken und Handeln in jener beinahe „versunkenen“ Zeit. Die Rede ist von der heute längst stillgelegten NIKE-Stellung bei Mainbullau, Lkr. Miltenberg, übrigens dem einzigen (offiziellen) NIKE-Standort im Freistaat Bayern. Alle anderen NIKE-Batterien (insgesamt gab



Mainbullau. Die Kaserne für die NIKE-Bedienmannschaften steht heute leer. Auf dem Schornstein des Heizkraftwerks wächst mittlerweile ein angeflogenes Bäumchen, 2016 (Foto: Privatarchiv Hermann Kerscher)

es 54 auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland) lagen weiter westlich links und rechts des Rheins.

Das etwa um 1200 gegründete Dörfchen Mainbullau liegt etwa 5 km östlich von Miltenberg inmitten einer idyllisch gelegenen Rodungsinsel auf ungefähr 450 m ü. NN, hart an der bayerisch-hessischen Grenze. Auf dem Hochplateau wurde in der Nachkriegszeit ein Sportflugplatz (entstanden aus einem Notlandeplatz der 1930er Jahre) angelegt, von dem aus der Blick weit über die Höhen von Spessart und Odenwald schweifen kann. Wohl auch wegen seiner Abge-

schiedenheit wählte die US Army Ende der 1950er Jahre den Platz für die Anlage einer NIKE-Flugabwehrraketenstellung aus. Stationiert waren hier NIKE AJAX und später NIKE HERCULES Raketen (genauer: Missiles, also Lenkflugkörper) mittlerer Reichweite (bis etwa 150 km), die zur Bekämpfung hoch fliegender, nuklear bestückter Bomber des Warschauer Paktes entwickelt worden waren. NIKE-Raketen konnten nukleare Gefechtsköpfe verschiedener Sprengkraft (2–40 Kilotonnen) tragen, die ebenfalls in der Mainbullauer Stellung gelagert wurden.



Mainbullau. Einer der noch vorhandenen Scheinwerfer zur Beleuchtung des Raketenabschussbereichs, 2015 (Foto: Privatarhiv Hermann Kerscher)



Mainbullau. Hangar H 1 (Raketen- und Sprengkopflager) von Süden mit betonierter Abschussfläche davor, 2015 (Foto: Privatarhiv Hermann Kerscher)



Mainbullau. Tragwerkskonstruktion des Daches von Hangar 1 und geschlossenes nördliches Rolltor von innen, 2015 (Foto: Privatarhiv Hermann Kerscher)



Mainbullau. Blick in den Kontrollbunker C 3, 2015 (Foto: Privatarhiv Hermann Kerscher)

Die heute zivil genutzte Anlage bestand aus drei Teilen und wurde im Wald nordwestlich der Mainbullauer Rodungsinsel „versteckt“. Ganz im Westen lag, topografisch günstig, der Feuerleitbereich IFC (Integrated Fire Control) mit Radaranlagen auf dem Gipfel des Steinkopfs (s. Abb. S. 60, F). Dieser Bereich wird mittlerweile vom Bayerischen Jagdschutzverein Miltenberg e. V. als Tontaubenschießstand genutzt und wurde für diesen Zweck durch die Aufschüttung eines mächtigen halbkreisförmigen Kugelfang-Walls großflächig umgestaltet.

Der Unterkunftsbereich (s. Abb. S. 60, B) mit Kaserne und Kfz-Wartungsgebäude für die 80–130 Soldaten der B-Batterie des 1st Battalion der 67th Air Defense Artillery Division steht heute leer und „verkommt“ zusehends.

Der beeindruckendste Teil der gesamten Stellung ist zweifellos die Launching Area ganz im Osten unmittelbar am Waldrand gelegen (s. Abb. S. 60 L). Der Zugang zu diesem Bereich, der heute von einer Holzfirma als Lagerplatz genutzt wird, erfolgte von Westen (s. Abb. S. 61, E). Zuerst passierte man verschiedene kleinere Funktionsbauten (Kantine, Magazine, Werkstätten usw., s. Karte S. 61, Rechteck) und erreichte dann den eigentlichen Startbereich mit betonierten Abschussflächen (s. Abb. S. 61, L1 – L3), Hangars zur Lagerung von



Graffiti auf einer Trafostation der Firma AEG. Die Station steht an der Forststraße südlich der Launching Area, 2016 (Foto: Privatarchiv Hermann Kerscher)

Raketen und Nuklearsprengköpfen. (s. Abb. S. 61, H1 – H3) Alle Abschussareale waren von meterhohen Splitterschutzwällen umgeben, in die man Kontrollbunker eingelassen hatte (s. Abb. S. 61, C1 – C3). Große Scheinwerfer konnten den gesamten hochsensiblen Startbereich auch in der Nacht taghell ausleuchten. Die drei fast identischen und annähernd quadratischen Hangars (Länge ca. 20 m), in relativ leichter Bauweise errichtet, hatten beziehungsweise haben ein flaches Satteldach und sind jeweils auf der Nord- und Südgiebelseite mit noch erhaltenen und elektrisch betriebenen „Rolltoren“ versehen. Die schweren Türen der Kontrollbunker sind dagegen nur noch z. T. vorhanden, das Bunkerinnere wurde „ausgeschlachtet“ und macht einen desolaten Eindruck. Überhaupt liegt über der ganzen Einrichtung, die von einem nur noch stellenweise erhaltenen Zaun umgeben ist, eine ganz „seltsame“ (!), ja beklemmende, Stimmung. Der Berichterstatter jedenfalls hätte sich bei seinen Begehungen nicht gewundert, wenn Dr Strangelove, der hier möglicherweise noch „umgeht“, zufällig „um die Ecke“ gekommen wäre.

Aber lassen wir das und schneiden zum Schluss noch ein anderes gerne

vernachlässigtes Thema an: Graffiti! Wer ein bisschen mit aufgelassenen Militärliegenschaften vertraut ist, weiß, dass sich gerade dort ein weites Forschungsfeld für sogenannte Graffiti Studies auftut. Das ist natürlich auch in Mainbullau nicht anders. Aus der Vielzahl der „Wandmalereien“ sei hier allerdings nur ein einziges Beispiel herausgegriffen, eines überdies, das nicht nur US-amerikanischer Provenienz ist, sondern eindeutig auch mainfränkische oder – wie die lokalen Tourismusexperten neuerdings formulieren – „churfränkische“ Wurzeln hat. Das überaus schlichte „Werk“ findet sich an der (Forst-) Straßenfassade der ausrangierten Trafostation neben der Launching Area. Zwei unbekannte „Künstler“ haben sich hier verewigt: Während der eine in den 1950er Jahren noch im Auftrag der NATO gehandelt haben dürfte, war der zweite, der ihn Jahrzehnte später „korrigiert“ hat, wohl auf eigene Faust unterwegs. Unabhängig davon aber, welcher TSV gemeint ist: Dr Strangelove hätte diesen Vorgang auf jeden Fall als „art crime“ eingestuft. Mindestens.

Hermann Kerscher

Provenienzforschung an der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern – ein Überblick und ein Werkstattbericht

Spätestens seit dem „Fall Gurlitt“ im Herbst 2013 und der breiten internationalen Berichterstattung darüber ist das Thema Provenienzforschung für Kulturinstitutionen auf die Tagesordnung gerückt. Viele Häuser wollen sich den Biografien ihrer Sammlungsobjekte widmen, um herauszufinden, ob sie verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut in ihren Beständen haben. Gerade kleinere Museen stehen dabei allerdings vor Schwierigkeiten, weil sie nur in den wenigsten Fällen finanziell und personell in der Lage sind, diese zusätzliche – und in den meisten Fällen ausgesprochen komplexe und zeitintensive – Forschung von sich aus leisten zu können. Dies wird deutlich, wenn man sich die Zahlen ansieht: Bis 2012 untersuchten nur 27 bayerische Museen – staatliche wie nichtstaatliche

– die Provenienz ihrer Bestände. Besonders kleineren Häusern ist dies häufig nicht möglich. Von den rund 1250 nichtstaatlichen Museen in Bayern sind 220 vor 1945 gegründet worden, darunter 26 nichtstaatliche Kunstmuseen. Sie alle könnten theoretisch zwischen 1933 und 1945 sogenannte „Raubkunst“ in ihre Bestände aufgenommen haben, ohne dass ihnen das heute noch bewusst sein muss. Wegen ihrer kommunalen Trägerschaft sollten allerdings gerade sie der Vorgabe des 1998 verabschiedeten Washingtoner Abkommens nachkommen, das sie – moralisch – zur Provenienzforschung aufruft. Dauerstellen hierfür haben bislang aber nur die großen staatlichen Häuser eingerichtet.

Die Landesstelle hat bisher zumindest nichtstaatliche Museen beraten

können, die personell und finanziell bereits in der Lage waren, Provenienzforschung alleine zu betreiben. Um auch die nichtstaatlichen Museen zu unterstützen, welche selbständig keine Forschung leisten können, beschäftigt sie seit Februar 2016 zwei Provenienzforscherinnen, Carolin Lange und Christine Bach. Finanziell gefördert wird eine der beiden Stellen durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste, eine Stiftung bürgerlichen Rechts. Das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst stellt zudem für die projektbefristeten Stellen zusätzliche Mittel bereit. Hauptziel des Projektes ist es, den Museen mit fachlicher Kompetenz beratend zur Seite zu stehen, um den hauseigenen Bestand einer Erstrecherche zu unterziehen und

dabei herauszufinden, ob sich Objekte mit belasteten Biografien darunter befinden.

Wie findet man belastete Objekte in den Sammlungen?

Ausgangspunkt sind die Forschungsergebnisse des Zentralinstituts für Kunstgeschichte zum Auktionshaus Adolf Weinmüller (heute Neumeister) in München. Das Auktionshaus war in den 1930er und 40er Jahren ein zentraler Umschlagplatz für Kunst. Es wurden dort auch Sammlungen versteigert, die ihren zumeist – aber nicht ausschließlich – jüdischen Besitzern unrechtmäßig entzogen wurden. Vor kurzem sind im Keller des Auktionshauses die annotierten Auktionskataloge der Jahre 1936 bis 1945 gefunden worden. Mithilfe dieser Kataloge konnte bereits herausgefunden werden, welche der Museen damals zu den Kunden Weinmüllers gehörten. Nach bisherigem Stand der Untersuchung haben zwischen 1936 und 1944 siebzehn nichtstaatliche Häuser insgesamt 84 Objekte bei Weinmüller erworben. Bei etwa einem Dutzend Objekte, die sich auf mehrere Häuser verteilen und zwischen 1933 und 1945 erworben worden sind, konnte bereits aufgrund der Aktenlage eine verfolgungsbedingte Entziehung nachgewiesen werden. Bei den übrigen vorläufig etwa 70 Objekten werden vielschichtige und aufwendige Recherchen nötig sein, um herauszufinden, ob weitere und tiefergehende Forschung notwendig ist oder ob es sich um konventionelle und legale Ankäufe handelte. Die 17 Museen sind von der Landesstelle kontaktiert und zu einer Informationsveranstaltung eingeladen worden. Einige der angeschriebenen Häuser haben sich bereits mit Carolin Lange und Christine Bach in Verbindung gesetzt und um Unterstützung bei der internen Recherche gebeten. Nicht jedes Haus ist finanziell in der Lage, seine Inventarisierung wissenschaftlich zu analysieren und aufzubereiten. In diesem Fall kann die Landesstelle für die projektbezogene Inventarisierung Zuschüsse vergeben.

Das Projekt der Landesstelle arbeitet prinzipiell auf zwei Ebenen: Zum einen recherchieren die Projektmitarbeiterinnen vor Ort in den jeweiligen Museen und helfen diesen bei der Erschließung der Akten. Sie arbeiten sich dabei in die

spezifische Geschichte des Hauses und seiner Sammlung ein und forschen gegebenenfalls auch in lokalen Archiven. Vor allem geht es darum, die Erwerbsumstände der Sammlungsbestände zwischen 1933 und 1945 dokumentieren zu können. Wichtig sind hierbei folgende Fragen: Wo hat das Museum angekauft; sind diese Ankäufe rechtswidrig zustande gekommen, d. h. handelt es sich bei den Verkäufern um verfolgte Privatpersonen, die sich nicht freiwillig von ihren Objekten getrennt haben? Hat das Museum zwischen 1933 und 1945 möglicherweise Schenkungen erhalten und handelt es sich bei den Schenkern z. B. um amtliche NS-Stellen, was darauf schließen ließe, dass man es auch hier mit verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut zu tun hat? Möglicherweise war auch ein Mitarbeiter des Hauses als externer Gutachter tätig? Bei dieser ersten Recherche vor Ort ist wichtig, dass die Museen über ein brauchbares Inventar verfügen.

In einem zweiten Schritt werden relevante Online-Quellen und Datenbanken sowie Bestände in Archiven erschlossen. Gedruckte Quellen sind ebenfalls von Bedeutung, z. B. das Handbuch der deutschsprachigen Emigration, Firmenarchive oder Auktionskataloge nicht nur von Weinmüller, sondern auch seines Münchner Kollegen und Konkurrenten Julius Böhler. In einem dritten Schritt werden die Provenienzforscherinnen regionale und nationale Archive besuchen, um relevante Unterlagen einsehen und

die jeweiligen Häuser daraufhin befragen zu können. Forschungsaufenthalte sind u. a. im Landesarchiv Berlin geplant, in dem die Reichskulturkammerlisten aufbewahrt werden; im Bundesarchiv Koblenz findet sich die Korrespondenz von NS-Institutionen mit Kunsthändlern, das Bayerische Wirtschaftsarchiv besitzt die Geschäftsunterlagen der Münchner Kunsthandlung Julius Böhler, und die Bestände des Berliner Bundesamts für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen (BADV) gewährt Einblicke in Entschädigungs- und Wiedergutmachungsverfahren. Auf diese Weise kann gegengeprüft werden, ob frühere Besitzer nach dem Krieg bereits eine Restitution ihrer Kunstobjekte beantragt haben. Die Untersuchungsergebnisse müssen miteinander abgeglichen werden. Die Landesstelle profitiert dabei von ihren Kontakten innerhalb der Experten-Netzwerke, beispielsweise des Forschungsverbands Provenienzforschung Bayern. Nach diesem Erst-Check werden die untersuchten Objekte kategorisiert und in Farbtabelle je nach Kategorisierung eingeordnet, die vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste vorgeschlagen wurden, um Einheitlichkeit zu gewährleisten. Sollte sich bei einem oder mehreren Objekten ein Anfangsverdacht erhärten, können die Museen unter fachlicher Mithilfe der Provenienzforscherinnen einen Antrag stellen, der beim Deutschen Zentrum Kulturgutverluste eingereicht wird, um detailliertere Nachforschungen zu ermöglichen.



Intensive Archivarbeit gehört für die beiden Provenienzforscherinnen zur täglichen Arbeit (Foto: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern)

Spurensuche in der Sammlung: Ein Werkstattbericht

Am 11. April 2016 fand bereits eine erste von der Landesstelle für nichtstaatliche Museen organisierte Informationsveranstaltung statt, bei der sich die Provenienzforscherinnen vorstellten und sich die Museen über deren praktische Arbeit informieren konnten. Veranstaltungsort war das Historische Museum Regensburg, das als eines der ersten Häuser das Beratungsangebot der Landesstelle angenommen hat. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Workshops hatten in diesem Rahmen auch die Möglichkeit, sich mit Uwe Hartmann, dem Leiter der Abteilung Provenienzforschung des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste auszutauschen, der die Veranstaltung mit einem Übersichtsvortrag einleitete. Carolin Lange und Christine Bach stellten zudem zwei aktuelle Fälle vor, an denen sie arbeiten: nicht inventarisierte und damit schwer einzuordnende Judaica, die in einem nordbayerischen Haus gefunden wurden und nun in die Datenbank www.lostart.de eingestellt werden, da sich ein verfolgungsbedingter Entzug nicht



Eine beschädigte Sabbatlampe mit ungeklärter Provenienz aus dem Fränkischen Museum Feuchtwangen (Foto: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern)

ausschließen lässt; und ein Fall eines größeren Münchner Hauses, das über Grafiken verfügt, deren jüdischen Vorbesitzer die beiden Provenienzforscherinnen anhand eines Sammlerstempels identifizieren konnten. Anhand dieser

beiden Fälle aus der Praxis zeigten sie, wie man hauseigene Inventare und Geschäftsbücher befragen und auswerten kann, welche Anhaltspunkte sich aus den Unterlagen möglicherweise ergeben und wie die Befunde von außen – durch das Hinzuziehen externer Datenbanken und Archivunterlagen – abgesichert und ergänzt werden können. Ziel der Veranstaltung war es vor allem, den Teilnehmern die Möglichkeit zu bieten, grundsätzliche Fragen, Bedenken und Bedürfnisse zu formulieren und mit Experten in Kontakt zu treten.

Carolin Lange

Kontakt

Landesstelle für die nichtstaatlichen
Museen in Bayern
Alter Hof 2
80331 München

Tel. 089 210140-48/49
christine.bach@blfd.bayern.de
carolin.lange@blfd.bayern.de

Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD

Teil 8: Raman-Spektroskopie

Prägnant zusammengefasst oder bereits unverschämt kurz? Es erscheint etwas pietätlos, die Raman-Spektroskopie auf einigen wenigen, bunt illustrierten Seiten, im Plauderton und Schnelldurchgang abzuhandeln: Handelt es sich doch um eine in jeder Hinsicht spannende, ja geradezu schillernde und in der theoretischen Betrachtung äußerst anspruchsvolle Analysenmethode.

Der österreichische Physiker Adolf Smekal (1895–1959) hatte bereits im Jahr 1923 den Raman-Effekt auf rein theoretischer Basis (!) vorhergesagt. Ein indischer Kollege namens C. V. Raman (1880–1970) verifizierte den Effekt im Jahr 1928 experimentell und erhielt dafür bereits 1930 den Nobelpreis für Physik.

Beim Raman-Effekt entsteht eine merkwürdige elektromagnetische Strahlung, die teils energiereicher ist

als die Anregungsstrahlung. Dies steht in scheinbarem Widerspruch zur sogenannten Stokes-Verschiebung, die für vergleichbare Phänomene einen zwangsläufigen Energieverlust der Anregungsstrahlung postuliert (deshalb gibt es in der Darstellung des Raman-Experiments regelkonforme „Stokes-Linien“ und verbotene „Anti-Stokes-Linien“). Insgesamt ein Tummelplatz für geistige Überflieger, ganz im Sinne von Dürrenmatts „Physikern“.

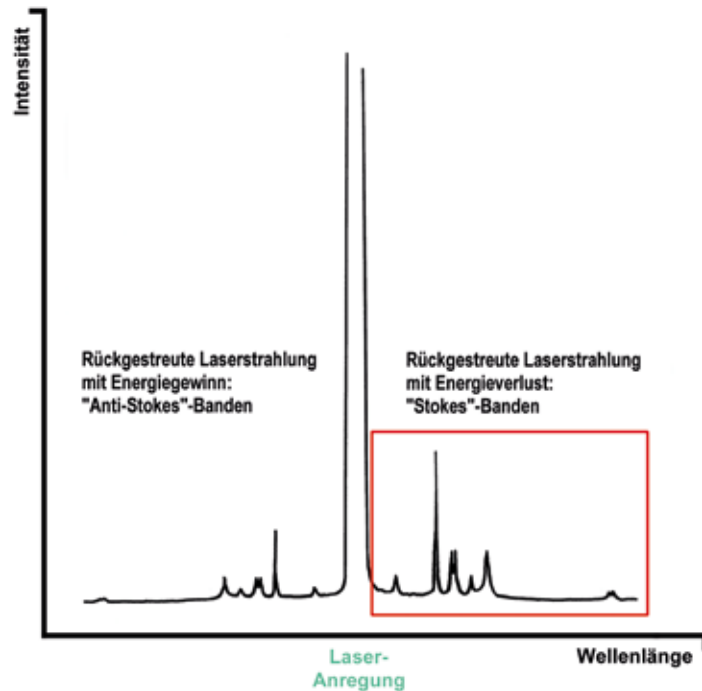
Die gute Nachricht für Normalsterbliche: Selbst mit nur 1 % der üblichen Lernzeit und Nullkommanull Prozent theoretischem Verständnis kann heutzutage jedermann von der praktischen Raman-Spektroskopie profitieren. Wer es möchte, darf natürlich nach wie vor in die mathematischen Höhen der Gruppentheorie, des Hamilton-Operators

und des Raman-Tensors entschweben und diese intellektuelle anspruchsvollen Konstrukte in vollen Zügen genießen. Alternativ lässt sich die materielle Manifestation des Raman-Effekts, das Raman-Spektrometer, als vergleichsweise einfach zu bedienendes technisches Gerät und Erweiterung der professionellen Möglichkeiten von der Stange kaufen und nutzen, ähnlich wie ein Telefon. Auf dieser genügsameren Selbstbeschränkung beruhen z. B. die Kontrolle eines transparenten Waschbeutels am Flughafen oder der polizeiliche Drogencheck eines verdächtigen Autokofferraums – beides mittels angewandter Raman-Spektroskopie. Derartige Aufgaben können heutzutage von lediglich angelegerten Kräften oder als Nebentätigkeit, ohne großartiges theoretisches Hintergrundwissen durchgeführt werden.

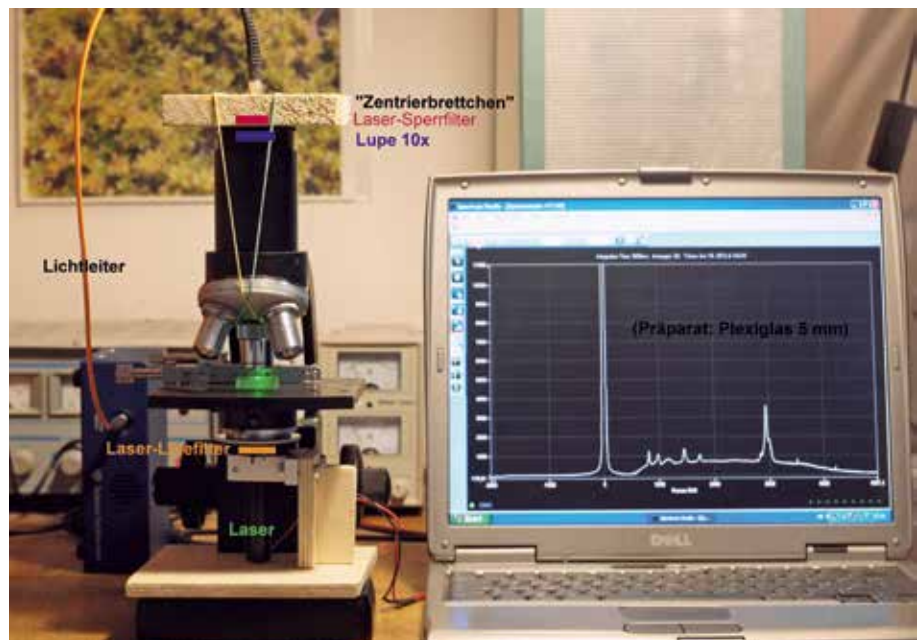
Das Messprinzip – im Vergleich zur Infrarotspektroskopie

Bei der im letzten Artikel der Methodenreihe (DI 163, S. 79 ff.) beschriebenen Infrarotspektroskopie wird die Probe nach und nach, oder auch synchron mit einem breiten Band unterschiedlicher Frequenzen angeregt. Bei jeweils passenden Frequenzen tritt charakteristische substanzspezifische Resonanz mit Molekülschwingungen auf, die sich in einer elektronisch registrierbaren Schwächung der jeweiligen Anregungsfrequenzen äußert.

Die Raman-Spektroskopie verwendet für die Anregung nur eine einzige, jeweils genau definierte Strahlungswellenlänge, die von einem Laser erzeugt wird. Es kann sich hierbei um Strahlung im Bereich des sichtbaren Lichts handeln, z. B. die eines roten oder grünen Laserpointers, aber auch um eine ebenfalls exakt definierte, spezifische Wellenlänge im UV oder IR (Impulse Response). Vereinfachend formuliert bewirkt der Raman-Effekt, dass diese monochromatische Strahlung sozusagen auf der Lauer liegt, bis ein Molekül, vom Ruhezustand ausgehend, in einen hochaktiven Schwingungszustand gerät, der exakt mit der Anregungsenergie übereinstimmt. In diesem Moment ist das angestrahlte Molekül in der Lage, mit der Laserstrahlung in Wechselwirkung zu treten. Es kann nun vorkommen, dass das angeregte Molekül die angebotene Anregungsstrahlung quasi kreativ nutzt, um nicht zurück in den Ruhezustand, sondern in einen anderen angeregten Zustand zu wechseln. Für diesen speziellen Fall erfolgt ein Energietransfer zwischen Anregungsstrahlung und Materie, welcher der Differenz zwischen einem Molekül-Schwingungsgrundzustand und einem angeregten Molekülzustand entspricht. Das von der Materie zurück gestreute Licht hat somit Energie aufgenommen oder abgegeben, unterscheidet sich deshalb in seiner Energie (und deshalb auch in seiner Wellenlänge) von der Anregungsstrahlung, es weiß sozusagen Bescheid über die gerade gesehenen substanzspezifischen Bindungsverhältnisse. Das meiste vom Laser eingestrahlte Licht wird allerdings nicht derart kreativ genutzt, sondern in gleicher Wellenlänge zurückgestrahlt. Bei hoher Detektorverstärkung zeigen sich jedoch neben dem unveränderten Laserlicht die statistisch seltenen, kleinen „kreativen“ Ramansignale.



Die spektroskopische Nutzung des Raman-Effekts. Der zur Anregung der Probe eingesetzte Laserstrahl wird von der untersuchten Probe zum größten Teil unverändert rückgestreut. Er verursacht im hier gezeigten Ergebnisspektrum deshalb vorrangig ein extrem starkes Signal in der Diagramm-Mitte, bei völlig unveränderter Laserwellenlänge. Zusätzlich offenbaren sich jedoch links und rechts der Anregungslaserbande vergleichsweise winzige, probenspezifische Banden, die durch Interaktion des Lasers mit dem Probenmaterial zu erklären sind. Nach Ausfilterung des informationsleeren Anregungssignals betrachtet der Analytiker nur noch die am besten zu erkennenden, probenspezifischen „Stokes“-Banden (roter Rahmen im Spektrogramm) (Grafik: BLfD, Zentrallabor)



Hobby-Raman-Spektrometer des Autors, mit dem erklärten Ziel, mental und spektroskopisch auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Fliegender Aufbau aus Billigkomponenten. Der heutzutage unvermeidliche Auswertecomputer rechts im Bild zeigt das tatsächlich mit diesem Aufbau erstellte Raman-Spektrum eines kleinen Plexiglasquaders. Unter dem Mikroskop-Objektiv ist ein grüner Laserpointer platziert. Der hochkant gestellte, dunkelblaue Spektrometerkasten direkt links neben dem Mikroskop stammt aus Medizinelektronik-Geräteschrott. Er übernimmt die Frequenzaufspaltung und Intensitätsanalyse des von der Probe gestreuten Laserlichts, dessen Spektrum schließlich am Computer rechts dargestellt wird. (Foto: BLfD, Martin Mach)

Das Raman-Spektrometer: selbst bauen oder kaufen?

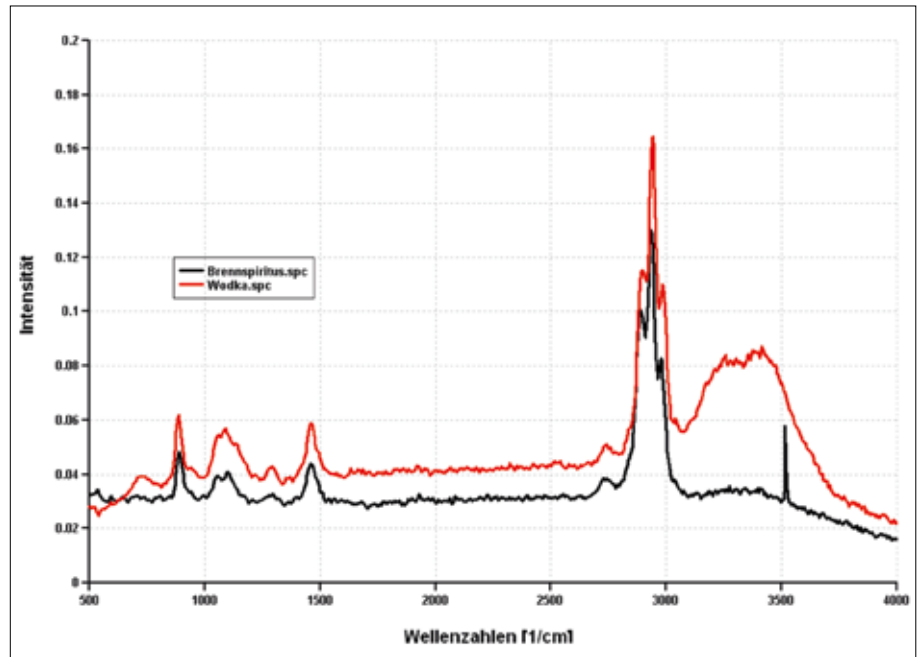
Kein Witz: Trotz, oder vielleicht gerade wegen der Genialität der Physiker des 20. Jahrhunderts besteht ein Raman-Spektroskop im einfachsten Fall aus nur verhältnismäßig wenigen Komponenten, die sogar bei Ebay gehandelt werden. Die Abbildung auf S. 66 unten zeigt das häusliche Hobby-Raman-Spektrometer des Autors. Es besteht im Wesentlichen aus:

- Laser-Strahlenquelle. Ein billiger, grüner Laserpointer reicht völlig aus
- Einfache Sammellinse, mit der sich das Laserlicht fokussieren lässt
- Ausgedientes Kursmikroskop als Stativ, Probentisch und mechanischer Zusammenhalt
- Ein Filter zur Ausblendung unverändert rückgestrahlter Laserstrahlung
- Ein einfaches elektronisches VIS-Spektrometer – Sonderangebot für Elektrobastler

Sogar mit diesem denkbar bescheidenen, fliegenden Aufbau lassen sich noch praktisch nutzbare Raman-Spektren erstellen.



Einfaches Experiment zur Demonstration des im Zentrallabor vorhandenen, zwar professionellen, jedoch noch vergleichsweise bescheidenen Raman-Spektrometers. Die Raman-Handsonde wird durch die Laserquelle (silbrige Box) über einen flexiblen Lichtleiter mit dem Laser-Anregungslicht versorgt. Das hier gezeigte Gerät verwendet eine gerade noch sichtbare rote Laserstrahlung mit einer Wellenlänge von 785 nm. Zur Identifikation des im Fläschchen aufbewahrten Ethanols (reiner Alkohol) reicht es völlig aus, die kleine Handsonde mit dem Laserlicht kurz außen (!) gegen das Glas zu richten. Die Handsonde sieht durch das dickwandige Glas hindurch und sammelt die rückgestreute Raman-Strahlung. Sie erlaubt somit eine schnelle Analyse des Flascheninhalts – ohne die Flasche öffnen zu müssen (Ergebnis siehe S. 68) (Foto: BLfD, Martin Mach)



Zwei mit dem Hobby-Raman-Spektrometer aufgenommene Spektren. Die Raman-Kurven „Wodka“ (rot) und „Brennspiritus“ (schwarz) stimmen wegen des dominierenden Alkoholgehalts in vieler Hinsicht überein. Die breite Doppelbande der roten Kurve um Wellenzahl 3000 („Wasserbanden“) kann jedoch als Beweis für die Tatsache dienen, dass selbst der beste Wodka immer noch große Mengen an ganz normalem Wasser enthält. Beim Vergleich mit dem professionelleren Ethanol-Spektrum (S. 68) wird deutlich, dass die charakteristischen Bandenpositionen auf der Rechtsachse übereinstimmen, die jeweiligen Intensitäten bei Anregung mit grünem bzw. rotem Laser jedoch sehr unterschiedlich ausfallen. Das kommerzielle Gerät mit dem roten Laser dämpft und schneidet schließlich die Banden jenseits von Wellenzahl 3000 ab, wäre für die hier dargelegte Wasserdetektion somit nicht brauchbar. (Grafik: BLfD, Martin Mach)

Sie müssen das Raman-Spektrometer jedoch nicht unbedingt selbst bauen. Die Abbildung links zeigt das käufliche, in der Leistung einem Selbstbau selbstverständlich überlegene Raman-Spektrometer des Zentrallabors in Aktion. Ein zugehöriges Spektrum findet sich auf S. 68. Die hier gezeigte Raman-Sonde lässt sich mobil einsetzen, beispielsweise einfach gegen ein Wandgemälde halten. Sie kann außerdem auf ein Mikroskop gesteckt werden und somit mikroskopisch kleine Proben analysieren.

Ein praktisches Anwendungsbeispiel aus der Archäologie

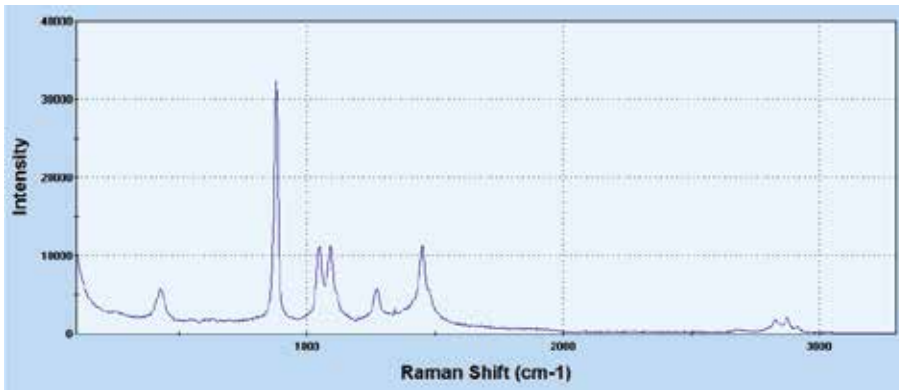
Bei einer Ausgrabung im Raum Regensburg wurde eine merkwürdige grüne Substanz gefunden. Sehr bald kam bei den Archäologen der Verdacht auf, dass es sich um eine später in den Fundkontext eingetragene Verunreinigung handeln könne. Die grüne Substanz wurde deshalb im Zentrallabor mittels Raman-Spektroskopie untersucht und als moderner Farbstoff identifiziert (vgl. Abb. S. 68 unten).

Last but not least: die Diskussion des Einsatzgebietes

Die typischen Materialproben aus Denkmalpflege und Archäologie sind zwar höchst unterschiedlicher Natur, zeigen jedoch auch eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften: Sie entstammen aus einem meist interessanten, gelegentlich sogar höchst spannenden kulturhistorischen Umfeld. Manche von ihnen sind tatsächlich bereits in der einfachsten analytischen Betrachtung recht mitteilungs-freudig, andere stellen uns vor unlösbare Rätsel. Die historische Information ist in den Proben regelmäßig redundant, das heißt in unendlich vielfacher, jedoch mikroskopischer oder submikroskopischer Größenordnung vorhanden.

Andererseits lässt sich leider nicht leugnen, dass die meisten im Zentrallabor eingereichten Proben auch vergleichsweise klein, heterogen, verschmutzt, chemisch gealtert, kompliziert zusammengesetzt und aus analytischer Sicht entsprechend frustrierend sind.

Das Haupteinsatzgebiet der modernen Raman-Spektroskopie liegt in der Analy-



Mit Hilfe des obigen Szenarios erzeugtes Raman-Spektrum von Ethanol. Links im Bild ist noch eine Restschulter des extrem starken Anregungssignals erkennbar. Auf der Rechtsachse des Diagramms sind die sog. „Raman Shift“-Werte ablesbar, das heißt die durch Molekülschwingungen (Schwingungen des Ethanol-Moleküls) verursachten Verschiebungen der anregenden Laserfrequenz. Der Raman-Shift wird als Wellenzahldifferenz (Differenz zweier Wellenlängenkehrwerte) angegeben, hat deshalb die Einheit $[1/\text{cm}]$. Dies mag ein wenig kompliziert klingen, hat jedoch den praktischen Vorteil, dass die jeweiligen Raman-Shift-Werte auch bei unterschiedlichen Anregungslasern immer gleich ausfallen, d. h. lediglich von der Analysesubstanz abhängen. (Grafik: BLfD, Martin Mach)

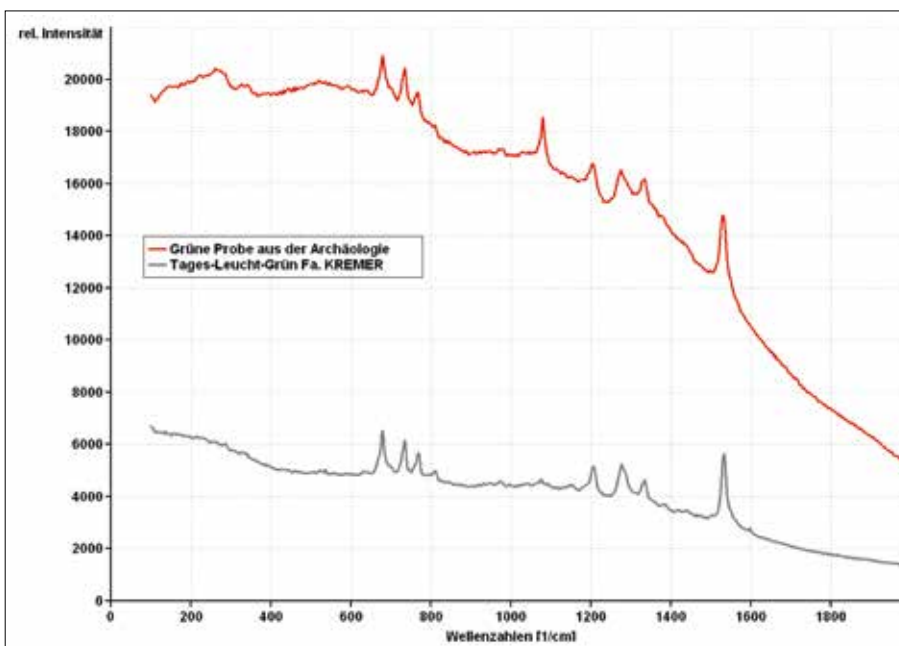
se und Beurteilung vergleichsweise reiner synthetischer Substanzen, und dies typischerweise ohne jegliche Probenahme. So lässt sich beispielsweise in der pharmazeutischen Produktion eine Charge Aspirin-Tabletten durch die Blisterverpackung hindurch auf etwaige chemische Auffälligkeiten überprüfen. Kriminaltechniker können mittels Raman-Spektroskopie die meisten gängigen synthetischen Drogen bereits im Plastikbeutel identifizieren – ohne diesen auch nur zu öffnen.

Leider gibt es in diesem analytischen Paradies auch einige empfindliche Einschränkungen, die insbesondere die Denkmalpflege und die Archäologie betreffen: Die zur Raman-Spektroskopie eingesetzte Anregungsstrahlung erzeugt bei komplex zusammengesetzten, in der realistischen Betrachtung etwas „schmutzigen“ historischen Proben nicht immer nur frequenzscharfe Ramanbanden, sondern häufig zusätzlich eine extrem störende, breitbandige Fluores-

zenzstrahlung. Diese Fluoreszenz überlagert sich dem Spektrum und kann die Ramanbanden schlimmstenfalls so stark überstrahlen, dass sie nicht mehr erkennbar sind. Das Wörtchen „Fluoreszenz“ ist deshalb in der Sprache des Raman-Analytikers meist gleichbedeutend mit „schwierig bis hoffnungslos“.

Ein weiteres erschwerendes Phänomen ist die potentielle Aufheizung der Probe. Rotes Laserlicht kann bei entsprechender Energie und Fokussierung die jeweilige Probe regelrecht verbrennen, ähnlich wie das mit einer Lupe auf ein Blatt Papier fokussierte Sonnenlicht. Dies passiert insbesondere bei dunklen Materialien, die leicht Hitze absorbieren. Es bedarf nicht der besonderen Betonung, dass insbesondere gealterte denkmalpflegerische und archäologische Proben häufig dunkle Verunreinigungen und chemische Abbauprodukte enthalten, die ein Verbrennen des Materials begünstigen. Der analytische Brandschaden wird in der Regel sehr kleinflächig ausfallen und deshalb meist zu verschmerzen sein. Wenn eine Probe allerdings erst einmal zu rauchen anfängt, schwinden die Chancen auf ein analytisches Ergebnis.

Paradoxe Weise liegt auch in der Einfachheit der Methode selbst ein Erkenntnis Hindernis. Sie ist geradezu verführerisch einfach und zudem – bei geringer Laserenergie – zerstörungsfrei. Eigentlich alles was man haben möchte: „Bei Ihnen im Labor gibt es ein Raman, wunderbar, kommen Sie morgen zu mir ans Objekt und halten Sie einfach mal drauf!“. Leider erfasst das Raman die jeweilige Situation pauschal, als Gemisch, liefert z. B. bei komplexen Malschichtszenerarien logischerweise wenig aussagekräftige Durchschnittsinformation. Manchmal kann es insofern klüger sein, die jeweilige Fragestellung in Teilaufgaben zu zerlegen, d. h. schichtenweise zu beproben und gezielt selektiv zu analysieren. Wer der Einfachheitsfalle nicht erliegt, kann nach wie vor mittels Präpariernadel und Skalpell winzige, jedoch aussagekräftige Partikel entnehmen und diese mit deutlich besseren Ergebnischancen im Raman untersuchen. Das ist dann allerdings nicht mehr zerstörungsfrei, nicht mehr ganz so chic und nicht mehr ganz so einfach. Die Ergebnisse werden jedoch meist überlegen sein. Ohne Fleiß kein Preis!



Raman-Spektrum eines „Aliens“ in archäologischem Fundkontext. Das in diesem Fall von den Archäologen völlig zu Recht angezweifelte Material (rote Messkurve) zeigt ein Spektrum, das dem eines modernen synthetischen Grünpigments entspricht (graue Kurve, Vergleichssubstanz aus dem Zentrallabor) (Grafik: BLfD, Zentrallabor)

Martin Mach

PASSION DENKMAL

Inventarisierung einer Altsammlung archäologischer Funde durch den Historischen Verein für den Landkreis Haßberge e. V.

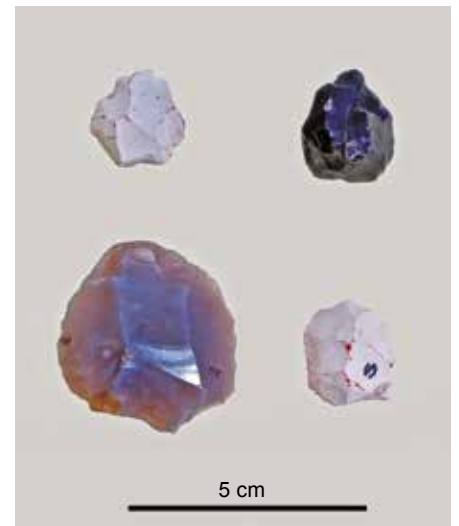
Die Gemeinde Knetzgau stellt im Ortsteil Westheim in der alten Dorfschule einen Raum als Depot zur Verfügung, der seit jüngster Zeit auch vom Historischen Verein für den Landkreis Haßberge e. V. genutzt wird. Dort befinden sich volkskundliche Objekte, aber auch zahlreiche archäologische Funde aus verschiedenen Sammlungen und Grabungen.

Neben einigen kleineren Altfundkomplexen von verschiedenen ehrenamtlichen Mitarbeitern der Bodendenkmalpflege bildet der Nachlass des 2005 verstorbenen Kreisheimatpflegers Paul Hinz, der schon 1984 an die Gemeinde übergeben wurde, den größten Anteil. Hinz war ein leidenschaftlicher und vielfältig interessierter Heimatforscher und hatte über Jahrzehnte eine zuvor unbekannte Fundlandschaft

in den Haßbergen und im nördlichen Steigerwald aufgedeckt. Das Spektrum der Funde erstreckt sich von der mittleren Altsteinzeit bis zur Neuzeit. Teile dieser umfangreichen Sammlung werden in der Archäologischen Abteilung des Maintal-Steigerwald-Museums im Schloss Oberschwappach ausgestellt.

Handlungsbedarf hinsichtlich der Fundsicherung

Offenbar ging man jedoch damals leider nicht fachgerecht mit der enormen Menge der nicht im Museum ausgestellten Funde um, und die Fundkomplexe befanden sich inzwischen in einem teils desolaten Zustand. Es bestand also ein dringender Handlungsbedarf. Daher wurde vom Historischen Verein Haßberge e. V. in Zusammenarbeit mit dem Sachgebiet Ehrenamt in der Bodendenk-



Während der Inventarisierung wurden zunächst die lokalisierbaren Fundkomplexe nach Gemeinde und Gemarkung getrennt und nicht lokalisierbare Objekte ausgeschieden (Foto: Petra Hahn-Stöhr)



Westheim, Lkr. Haßberge. Archäologische Funde waren vor der Inventarisierung in schlichten Pappkartons, Zigarrenkisten oder Tüten mit ausbleichenden Beschriftungen denkbar schlecht aufgehoben (Foto: BLfD, Ralf Obst)

malpflege am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) ein Projekt zur Sicherung und fachgerechten Deposition der Funde gestartet. Die folgende dauerhafte Aufbewahrung und Pflege der Sammlung hat die Gemeinde Knetzgau zugesichert.

Lösung in mehreren Schritten

Aufgrund der Unübersichtlichkeit der Sammlung und des unterschiedlich dringenden Handlungsbedarfs und -ablaufs musste die im Wesentlichen von Ehrenamtlichen getragene Inventarisierung in mehreren Schritten erfolgen.

In einem ersten Arbeitsschritt wurden die Funde von den Ehrenamtlichen nach Fundplätzen und Maßnahmen sortiert. Hier erwies sich die hervorragende Orts- und Sachkenntnis der Helfer bei der oft verblichenen oder unvollständigen Beschriftung von Funden und Verpackung als großer Vorteil. Die Stücke wurden nach Material-



Archäologische Funde hatten die Finder einst auch auf Pappen aufgebunden; Fehlstellen verweisen auf ausgestellt oder verschollene Funde (Foto: Monika Müller-Decoster)

gruppen getrennt und die dabei erhobenen Primär-Informationen wurden in eine Datenbank eingegeben. Insgesamt behandelte man auf diese Weise

rund 13 000 Einzelstücke, die sich auf insgesamt 706 Fundkomplexe verteilen. Den größten Arbeitsaufwand erforderte die anschließende Fotodokumentation



Im Rahmen der Inventarisierung angefertigte Überblicksfotos erleichtern die Recherche und bieten eine schnelle Orientierung (Foto: Harald Heller)

der zusammengehörigen Fundstücke, auch wenn es sich lediglich um Überblicksfotos handelt. Durch diese Fotos ist es in Zukunft jedoch möglich, eine schnelle Übersicht über das vorhandene Inventar zu erhalten und gegebenenfalls gezielten wissenschaftlichen Fragestellungen nachzugehen. Schließlich wurden die Objekte mit sorgsam beschrifteten Fundzetteln in geeignete Fundtüten verpackt und nach Gemeinde und Gemarkung getrennt in säurefreie Kartons eingelagert.

Nun ist geplant, die schriftlichen Unterlagen von Hinz durchzusehen, da diese wichtige Zusatzinformationen zu den einzelnen Fundkomplexen enthalten könnten. Dazu müssen mehrere Aktenmeter sortiert, ausgewertet und digital erfasst werden. Erst dann erfolgen eine abschließende Fundplatzkartierung und ein Datenabgleich zwischen der Sammlungsdatenbank und den Fachdaten des BLfD.

Sind sämtliche Arbeiten abgeschlossen, steht einer detaillierten siedlungsarchäologischen Aufarbeitung der Sammlung nichts mehr im Wege, da jeder Fundkomplex dann bodendenkmalpflegerisch und archäologisch verwertbar sein wird.

Allen ehrenamtlichen Helfern des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e. V. ist für ihre sehr zeitintensive Mitarbeit bei der Inventarisierung zu danken. Ohne die mehrere hundert Stunden ehrenamtliche Leistung hätte das Projekt nicht verwirklicht werden können. Dank sei hier insbesondere Frau Monika Müller-Decoster, Herrn Günter Reiss, Herrn Roland Spiegel, Herrn Marc Werner sowie Herrn Kreisheimatpfleger und 1. Vorsitzenden Wolfgang Jäger ausgesprochen.

Ebenso wird der Gemeinde Knetzgau, namentlich Herrn Bürgermeister Stefan Paulus und Herrn Gerhard Thein, für die vielfältige Unterstützung des Projektes gedankt. Die für die wissenschaftliche Ansprache der Funde notwendige Fachkraft wurde durch Mittel der Unterfränkischen Kulturstiftung, der Gemeinde Knetzgau und des Landkreises Haßberge sowie über Zuschüsse des Sachgebiets Ehrenamt beim BLfD finanziert.

Harald Heller und Ralf Obst



Blick ins Isartal vom Landshuter Höhenwanderweg. Im Hintergrund ist der Bayerische Wald zu sehen (Foto: Hansjörg Eder)

Der Landshuter Höhenwanderweg II – Wandern in Zeit und Raum

Bereits kurz nach der Eröffnung des ersten Abschnitts des Landshuter Höhenwanderweges von Buch am Erlbach nach Landshut im Jahr 2012 (s. Denkmalpflege Informationen Nr. 154) bestand der Plan, den Weg von der westlichen Stadtgrenze Landshuts durch das Stadtgebiet und die Gemeinde Niederaichbach bis zur östlichen Landkreisgrenze fortzusetzen. Getreu dem Motto „was lange währt, wird endlich gut“ – in diesem Falle „sehr gut“ – wurde dieser Plan im vergangenen Jahr

umgesetzt und am 11. Mai der zweite Abschnitt des Höhenwanderweges auf der Burg Trausnitz eröffnet.

Wie bereits der erste Abschnitt gliedert sich auch der zweite Teil in eine Hauptroute und insgesamt sieben kürzere Rundwanderwege. Diese bieten sich als Sonntagsspaziergänge an oder sind für eine kurze Wanderung nach Feierabend geeignet. Wie schon entlang der ersten Wegstrecke finden sich auch hier Schautafeln, die den Wanderer auf Besonder-

heiten der älteren und jüngeren Geschichte sowie der Natur und Kultur hinweisen. Diese 28 Tafeln sind leicht verständlich und vermitteln anhand ihrer eingängigen Farbgebung die zeitlichen Dimensionen der verschiedenen archäologischen Fundstellen von der Jungsteinzeit bis heute. Die Texte werden durch aussagekräftige Abbildungen unterstützt und ermöglichen dem Besucher, Geschichte am Ort ihres Geschehens zu erkunden.

Gleich zu Beginn des Höhenwanderweges II zieht die alte Herzogstadt Landshut den Wanderer mit ihren gewaltigen Bauten wie der Basilika St. Martin und der hoch über der Stadt thronenden Burg Trausnitz in ihren Bann. Entlang seines Weges taucht der Besucher in der Altstadt in das Mittelalter ein und erwandert, vorbei an prachtvollen Bürgerhäusern, auf seinem Rundweg auch die Dimensionen einer mittelalterlichen Stadt. Neben den sichtbaren wird auch auf bereits verschwundene, mittelalterliche Strukturen hingewiesen: Direkt am Eingang der Stadt, am Dreifaltigkeitsplatz, klärt eine Informationstafel über die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen auf. Heute zeigt sich der Dreifaltigkeitsplatz als weiter Raum mitten in der Stadt. Dass dieser Raumeindruck nicht immer so war, zeigen Untersuchungen aus dem Jahr 2004. Damals erforschte eine internationale Schülergruppe unter der Leitung des Bayerischen Landesam-



Eine Informationstafel am Landshuter Höhenwanderweg (Foto: Kreisarchäologie Landshut, Eva Brunner)



Die Kirche St. Margareta in Reichersdorf von Osten (Foto: Hansjörg Eder)

tes für Denkmalpflege die Reste der im 14. Jahrhundert niedergelegten jüdischen Siedlung, die heute unterhalb einer grünen Wiese liegt. Vom Dreifaltigkeitsplatz aus führt der „Ochsenklavier“ genannte Fußweg zur Burg Trausnitz und hinein in die herzoglichen Gärten, die als grüne Lunge der Stadt mit zahllosen heimischen und exotischen Pflanzen sowie einem Wildtiergehege verzaubern.

Die weitere Strecke bis Niederaichbach begeistert durch vielfältige Natur in einem heute als Naturschutzgebiet ausgewiesenen ehemaligen Standort-

übungsplatz. Der Besucher wird hier auf den Informationstafeln über Renaturierungen von Bachläufen, aber auch über die Siedlungen aufgeklärt, die bei der Anlage des Platzes weichen mussten.

In der Gemeinde Niederaichbach warten viele noch heute obertägig sichtbare Bodendenkmäler darauf, entdeckt zu werden. So findet sich in Lehen bei Hüttenkofen, Gemeinde Niederaichbach, Lkr. Landshut, ein großes Hügelgräberfeld der sogenannten Hügelgräberbronzezeit (zw. 1600 und 1300 v. Chr.), dessen Grabhügel eindrucksvoll bis zu 3 m hoch

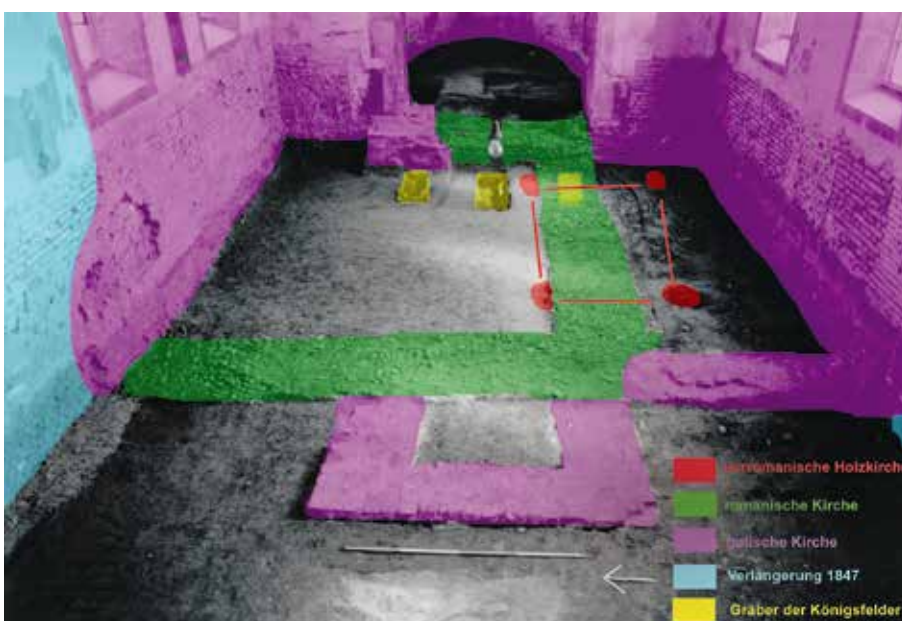
erhalten sind. Auf dem Schlüsselberg liegen die Reste einer frühmittelalterlichen Burg, deren Innenbereich durch ein mächtiges Wall-Graben-System vom Hinterland abgeriegelt ist. Besonders detaillierte Erkenntnisse liegen über die Kirche St. Margareta in Reichersdorf vor. Anhand der Grabungsergebnisse lässt sich die Baugeschichte der kleinen Kirche des 14. Jahrhunderts rekonstruieren. Unterhalb der steinernen Grundfesten der romanischen Vorgängerkirche befanden sich die Reste einer frühmittelalterlichen Holzkirche, eine der ältesten des Landkreises.

Die Hauptroute des zweiten Abschnitts des Landshuter Höhenwan-



Die Grabungsfläche am Dreifaltigkeitsplatz im Jahre 2004. Die Mauern der ehemaligen Bebauung sind noch mehr als 1 m hoch erhalten (Foto: Kreisarchäologie Landshut, Thomas Richter)

derweges erstreckt sich über eine Länge von 31 km, davon zweigen weitere 39 km Rundwege ab. Die beiden Teile des Höhenwanderweges bieten nun ein insgesamt 128 km umfassendes, bestausgebautes Wegenetz mit zahlreichen Informationen zur Geschichte, Natur und Kultur der Umgebung. Kostenlose Wanderkarten für beide Abschnitte sind beim Büro für Tourismus des Landkreises, beim Verkehrsverein Landshut sowie unter www.tourismus-landshut.de erhältlich.



Darstellung der Bauphasen der Kirche St. Margareta in Reichersdorf (Foto: Kreisarchäologie Landshut, Thomas Richter)

Thomas Richter und Eva Brunner

500 000ster Besucher im Infopoint Museen & Schlösser in Bayern

Eine halbe Million Museumsbegeisterte in Münchens Altem Hof – der Infopoint Museen & Schlösser in Bayern, das 2004 eröffnete Schaufenster des museumsreichsten Bundeslandes, feierte seinen 500 000sten Besucher! Stellvertretend für die vielen neuen und treuen Gäste nahm der Jubiläumsbesucher Johannes G. aus Kirchhellen neben Pfingstrosen einen „Kulturstrauß“ mit zwei Eintrittskarten und Zwickelbier der Bayerischen Landesausstellung 2016 „Bier in Bayern“ im niederbayerischen Kloster Aldersbach sowie den Kinderführer und einen Familieneintritt ins Freilichtmuseum Glentleiten entgegen. Zusammen mit seiner Frau Stephanie verbrachte er zum 2. Hochzeitstag eine Ferienwoche am Tegernsee und die beiden freuten sich, dass auf diese Weise gleich für kulturelle Ausflüge gesorgt war. Inspiration darüber hinaus bietet natürlich auch jederzeit das Museumsportal www.museen-in-bayern.de, das vom Infopoint sowie den Museen selbst mit aktuellen Terminen bespielt wird.

Während anfangs um die 10 000 Besucherinnen und Besucher das umfassende Informationsangebot des Infopoint jährlich wahrnahmen, nutzen es inzwischen rund 60 000 Besucherinnen und Besucher im Jahr. Die Sammlungs-schätze von 1360 Museen halten immer wieder landesweit spannende Programme und Ausstellungen bereit, die im Infopoint bekannt gemacht oder mittels sechswöchiger Präsentation wärmstens empfohlen werden. Ab Sommer 2007 war der Zulauf merklich erhöht, nun wurde zusätzlich im mittelalterlichen Gewölbesaal im Untergeschoss die Geschichte des Alten Hofes und der Herrscherpersönlichkeit Ludwigs des Bayern multimedial vermittelt. Diese Dauerausstellung „Münchner Kaiserburg im Alten Hof“ widmet sich der Nutzungsgeschichte der alten Burg im Wandel der Zeit ebenso wie der eng mit den Wittelsbachern verknüpften Entwicklung der Stadt München von 1158 bis in die jüngere Zeit des 21. Jahrhunderts.

Das eintrittsfreie Doppelangebot des Freistaates Bayern hat andernorts kein Vorbild und schafft Maßstäbe in der Vermittlung kultureller Schätze.

Langsam aber sicher hat sich der Infopoint im Alten Hof als Publikumsfenster der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern in die Herzen der Einheimischen geschlichen. Auch bei Gästen Münchens und Bayerns, Schulklassen, Stadtführungen und Reisegruppen ist er mittlerweile fest etabliert. Dass die zahlreichen Besucher damit auch der Landesstelle ein unschätzbare Geschenk pünktlich zum 40. Jubiläum gemacht haben – das konnte keiner einplanen! Dieser erste

Bedürfnisse der künftigen Besucher, Nutzer und Kooperationspartner im lebendigen Austausch in der Planung der Kaiserburg-Ausstellung mit berücksichtigt werden. Seit jeher agiert der Infopoint serviceorientiert in der persönlichen Beratung. Mehr und mehr gilt dies inzwischen im digitalen Raum für die sozialen Netzwerke Twitter, Facebook, Instagram und SoundCloud. Am Intensivsten wird der Blog des Infopoint betrieben: Spannende Beiträge laden seine Leser jede Woche auf Ent-



Der 500 000ste Besucher Johannes G. und seine Frau Stephanie aus Kirchhellen staunen über ihre Museumspräsente – überreicht von Richard Quaas, Leiter des Infopoint Museen & Schlösser in Bayern, und Sabine Wieshuber (Foto: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern)

Meilenstein gibt Schwung für die kommenden Jahre und ihren Millionsten „bekennenden Museumsliebhaber“ im Alten Hof! Ehre und Dank für diesen Erfolg gelten neben einem engagierten Team im Infopoint auch der Landesstelle, die im wahrsten Sinne die Mutterbehörde von Infopoint und Kaiserburg ist: Sie hatte die Federführung bei der Konzeption beider sich perfekt ergänzender Einrichtungen und steht nach wie vor mit Rat und Tat zur Seite. Durch die versetzte Eröffnung konnten die ersten Erfahrungen des Infopoints und reale

deckungsreise in Bayerns kleine und große, glatte oder auch barock-bucklige „Museumsperlen“ ein.

Ganz besonders dankt der Infopoint hier seinen Partnern, die das Jubiläumsgeschenk erst möglich gemacht haben: Dem Haus der Bayerischen Geschichte, dem Kloster Aldersbach als Gastgeber der Bayerischen Landesausstellung 2016 und dem Freilichtmuseum Glentleiten, das ebenfalls in diesem Jahr sein vierzigjähriges Bestehen feiert.

Sabine Wieshuber

Auf den Spuren von König Gilgamesch

Magnetometerprospektion in Uruk am Schauplatz des ersten Epos der Weltliteratur

Ein Forschungsprojekt, das in Kooperation zwischen dem Geophysik Department, der Fakultät für Vorderasiatische Archäologie der Universität München und dem University College of Manchester durchgeführt wurde, konnte nach 15-jähriger Pause die geophysikalischen Prospektionsarbeiten im Süd-Irak wieder aufnehmen. Schon in den Jahren 2001 und 2002 waren die Geophysiker des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) von der Orientabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI, Frau Dr. Dr. h. c. Margarete van Ess) in

Amtshilfe ausgeliehen worden, um in Uruk großflächige geophysikalische Untersuchungen durchzuführen. Die diesjährige Kampagne 2016 galt in erster Linie der Prospektion einer von Alexander dem Großen gegründeten Stadtanlage, Charax Spasinou, die nur wenige Kilometer nördlich von Basra gelegen war. Daneben bot sich jedoch auch die Möglichkeit, die Stadt Ur sowie die Stadtanlage von Uruk zu besuchen, um dort die Arbeiten der vergangenen Jahre wieder aufzunehmen.

Uruk (Warka) spielte eine herausragende Rolle für die frühe Kulturent-

wicklung in Mesopotamien. Die Stadt war Ende des 4. und Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. das wohl bedeutendste urbane Zentrum Sumers und darüber hinaus nicht nur ein wichtiger Ort für die Entwicklung städtischen Lebens und der Schrift, sondern vor allem auch Schauplatz des Gilgamesch-Epos, eine der ältesten überlieferten epischen Erzählungen der Weltliteratur. Der sagenumwobene Gilgamesch, König von Uruk, war der sumerischen Überlieferung zufolge zu zwei Dritteln Gott und zu einem Drittel Mensch. Er ließ nach seiner Krönung eine riesige, etwa 11 km



Blick auf die Untersuchungsfläche zwischen dem Eanna-Heiligtum mit der hoch aufragenden Ur III-zeitlichen Zikkurat im Zentrum und den Ruinen des seleukidischen Eschgal-Heiligtums (Foto: Martin Gruber)



Die restaurierte Zikkurat von Ur (Ende 3. Jahrtausend v. Chr.) 60 km südöstlich von Uruk (Foto: Martin Gruber)

lange Stadtmauer um das etwa 5,5 km² große Uruk bauen.

Das Ende der Stadtbesiedlung fällt in die Zeit der Sassaniden und datiert ins 4. Jahrhundert n. Chr. Nach den islamischen Eroberungen wurde die riesige Stadtanlage gänzlich aufgegeben. Das heutige Erscheinungsbild der Ruine wird durch sanfte Hügelzüge, große Ebenen und durch eine Vielzahl kleiner Erosionsrinnen geprägt. Große Schuttfelder von Lehmziegeln, Schlacken und Keramik bedecken weite Gebiete. Die Oberfläche dieser Stadt ist bis heute frei von jeglicher modernen Bebauung und ist dank umfangreicher Sicherungsmaßnahmen, die vom DAI initiiert und finanziell getragen werden, während des ganzen Krieges von Plünderungen und Raubgrabungen verschont geblieben. Sie bietet daher ein ideales Areal für magnetometrische Untersuchungen.

An die sensationell eindeutigen Ergebnisse, die sich während der ersten Messungen in den Jahren 2001 und 2002 in den Magnetogrammen abzeichneten, konnte in der diesjährigen Kampagne erfolgreich angeknüpft werden. Die im Messbild erstaunlich präzisen und klar sichtbaren Strukturen unter dem Wüstenboden zeigen beispielsweise einen großen, vom Euphrat gespeisten Kanal,

der das Stadtgebiet von Norden nach Süden durchzog. Das weit verzweigte und daher sehr aufwendig zu betreibende Kanalsystem diente als Transportweg und versorgte die Stadt mit Wasser, auch zur Bewässerung von Palmgärten und Feldern.

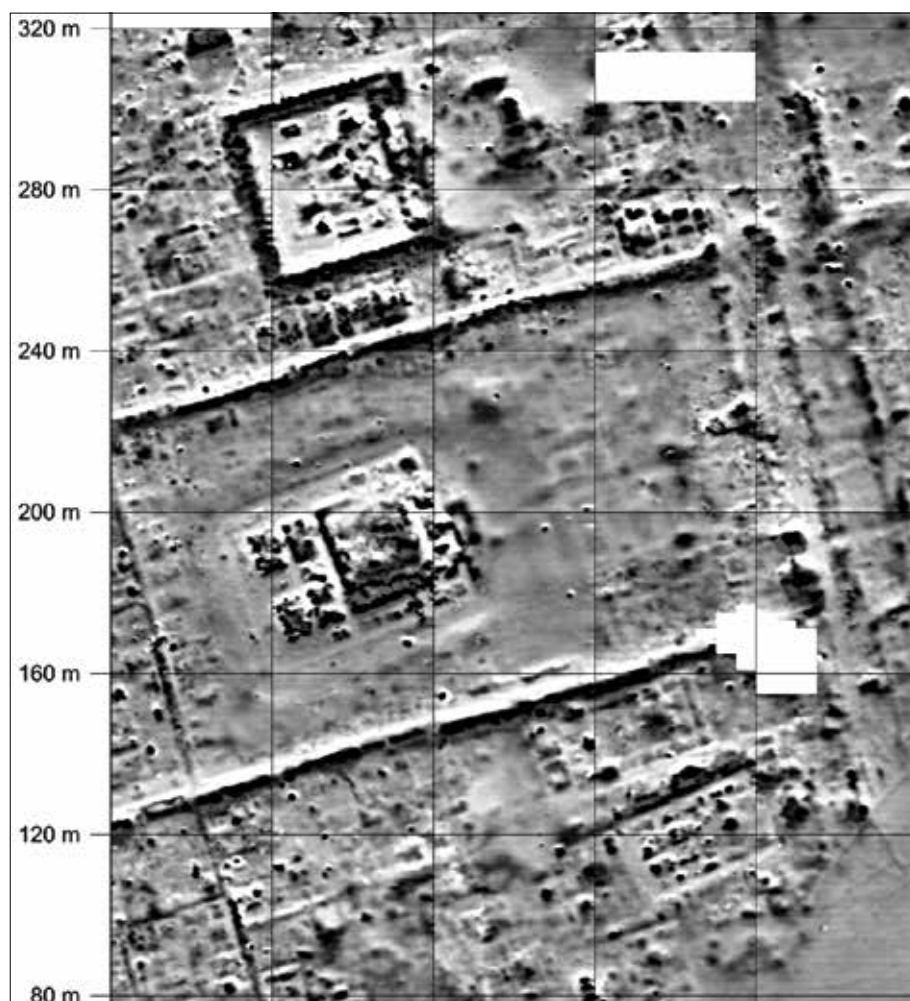
Die diesjährigen Messungen erbrachten darüber hinaus Spuren ausgedehnter Wohnbebauung; darunter einige große Grundrissanlagen wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. Die bisweilen dichte Bebauung war stellenweise durch Freiflächen auf-



Jörg Faßbinder bei Messungen mit dem hochempfindlichen Cäsium-Magnetometer. Im Hintergrund die Ur III-zeitliche Zikkurat von Uruk (Foto: Simone Mühl)



Simone Mühl und Martin Gruber bei Messungen mit dem Cäsium-Magnetometer. Im Hintergrund die Ur III-zeitliche Zikkurat (Foto: BLfD, Jörg W. Faßbinder)



Alexandria am Tigris, nach großen Flutkatastrophen zweimal neugegründet zuletzt 141 v. Chr. als Charax Spasinou. Magnetogramm-Ausschnitt der hellenistischen Stadtanlage, Messungen von 2016 (Magnetogramm: BLfD, Jörg W. Faßbinder)

Rechte Seite: Satellitenaufnahme (IKONOS) der Ruine von Uruk aus dem Jahre 2005, eingeschnitten ein Magnetbild der neuesten Messungen von 2016 (Magnetogramm: BLfD, Jörg W. Faßbinder)

geloockert, bei denen es sich um Gartenanlagen gehandelt haben dürfte. Innerhalb einiger dieser Gartenanlagen zeigten sich sogar noch die Überreste ehemaliger Feldeinteilungen.

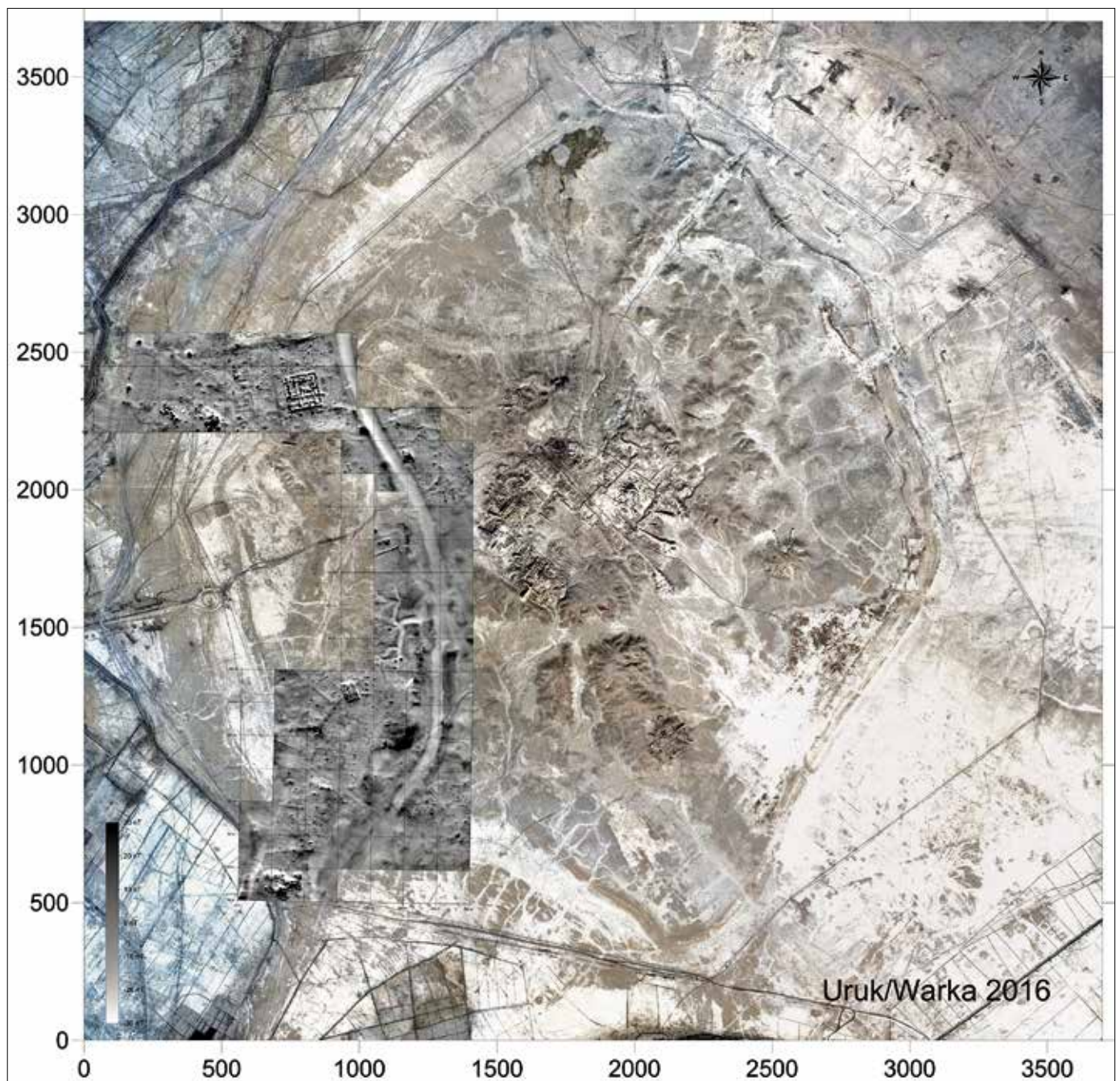
Im Südwesten der Stadtanlage konnte auf einer Länge von mehr als 1 km die Stadtmauer nachgewiesen werden, die der literarischen Überlieferung zufolge von Gilgamesch errichtet worden sein soll. Entgegen bisheriger Annahmen waren Teile der Stadtmauer aus gebrannten Lehmziegeln gebaut. An der Außenseite der an dieser Stelle mehrfach gestaffelten und daher bis zu 40 m breiten Befestigungsanlage lief ein Kanal entlang. Im südwestlichen Bogen der Stadtmauer konnte außerdem eine aufwendige, zum Teil aus gebrannten Lehmziegeln gebaute Tor- beziehungsweise Schleusenanlage nachgewiesen werden, die das innerstädtische Kanalsystem mit den Kanälen außerhalb der Stadtmauer verband. Bohrungen bis in eine Tiefe von 14 m durch Geoarchäologen konnten die geophysikalischen Messergebnisse bestätigen: So war die Sohle des Kanals im Bereich der Toranlage in einer Tiefe von etwa 5 m unterhalb der modernen Oberfläche nachzuweisen und noch in 7 m Tiefe waren gebrannte Lehmziegel anzutreffen. Südlich außerhalb der Stadtbefestigung führte der Hauptkanal vorbei an einem Gräberfeld zu einem flachen Ruinenhügel. Die zum Teil an der Oberfläche sichtbaren Gräber bestanden zu-



meist aus zwei weitmundigen Gefäßen, die mit der Öffnung zueinander vergraben worden waren. Diese für die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. typische Bestattungssitte stimmt mit den Ergebnissen im magnetischen Messbild überein, das in diesem Bereich sehr deutliche Doppelanomalien zeigte. Der weiter südlich gelegene Ruinenhügel birgt – dem Magnetogramm nach zu urteilen die Überreste einer monumentalen Gebäudeanlage, möglicherweise eines der zwei aus Schriftquellen bekannten Neujahrsfesthäuser in Uruk.

Die extrem starken Magnetfeldsignaturen weisen darauf hin, dass dieses Gebäude überwiegend aus gebrannten Lehmziegeln errichtet worden war. Zusätzliche gesteinsmagnetische Messungen an Böden, Bausteinen sowie an Lehmziegeln erlauben uns mittlerweile eine sehr detaillierte Interpretation der Resultate und geben ein immer genaueres Bild vom Untergrund.

Jörg W. Faßbinder, Simone Mühl, und Martin Gruber



Großer Denkmalpreis der Deutschen Burgenvereinigung e. V. für Dr. Hans-Heinrich von Srbik

Der Vorsitzende der Messerschmitt Stiftung Dr. Hans-Heinrich von Srbik wurde am 22. April 2016 in der Amberger Stadtpfarrkirche St. Martin mit dem Großen Denkmalpreis 2016 der Deutschen Burgenvereinigung e. V. geehrt. Der mit € 10 000,- dotierte Preis wird von der Stiftung der Deutschen Burgenvereinigung jährlich an herausragende Denkmalschützer vergeben. Überreicht wurde die Auszeichnung im Rahmen eines Festaktes vom Vorsitzenden der Stiftung und Vizepräsident von Europa Nostra, Alexander Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Sayn. Ein Grußwort sprach die Präsidentin der Burgenvereinigung und vormalige Dombaumeisterin von Köln Prof. Dr. Barbara Schock-Werner und die Laudatio hielt der Ehrenpräsident von ICOMOS und bayerische Generalkonservator i. R. Prof. Dr. Michael Petzet.

Die Messerschmitt Stiftung zählt zu den bedeutendsten privaten Denkmalstiftungen und ist einem grenzüberschreitenden, sprich europäischen Kulturbegriff verbunden. Nicht zuletzt unter diesem Vorzeichen reichen die Aktivitäten bis in das rumänische Siebenbürgen oder Tirol und Südtirol. Von Theodor Fontane mehrfach literarisch geadelt, ist das der Bundesregierung als Gästehaus zur Verfügung stehende Schloss Meseberg in der Mark Brandenburg das wohl bekannteste stiftungseigene Objekt. In Bayern ist in diesem Zusammenhang Schloss Leitheim bei Donauwörth zu nennen; der ehemalige Sommersitz der Äbte des Klosters Kaisheim, mit seinem kunsthistorisch hochrangigen, von den Rokoko-Fresken des Gottfried Bernhard Göz (1708–74) geprägten Festsaal, ging 2008 in Stiftungseigentum über. Hinzu kommt eine Vielzahl von Maßnahmenförderungen aus dem bayerischen Denkmalbestand. Das Spektrum reicht von der Restaurierung der nach dem Entwurf von Hubert Gerhard gegossenen Bronzefiguren des



Verleihung des Großen Denkmalpreises an Dr. Hans-Heinrich von Srbik (sitzend, Mitte) am 22. April 2016 in Amberg (Foto: Thomas Monhof, Wuppertal)

Augustusbrunnens in Augsburg (1594) über die Schutzengelgruppe des Ignaz Günther aus der Münchner Bürgersaalkirche (1763) bis hin zur Rekonstruktion der von Ludwig II. im Park von Schloss Linderhof errichteten „Hundinghütte“ (1876, zerstört 1945), um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Und wenn die überaus spannende Entstehungs- und Zerstörungsgeschichte des 1986 wiederhergestellten „Bühnenbildes“ aus Richard Wagners Oper „Walküre“ in der Reihe der „Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege“ (heute Schriftenreihe) publiziert werden konnte, so war dies einmal mehr, wie bei vielen anderen der 118 Titel dieser wissenschaftlichen Publikationsreihe durch eine Förderung der Drucklegung seitens der Messerschmitt Stiftung gewährleistet.

Zu danken ist dies dem besonderen Interesse an Kulturgut und dem groß-

artigen Engagement von Hans-Heinrich von Srbik, der die Messerschmitt Stiftung seit mehr als einem Vierteljahrhundert leitet. In seiner Danksagung zur Preisverleihung teilte er mit, dass das Preisgeld zugunsten einer Ölberggruppe in der Amberger Stadtpfarrkirche St. Martin gestiftet und – zumindest verdoppelt wird.

Bernd Vollmar

Literatur

Oelwein, Cornelia u.a.: *Bewahrte Kostbarkeiten in Bayern, Die Denkmalpflege der Messerschmitt Stiftung in Bayern, München 2009*

Petzet, Detta und Michael: *Die Hundinghütte König Ludwigs II. Das Bühnenbild zu Richard Wagners „Walküre“ und die Rekonstruktion der Hundinghütte im Schloßpark von Linderhof (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 51), München 1990*

„Erstrahlt in neuem Glanz“

Vortrag zur Verleihung des Denkmalpreises des Bezirks Schwaben am 19. April 2016

Medienberichte sind Teil einer gesellschaftlichen Debatte, einer öffentlichen Reflexion. Das gilt natürlich auch für Berichte über Denkmale und Denkmalschutz. Beteiligt sind an dieser Debatte, dieser Reflexion mehrere Akteure – Denkmalpfleger und Politiker, Medienkonsumenten (Zeitungs-Leser, Radio-Hörer, Fern-Seher) und die Journalisten. Mein Vortrag wird sich mit der medialen Binnensicht, also mit dem Tun der Journalisten und meinen journalistischen Erfahrungen befassen. Ich werde der Frage nachgehen: Was tut man eigentlich, wenn man über Denkmale schreibt? Wem nützt man? Was lernt man? Was kann man bewirken und wo scheitert man?

Geschichten erzählen

Ich habe diesem Vortrag den Titel gegeben: „Erstrahlt in neuem Glanz“ – in Anführungszeichen, vielleicht auch mit Fragezeichen. Das ist ein Zitat aus zahlreichen Zeitungsberichten über gelungene Denkmalpflege. Sie kennen diese Formel, ich selber habe sie auch schon benutzt, sie hat sich eingebürgert als Synonym für die erfolgreiche Instandsetzung, nicht selten sogar für die Rettung eines Denkmals. Aber diese Formulierung stellt nur den Endpunkt eines langen Prozesses dar, genannt Sanierung, Instandsetzung, Restaurierung, und den Prozess selber, seine Anfänge und Mühen klammert sie aus. Außerdem strahlt und glänzt ja nicht jedes Denkmal – die imposante Fassade eines Schlosses, die hoch dekorierte Raumschale einer Kirche vielleicht schon, aber das einfache Bauernhaus, das Handwerkerhaus, die Fabrik?

Ein Denkmal muss, wie ich finde, gar nicht strahlen und glänzen, denn es kann etwas Anderes, viel Wichtigeres: Es erzählt Geschichten und legt Zeugnis ab. Das Strahlen und Glänzen zu betonen, das macht aus dem Denkmal eine Art Schmuckstück und unterschlägt, dass es eine Botschaft hat. Ein Bauernhaus wie das Ihre erzählt von den Menschen, die in ihm gewohnt haben, von der Arbeit, die sie taten, von der Mühe und Freude ihres kleinen Lebens. Auch das Schloss erzählt Geschichten, von anderen Men-

schen, jenen der Aristokratie, von Herrschaft und Repräsentation. Was war das für einer, dieser Feldhauptmann Sebastian Schertlin von Burtenbach, der das Schloss in Bissingen erbaute? Wer gehörte zu seiner Herrschaft? Wie herrschte er? Und wie haben sich die Kriege und Umwälzungen der frühen Neuzeit, in die auch das Schloss von Markt Wald involviert war, auf die Menschen ausgewirkt?

Die Geschichten, die ein Denkmal in sich trägt, aufzuspüren und weiter zu erzählen, das ist mein Metier als Journalistin. Dabei ist es natürlich auch nötig, die Erscheinung eines Denkmals zu beschreiben, die konstruktiven und dekorativen Elemente, die Materialien. Aber darüber hinaus geht es mir um die Menschen, mit denen ein Denkmal verbunden ist, und dabei weniger um jene, die ohnehin historisch aktenkundig geworden sind, als um diejenigen, die im Nebel der Geschichte verschwunden sind. Bertolt Brechts Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ gibt das Erkenntnisinteresse vor: „Wer baute das siebentorige Theben? In welchen Häusern des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute? Cäsar schlug die Gallier. Hatte er nicht wenigstens einen Koch dabei?“

Die fachliche, kunst- und bauhistorische Analyse eines Hauses lässt die menschliche Seite meist außer Acht, sie ist gewissermaßen eine Geschichte ohne Menschen. Wenn Sie die großen Werke der Kunst- und Architekturgeschichte lesen, dann erfahren Sie viel über Formensprache, Proportionen oder Dekor, aber wenig über die Bewohner eines Hauses. Erst die Sozialgeschichts-Bewegung der 1970er und 80er Jahre – Stichworte: Oral History, „Geschichte von unten“ – hat nach denjenigen Häusergeschichten gesucht, in denen auch Menschen vorkamen. Es geht dabei um Alltagsgeschichte, wie sie die Historiker Eric Hobsbawm und Carlo Ginzburg begründet haben; es geht im Sinne des Soziologen Alfred Schütz um die Lebenswelt, und zwar die Welt auch derjenigen, die nicht geschichtsmächtig geworden sind, weil sie nicht zur Elite zählten.

Die Nutzung eines Schlosses, einer Kirche, eines Klosters, eines Amtshau-

ses ist meist gut dokumentiert. Deren Bewohner und Nutzer, die aristokratische oder beamtete Oberschicht hatte das Bildungsniveau, die Sprache und die Ausdrucksmittel dazu; es existieren Chroniken, Verzeichnisse, Tagebücher, Gemälde. Die Bewohner und Nutzer von Bauernhöfen, Sölden, Handwerkerhäusern oder Fabriken hatten diese Mittel zur Dokumentation nicht; sie hinterließen so gut wie keine schriftlichen Zeugnisse, und bis in die 1930er Jahre, als das Fotografieren Volkssport wurde, gab es auch kaum Bilder. Weil kaum Selbstzeugnisse bestehen, müssen Historiker zum Beispiel auf Verhörprotokolle von Delinquenten, auf Steuerakten oder auf seltene private Aufzeichnungen zurückgreifen. So hat Bernd Roeck daraus und aus den Notizen des Schreibers und Handelsgehilfen Georg Kölderer sein brillantes Portrait von Augsburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges komponiert.

Solche Quellen wie der Text Kölderers sind allerdings die Ausnahme. Die Zeugnisse, welche die kleinen Leute hinterließen, sind in der Regel ihre Häuser. Das alte Haus, das Denkmal wird zur Quelle, aus der sich auf Arbeit, Ernährung, Freizeit seiner Nutzer schließen lässt. „Wo die Menschen schweigen, schreien die Steine“, sagt Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität. In unserem Zusammenhang müssen sie vielleicht nicht gerade schreien, wohl aber sprechen. Wenn man ihre Sprache versteht, lässt sich noch aus dem unscheinbarsten alten Haus eine Ethnografie des Alltags erstellen. Weil dafür genaues Hinschauen und detektivischer Spürsinn, Nachlesen in der Fachliteratur und Sammeln von Informationen vonnöten ist, ist das journalistisch höchst reizvoll. Für mich war dies eine Herausforderung, nicht selten eine abenteuerliche Entdeckungsreise.

Ich erinnere mich noch gut, als ich Mitte der 1980er Jahre das Augsburger Textilviertel entdeckte. Mit dem Rad an den Bächen entlang (Hanrei-, Schöffler-, Proviantbach), unter Bäumen, in Parks, vor imposanten Baukulissen. Eine eigene Welt, schwer zu erreichen, schlecht erschlossen. Ich ließ mich bezaubern

von der märchenhaften Atmosphäre eines Stadtteils im Dornröschenschlaf – wo Fabrikschlösser hinter rostigen Eisenzäunen lagen, wo das Farbenspiel des Backsteins im Sonnenlicht spielte, wo Wäsche in Hinterhöfen auf der Leine flatterte, wo türkische Kinder spielten und ihre Mütter auf Plastikstühlen dabei saßen, wo sich das Alltagsleben der kleinen Leute abspielte, wo sich zwischen Gräsern und Büschen eine Romantik des Verfalls ausbreitete.

Zuerst habe ich nur diese romantische Atmosphäre genossen, dann erst machte ich die Baudenkmale dingfest: Das Rokokoschloss des Herrn von Schüle, um 1770 von Leonhard Christian Mayr vor dem Roten Tor errichtet, vom dem schon 1781 der Berliner Schriftsteller Friedrich Nicolai geschrieben hatte: „Die Kattunfabrik des Herrn von Schüle ist in ganz Deutschland sehr berühmt.“

Die Großen Fabrikpaläste der Mechanischen Spinnerei und Weberei Augsburg (SWA) – das sogenannte Fabrikschloss in der Proviantbachstraße, 1895 von Thormann und Stiefel erbaut, mit seinen wuchtigen Ziegelfassaden, die Webereihalle des Werks Aumühle mit ihren schönen Sheddächern, und dann der Glaspalast, der Spinnereihochbau, den Philipp Jakob Manz 1909 als Stahlskelettkonstruktion, mit auffallenden Türmen und in Glas aufgelösten Fassaden errichtete.

Die Augsburger Kammgarnspinnerei zwischen Prinz- und Provinstraße mit ihren vielfältigen Einzelbauten, ab 1870 zum Teil von Karl Albert Gollwitzer und Jean Keller geplant und die Direktorenvillen wie jene an der Johannes-Haagstraße, 1885 von Jean Keller.

Das Proviantbachquartier, eine komplett erhaltene Arbeitersiedlung der SWA, nicht nur Architekturdenkmal, sondern auch Zeugnis der Sozialgeschichte.

Der Schlachthof, 1898 von Fritz Steinhäuser erbaut, mit seiner Kälberhalle, die aussah wie eine Basilika, und mit der Gaststätte, in der sich damals noch die Metzger zur Frühstückspause trafen. Damals hab ich auch gelernt, was eine Ausgeherin ist: Eine alte Frau, die den Metzgern ihre Brotzeit besorgt.

Überhaupt kam es zu eindrucksvollen Begegnungen: Mit der alten Arbeiterstadt Augsburg und ihrer Kultur: Die „Textiler“, wie sie genannt wurden, wohnten zum Teil noch im Proviant-

bachquartier, in enger Nachbarschaft mit den neuen Textilern aus der Türkei, Griechenland oder Portugal. Sie arbeiteten noch in der SWA (dampfige Hitze in den Spinnsälen, Spinnereiarbeiterinnen in der Kittelschürze, herumfliegende Baumwollflocken). Es gab Begegnungen mit den Flüchtlingen im Fabrikschloss, auch mit der sehr engagierten Bürgeraktion, mit der Sozialarbeiterin Helga Greiner, die eine KiTA in diesem fast vergessenen Quartier aufmachte, mit der Historikerin Annette Eberle, die in einer Studie die Bedeutung des Proviantbachquartiers herausstellte. Sie merken wahrscheinlich, dass da bei mir eine gewisse Begeisterung entstanden ist.

Parteinahme

Ja, ich gestehe es, je mehr ich mich eingelassen habe auf die Geschichten, die diese alten Häuser erzählen, desto stärker haben sie mich fasziniert. Nun ist das aber für eine Journalistin eigentlich ganz schlecht. Zum Berufsbild gehört gerade die Distanz zum Thema, die dafür sorgen soll, dass man als Berichterstatter unabhängig bleibt und sich nicht vor den Karren von Einzelinteressen spannen lässt. Das ist wichtig für eine freie Presse; damit bin ich vollkommen einverstanden, und ich nehme für mich in Anspruch, mich in meinem Berufsleben nicht abhängig gemacht zu haben, nicht über Gebühr beeinflussbar gewesen zu sein.

Aber Unabhängigkeit von Akteuren und Interessenvertretern bedeutet nicht, dass man als Journalist nicht Partei ergreifen dürfe für Menschen und für eine Sache. Ich finde, man muss als Journalist sogar Partei ergreifen und seine Meinung sagen, um Debatten anzuregen und negative Entwicklungen zu verhindern. Wer über den Baubereich schreibt, der hat es manchmal nicht leicht, sich gegen Versuche der Einflussnahme zu verwahren, von Bauherren, Architekten, Stadtplanern, Denkmalpflegern. Doch je besser es gelingt, sich dagegen zu verwahren, desto stärker kann man für die Sache eintreten.

Wer als Journalist kritisch über das Bauen schreibt, wer zum Beispiel den für ein Neubauprojekt geplanten Abriss eines Denkmals anprangert, der bekommt schnell Gegenwind zu spüren. Denn da werden ja ökonomische Interessen behindert, und dagegen

machen Investoren recht massiv Front. Da ist es gut, wenn die Zeitung, für die man schreibt, einen versierten Juristen im Haus hat, der solche Attacken abwehren kann.

Die Sache des Denkmalschutzes hat meiner Meinung nach durchaus jemanden nötig, der öffentlich für sie eintritt – jemanden, der nicht qua Beruf und Ausbildung – ich meine hier die Kunst- und Bauhistoriker – dazu verpflichtet ist, sondern jemand, der als Bürger das Wort ergreift. Nach meiner Einschätzung hat der Denkmalschutz diese Parteinahme immer nötiger, je weiter wir uns zeitlich von den euphorischen 1970er und 80er Jahren, der Zeit unmittelbar nach der Einführung des Denkmalschutzgesetzes, entfernen.

Sie erinnern sich – damals war Denkmalschutz eine große Bürgerbewegung, da gab es ein großes Interesse für Geschichte und Bewusstsein, da war etwas zu bewahren vor dem Kahlschlag der Fortschrittseuphorie. Das hat sich in vier Jahrzehnten dramatisch geändert – Wachstum um fast jeden Preis ist die Devise des politisch-ökonomischen Neoliberalismus, und da stehen kulturelle Zeugnisse nicht selten wortwörtlich im Weg, da hat Denkmalschutz wieder einen sehr viel schlechteren Stand als vor 30 oder 40 Jahren.

Die Denkmalpfleger wissen das auch, das merkt man unter anderem an ihrer Sprache und Diktion, die über die Jahre immer defensiver wurde. Das klingt bisweilen, als wolle man der Öffentlichkeit sagen: Wir sind nicht von gestern, wir haben als Behörde zwar einen schlechten Ruf, aber so schlimm sind wir gar nicht ... Wir wissen alle, dass heute das Politiker-, Behörden- und Fachleute-Bashing ziemlich beliebt ist, und davon sind auch Denkmalschützer betroffen. Um dem entgegenzutreten, dafür wäre vielleicht ein selbstbewussterer Ton nötig, meine ich.

Da hilft es vielleicht, wenn Journalisten die Rolle eines Anwalts für den Denkmalschutz spielen. Manchmal hat man damit sogar Erfolg. Als vor Jahren ein rühriger Augsburger Architekt den Plan hatte, den Ratskeller im Augsburger Rathaus aufzuhübschen und dazu zwei große Fenstertüren in die Renaissance-Fassade des Elias-Holl-Baus brechen wollte, da konnte ich mit meinem Artikel einen Sturm der Entrüstung unter den

Bürgern auslösen. Ähnlich war es, als ein Augsburger Bauunternehmer sein Hugenottenhaus in Siebenbrunn innen entkernen und zum Lifestyle-Wohnbereich umbauen wollte. In solchen Fällen hatte es zuvor Hilferufe von Denkmalschützern gegeben: Jetzt hilft nur noch der öffentliche Protest. Ja, es gibt Situationen, in denen man als Journalist zum Nothelfer der Denkmalpflege wird.

Werben für Baukultur

Es gibt daneben noch eine zweite Rolle, die fast, die eines Pädagogen ist. Es geht um das Vermitteln von Baukultur. Man könnte ja meinen, das sei die Sache von Architekten, aber ich glaube, gerade dafür sind die Medien wichtig, die durch Artikel und Fotos, durch Fernsehfilme und Hörfunkfeatures die Menschen darauf hinweisen, was schön ist und was hässlich, was gut und funktional gebaut ist oder was protzig aufgebläht wurde, wo die Proportionen stimmen oder wo gestalterisch alles aus dem Ruder läuft. Ich habe für meine Artikel über Neues Bauen oder Denkmal-Instandsetzungen immer viel Rückmeldung von Lesern erhalten, und daraus schließe ich, dass diese auch ein Bedürfnis haben, ihre Umwelt erklärt zu bekommen und sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Baukultur entsteht im Kopf. Weil man nur sieht, was man weiß, kann erst durch Information und Auseinandersetzung, durch Nachdenken und Reden ein bewusstes Sehen einsetzen, und das wiederum führt im besten Fall in den Köpfen von Bauherren und Behördenvertretern zu einer Unterscheidung zwischen gebauter Dutzendware und einem Baukunstwerk. So kann schließlich eine Entscheidung reifen für das Wagnis, ein altes Haus zu erhalten, statt es abzureißen und neu zu bauen.

Der Versuch, einen Diskurs über Baukultur anzuzetteln, wird von der Sorge getragen, dass Städte und Landschaft zugespästert werden mit Häusern und Anlagen, mit denen man nicht glücklich wird, die einem manchmal schon beim Anschauen weh tun. Diese Sorge beschäftigt mich immer mehr, sie nimmt nicht ab, sondern eher zu.

Vergangene Woche konnte man in der Zeitung lesen, dass die Staatsregierung einen Entwicklungsplan für die angeblich schrumpfenden Gemeinden im Voralpenraum vorlegen will. Ich

fürchte, das wird wieder zu Lasten der Baukultur gehen. Mehr Gewerbegebiete, mehr touristische Anlagen, geradere Straßen. Man werde auf den Naturschutz Rücksicht nehmen, heißt es, aber die Baukultur wird gar nicht erwähnt.

Es wird unmäßig viel gebaut in unserer Zeit, in der die Null-Zins-Politik der Europäischen Zentralbank die Sparer geradezu dazu treibt, ihr Ersparnis von der Bank zu holen und in festen Werten, in Immobilien anzulegen. Große Siedlungsbereiche fressen sich von den Ortschaften aus in die Natur hinein. Straßen, die mal beschaulich durch die Täler mäandrierten, sind zu schwerlasttauglichen Pisten verbreitert worden. Sie wissen es: Allein in Bayern werden annähernd 30 ha pro Tag verbaut, ein immenser Flächenverbrauch, der befürchten lässt, dass irgendwann nur noch exemplarische Biotope an den landschaftlichen Reichtum erinnern.

Man könnte es ein tragisches Missverhältnis nennen: In einem ohnehin dicht besiedelten Land werden so viele Flächen zur Bebauung freigegeben wie wohl noch nie zuvor, doch dann wird dort meist Quantität statt Qualität gebaut. Wohnsiedlungen mit Einzel- oder Reihenhäusern, eines wie das andere, erstrecken sich gesichtslos und gleichförmig über Städte und Dörfer. Eine Ausnahme ist vielleicht die Neubebauung des Sheridan-Kasernengebiets in Augsburg. Gewerbegebiete werden immer größer, da wird gebaut, angestückt, aufgestockt, stillgelegt oder abgerissen, wie es die aktuelle Auftragslage erfordert, unbekümmert um Städtebau, ästhetische Wirkung nach außen oder Raumgefühl im Inneren. Dass Baukultur neben allem anderen auch ein Standortfaktor ist, davon ist zwar viel die Rede, aber an der Umsetzung hapert es.

An Begriffen fehlt es nicht, um das keineswegs neue Problem zu beschreiben. Rem Koolhaas spricht vom „Junk Space“ und meint den unklaren, deprimierend eintönigen oder aufgeregt dekorierten Raum der Wachstumsbereiche, der Wiedererkennung und Orientierung erschwert. „Zwischenstadt“ nennt Thomas Sieverts jene Wohn- und Gewerbegebiete, auch die Straßen-Zubringer mit großen Tankanlagen sowie die Freizeitzentren mit Sportanlagen und Mehrzweckhallen, die in den ver-

gangenen Jahren um die Kernorte herum gewachsen sind. Der Zwischenstadt fehlt die Kompaktheit, Abwechslung und Dichte der traditionellen Stadt (auch des alten Dorfes), sie hat etwas Transitorisches (nicht mehr Land, noch nicht Stadt), zeitigt in dieser Vorläufigkeit, in diesem Übergang aber reale und funktionierende Lebenswelten – inzwischen für 70 % der Bevölkerung – und hat die alten Zentren an Wirtschaftskraft überflügelt. Gemeinsam ist diesen neuen Zonen eine „Abwesenheit von Architektur“, die Arno Lederer als ein typisch deutsches Defizit betrachtet, als Folge der „Nicht-Identifikation“ der Nachkriegsdeutschen mit ihrem Land.

Wenn das neue Bauen so sehr zu wünschen übrig lässt, wie wir es zurzeit beobachten, dann gewinnt das alte Gebaute umso größere Bedeutung. Beim Werben für Baukultur stimme ich hier ganz bewusst das Lob des Bestands an, und ganz besonders lobe ich dabei natürlich die herausragenden Exemplare dieses Bestands, die Denkmale.

Mein Lob des Bestands ist ganz im Sinn des Stadtplaners Karl Ganser. Der wiederholt seit vielen Jahren wie ein *centerum censeo* immer und immer wieder: „Alle Gebäude, die wir brauchen, sind schon gebaut, sie müssen nur instand gesetzt und für neue Nutzungen ertüchtigt werden.“ Bei der IBA Emscher Park im Ruhrgebiet, deren Leiter er war, hat Ganser brillant vorgeführt, wie man bestehende Gebäude neu nutzen und damit ganze Stadtlandschaften beleben und attraktiv machen kann. Aufgelassene Zechengebäude, alte Bergarbeitersiedlungen, sogar kalt gewordene Hochöfen und Abraumhalden belebte er neu – es wurden Museen, Familienwohnungen, Freizeitparks daraus. Das kann ein Modell für andere Regionen sein: den Bestand schätzen und weiterentwickeln, statt neu zu bauen.

Interessant ist, dass in das Lob des Bestands neuerdings eine ganze junge Architekten-Generation einstimmt. Der Architekturkritiker Daniel Fuhrhop hat eine radikale Lösung parat: „Verbietet das Bauen!“ fordert er in seinem Blog gegen die Bauwut. Muck Petzet, der Sohn des früheren bayerischen Generalkonservators Michael Petzet, Architekt in München, Professor für nachhaltiges Entwerfen in Mendrisio, plädiert für das Konservieren, Interpretieren und

Transformieren bestehender Gebäude oder für *reduce reuse recycle*, wie er seinen für Deutschland konzipierten Beitrag zur Architekturbiennale in Venedig 2012 nannte. Petzet geht es nicht in erster Linie um Denkmalpflege, sondern um Ressourcenschonung und Energieeinsparung. Wie dieses Konservieren, neu Interpretieren und Transformieren geht, das hat er an zahlreichen Bauten der Nachkriegsmoderne bewiesen, in München wie in Ostdeutschland, und damit hat er natürlich auch einen Beitrag zur Denkmalpflege geleistet. Vor allem aber hat er den konzeptionellen Ansatz der Denkmalpflege, das Erhalten und Konservieren, fortgeschrieben. Auch in Augsburg finden sich übrigens Bauten der Nachkriegsmoderne, die erhalten und neu interpretiert wurden, und die damit zeigen, wie frisch und neu das Alte erscheinen kann: die Kongresshalle, die Moritzkirche, ein Mehrfamilienhaus in der Grüntenstraße.

Es kann sein, dass den Denkmalpflegern dieser Ansatz zu weit führt – die Erhaltung auch nicht ganz so herausragender Bestandsbauten wie eines Mehrfamilienhauses der 1960er Jahre und die Neuinterpretation, die ja starke Eingriffe mit sich bringt – denken Sie etwa an die neue Raumschale der Moritzkirche. Tatsächlich führt das weit über den klassischen Ansatz der Denkmalpflege hinaus, das Konservieren historischer Zeugnisse von exemplarischer Bedeutung im Sinne eines Schatzregals. Vielleicht aber würde es sich für die Denkmalpflege lohnen, ihren Radius zu erweitern, um gemeinsam mit den Architekten die Bauwut, die massenhafte Produktion gebauter Dutzendware und den skrupellosen Verbrauch von Landschaft zu stoppen.

Der Reiz des ganz Anderen

Denkmalpflege als Gegenmodell gegen die schnelle Konsumwelt: Die Tätigkeit der Journalisten besteht zuvörderst darin, zu berichten, was ist oder gewesen ist – Information über Fakten. Sie besteht aber auch, zumal dann, wenn man die aufklärerische Tradition des kritischen Journalismus ernst nimmt, im Nachdenken und Schreiben darüber, was sein könnte, was anders oder besser sein kann, was eigentlich nicht so sein soll, wie es ist. Wenn sie sich selber und ihre Leser nicht für dumm verkaufen wollen, dann sollten

Journalisten ihre Berichterstattung in den gesellschaftlich-historischen Kontext einordnen. Wir haben ja große Vorbilder in diesem Beruf, an denen wir Maß nehmen können: Ludwig Börne, Kurt Tucholsky, Berta von Suttner, Carl von Ossietzky. Dann ist das Schreiben über Denkmale eine reizvolle Sache, weil Denkmalpflege und die Haltung, die dahinter steht, ein Gegenmodell sein kann gegen negative Seiten unserer Lebenswirklichkeit, und zwar im doppelten Sinne: Ein Gegenmodell beim Umgang mit der Zeit und mit den Dingen.

Dazu zwei alltägliche Beobachtungen: Ich sah einmal auf der Straße einen kleinen Jungen, der trug ein T-Shirt, auf dem aufgedruckt war: „Be fast – or be last“: „Beeil dich, oder du bist der Letzte, du fliegst raus.“ Die Botschaft ist klar: Man muss schnell sein, die anderen überholen oder gar an die Wand drücken, sonst wird man selber an die Wand gedrückt. Selbstoptimierung, Konkurrenz als Lebensprinzip, durchgesetzt mit der Drohung, bei Versagen ausgeschlossen zu werden, stete Beschleunigung – 12-jähriges Gymnasium, Spargel. Die Leistungsgesellschaft zeigt sich hier als knallharte Ellbogengesellschaft, ohne Rücksicht auf die Langsamen, die Schwachen.

Ein anderes Mal kam ich an einem Laden vorbei, der war ein Haushalts-Discounter und hieß „Mäc Geiz“. Super, dachte ich, das ist doch witziger als der bis zum Erbrechen ausposaunte Werbeslogan „Geiz ist geil“. Hier zeigt sich eine Konsumgesellschaft, in der es nicht bloß darum geht, Waren zu konsumieren, um damit das Wirtschaftsrad am Laufen zu halten, in der es vielmehr um Quantität statt Qualität geht, um Gier, um Haben statt Sein, und darum, für möglichst wenig Geld so viele Waren wie möglich, zu konsumieren.

Was aber hat das alles mit Denkmalpflege zu tun? Meiner Meinung nach sehr viel: Diese beiden Alltags-Beobachtungen illustrieren eine Lebenshaltung, die genau das Gegenteil von Denkmalpflege ist, oder anders herum gesagt: Die Denkmalpflege ist der Widerpart zum heute allzu gängigen Modell „Be Fast“ und „Mäc Geiz“.

Zum Umgang mit der Zeit: Unsere Welt ist seit der Erfindung des Autos immer schneller geworden, so schnell, dass wir uns heute gar nicht mehr vorstellen

können, mit welcher Langsamkeit unsere Groß- oder Urgroßeltern ihr Leben führten. Der Philosoph Paul Virilio hat viel Kluges darüber gesagt, wie sich unsere Wahrnehmung verändert hat, seit wir uns per Auto mit hoher Geschwindigkeit durch den Raum bewegen. Das Kleine, das Konkrete, das Besondere verschwindet aus dem Blick, räumliche Distanz verliert ihre Bedeutung. Das trifft noch mehr zu, seit die digitale Kommunikation sich entwickelt hat. Ein E-Mail, eine SMS, jetzt geschrieben, ist schon 2 Sekunden später beim Empfänger. Ein Foto, jetzt gemacht, kann sofort z. B. auf Facebook von Tausenden angesehen werden. Ich selbst habe ja bei einer Tageszeitung gearbeitet, die galt mal als schnelles Medium – heute wird sie ständig von Twitter und anderen Medien überholt. Und dann die immense Geschwindigkeit des Finanzmarkts mit seinem Hochfrequenzhandel! Da wird im Sekundentakt mit Millionen oder gar Milliarden gehandelt, und wie daraus eine veritable Krise entstehen kann, das erleben wir zurzeit.

Diese Schnelligkeit kommt uns zunehmend bedrohlich vor. Der dauernde Zeitdruck, die engmaschige Vertaktung unseres Alltags – darüber klagen Junge und Alte, Hausfrauen und Berufstätige, eigentlich jeder. Nicht umsonst wurde der Roman von Sten Nadolny „Die Entdeckung der Langsamkeit“ ein Welterfolg, nicht umsonst versuchen Künstler und Denker immer wieder, Impulse gegen Zeitdruck, Zeitnot, Hektik zu setzen. Ausgerechnet in der Autostadt Wolfsburg zelebrierte vor einiger Zeit eine Kunstaussstellung die „Kunst der Entschleunigung“.

Wer – wie Sie, liebe Preisträger – ein Denkmal instand gesetzt hat, der konnte das vermutlich alles andere als schnell erledigen. Der musste sich Zeit lassen, der musste genau hinschauen, der musste viel überlegen, sich mit der Geschichte des Denkmals auseinandersetzen, mit der Zeit, in der es entstanden ist. Der musste nach den richtigen Handwerkern suchen, welche die Sensibilität haben, ein altes Fenster zu flicken oder den schadhafte Fußboden behutsam zu ergänzen oder er musste selber lernen, einen Lehmbeschlag auf die Hauswand aufzubringen, eine Dachplatte auszutauschen, vielleicht auf Baustoffbörsen nach Ersatz für ein ka-

puttgegangenes Fensterglas suchen. „Be fast“ wäre für Denkmalpflege ein ganz schlechtes Prinzip, denn da braucht es Geduld und langen Atem.

Ein Denkmal, ein Haus mindestens aus der Urgroßelterngeneration, ist auch ein gutes Mittel zur Entschleunigung, kann durchaus zur Wieder-Entdeckung der Langsamkeit beitragen. Wer einmal mit Wurzelbürste und einem alten Schraubenzieher Stunde um Stunde den Staub und Dreck von Generationen aus den Ritzen einer 200 Jahre alten Holzvertäfelung herausgekratzt hat, weiß den meditativen Wert so einer Tätigkeit zu schätzen.

Zum Umgang mit Konsum: Auch mit „Mäc Geiz“ kommt man in der Denkmalpflege nicht weit, wie Sie sicher wissen, denn da geht es nicht darum, soviel Haus wie möglich für möglichst wenig Geld zu bekommen, sondern darum, für dieses spezielle alte Haus das Richtige und Angemessene zu tun – und das ist dann manchmal auch nicht billig zu kriegen. Wer ein Denkmal saniert, darf sich nicht vom Habenwollen leiten lassen, sondern muss sich diesem besonderen Ding, diesem alten Haus mit seiner Geschichte und seinem Zustand unterordnen. Nicht nur Menschen haben ihren Eigensinn, auch Dinge wie ein altes Haus.

Die Warengesellschaft hat ja viele schöne Seiten. Wer geht nicht gerne shoppen, wer freut sich nicht an den schönen Dingen, die man sich kaufen kann. Aber das System des Konsums kommt an seine Grenzen. Immer mehr Menschen stellen den Konsum als Selbstzweck in Frage, sie wollen sich nicht mehr einreden lassen, was sie alles angeblich brauchen, sie erproben Lebensentwürfe, in denen Tausch das Kaufen ersetzt. Spektakulär sind die Aktionen gegen das Wegwerfen von Lebensmitteln. Junge Designer versuchen sich im „Redesign“, also im Verändern, im Ummodellieren alter, schon vorhandener Dinge – genauso wie die schon erwähnten Architekten, die von Re-Use, von transformieren des Alten reden. Vintage ist wieder sehr schick geworden, das Gebrauchte kommt zu neuen Ehren. Ein altes Haus ist ja auch so etwas Gebrautes. Wer sich damit beschäftigt, erprobt in gewisser Weise ein alternatives Lebensmodell zur Konsumgesellschaft, und er lebt seiner Umwelt vor, dass es jenseits des Konsums noch

etwas anderes gibt, dass auch Bedürfnisse da sind, die man nicht im nächsten Kaufhaus oder bei Amazon befriedigen kann.

Unserer Gesellschaft, in der es vor allem um das „so viel wie möglich“ und „so schnell wie möglich“ geht, kann das nur gut tun: Eine Haltung, die den Eigenwert der Dinge sieht, die Erinnerung, Vergangenheit, Geschichte wertschätzt, die das Flecken statt des Wegwerfens gut findet, die Geduld und Behutsamkeit vorlebt. Das sind alte Werte, gewiss, und manch einer sagt ja auch laut, dass die Denkmalpflege von gestern ist.

Blick zurück – Denkmalpflege ist Erinnerungskultur

Tatsächlich ist die Denkmalpflege, wie wir sie heute kennen, ein Kind des 19. Jahrhunderts, als man das Historische entdeckte. Die Deutschen, die in vielen Kleinstaaten zersplittert waren, wollten eine Nation werden und dazu mussten sie sich auf ihre eigene, gemeinsame Geschichte besinnen, um etwas Verbindendes zu besitzen das sie auf diesem Weg zur Nation zusammenschweißte. So zogen sie auf die Wartburg und fanden auf einmal wieder die gotischen und romanischen Kirchen schön, bejubelten den Bamberger Reiter und die Uta aus dem Dom von Naumburg. In der Architektur kopierten sie begeistert italienische Renaissance-Palazzi und mittelalterliche Burgen, der Historismus war große Mode, und was noch an Echtem da war von den alten Bauwerken und Standbildern, das erschien auf einmal schützenswert – die Denkmalpflege war geboren.

Und dann wurde sie gleich eine Staatsmacht, als der bayerische König Ludwig I. 1835 die Generalinspektion für die plastischen Denkmale seines Landes gründete. Ludwig verlieh ihr mit dieser Wortwahl quasi militärischen Rang, das drückte ihre Bedeutung aus.

Seit ihrer Institutionalisierung hat die Denkmalpflege eine ganze Reihe von Problemen gelöst: Ich will als Beispiel nur die 1960er und 70er Jahre anführen. Es war die Zeit, als die Deutschen gerade ihr Wirtschaftswunder erfolgreich gestemmt hatten, die Zeit von annähernder Vollbeschäftigung und die Zeit eines scheinbar unbegrenzten Wirtschaftswachstums, dessen Grenzen dann erst die Ölkrise Anfang der 1970er Jahre aufzeigen sollte. In dieser

Zeit wollte die Politik die Städte fit machen für die glänzende ökonomische Zukunft, alles Alte, Enge sollte weg und vor allem brauchte man Platz für das Auto. Schon 1959 plädierte der Architekt Hans Bernhard Reichow für die autogerechte Stadt. Die sollte vor allem dadurch funktionieren, dass man die Funktionen städtischen Lebens – Wohnen, Arbeiten, Freizeit – entmischte, und diese Funktionstrennung hatte schon vor dem Zweiten Weltkrieg Le Corbusier als Leitbild in der Charta von Athen formuliert.

Was er als Heilmittel für die Arbeiterbezirke der Industriestädte mit ihren überbelegten, ungesunden Wohnquartieren gedacht hatte, wurde jetzt, in den 1960er Jahren, mit Blick aufs Auto umgesetzt: In vielen Städten riss man Altstadtviertel mit ihren engen, winkligen Gassen, mit ihrer über Jahrhunderte gewachsenen Melange aus Werkstätten, Läden und Wohnungen ab und legte breite Schneisen für den motorisierten Verkehr an. Das Wohnen sollte an den Stadtrand verlagert werden, das Einkaufen am besten in Einkaufszentren konzentriert werden. Wir wissen, dass diese Utopie, die wir heute für eine negative Utopie halten, vielerorts verwirklicht wurde, und sie wäre noch mehr zur Realität geworden, wenn nicht die Denkmalpflege das verhindert hätte.

Bürger und Fachleute, dann immer mehr auch Politiker waren beunruhigt über den Kahlschlag; der große Mahner der deutschen Nachkriegszeit, Alexander Mitscherlich, prangerte die „Unwirtlichkeit der Städte“, die im Städtebau materialisierte Lieblosigkeit an, der Ruf nach einer „Zukunft für die Vergangenheit“ wurde immer lauter – und er wurde gehört. 1973 verabschiedete der bayerische Landtag ein Denkmalschutzgesetz, ähnlich war es in den anderen Bundesländern, 1975 wurde zum Europäischen Denkmalschutzjahr, Denkmalschutzbehörden auf kommunaler und Landesebene eingerichtet, Budgets bewilligt, ein Nationalkomitee für Denkmalschutz geschaffen. Die Sache lief – und den Erfolg kennen wir alle. Wenn wir heute durch Städte und Dörfer gehen, dann erleben wir eine beeindruckende Fülle historischer Gebäude, die überall die Schmuckstücke des Ortsbildes darstellen. Da ist viel gelungen, und man muss das immer wieder

sagen, weil wir uns doch sehr an diesen Reichtum gewöhnt haben. Manchmal fällt es uns erst wieder auf, wenn Touristen aus Asien, Nord- oder Südamerika bewundernd vor dem Kloster St. Mang in Füssen oder vor dem Rathaus in Augsburg stehen.

Die europäische Stadt, überhaupt die Ortschaften des alten Europa mit ihren historisch gewachsenen Strukturen – das ist ja etwas, um das wir Europäer beneidet werden. Und das wäre in der Tat verloren gegangen, wenn sich die Flächensanierungspolitik der 1960er Jahre durchgesetzt hätte, wenn diese nicht von den vielen Initiativen für den Denkmalschutz gebremst worden wäre.

Ich habe hier einen kleinen Blick zurück auf die Geschichte des Denkmalschutzes geworfen. Dieser Blick zurück ist ja der Denkmalpflege qua definitionem inhärent: Man schaut zurück in die Geschichte, auf eine historische Epoche. Damit ist Denkmalpflege immer auch Erinnerungskultur.

Der gesellschaftliche Konsens über die Notwendigkeit der Erinnerung ist in Deutschland aus der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit entstanden. Nur wer sich erinnert, so heißt es, ist nicht dazu verdammt, die Geschichte zu wiederholen; wer die Erinnerung an die Verbrechen der Nazis wachhält, sorgt dafür, dass so etwas nicht wieder geschieht. Man bekommt heute, angesichts des beängstigenden Rechtsrucks in der Mitte der Gesellschaft, die sich gegen Flüchtlinge und Migranten richtet, seine Zweifel, ob dieser hoffnungsvolle Satz auch hält, was er verspricht. Trotzdem ist dieser Satz nicht falsch, er ist sogar alternativlos. Und die vielfältigen bürgerschaftlichen Initiativen, die die Erinnerung an die NS-Zeit und deren Opfer wachhalten, sind von unschätzbarem Wert.

Denkmale haben großen Anteil daran. Denn Geschichte wird nur an konkreten Orten anschaulich. Der Architekturhistoriker Winfried Nerdinger hat in seinen Ausstellungen und Publikationen immer wieder auf den Zusammenhang von Ort und Erinnerung hingewiesen. Unser Gedächtnis funktioniert ortsbezogen, wir erinnern uns an ein Ereignis am besten über den Kontext. Deswegen ist der historische Ort unverzichtbar für die Erinnerung. „Im Raume lesen wir die Zeit“, sagt

der Historiker Karl Schlögel. Ingeborg Bachmann hat in ihrer Dankesrede für die Verleihung des Büchner-Preises 1964 die Stadt Berlin einen „Ort für Zufälle“ genannt und diese Stadt wie einen kranken Körper untersucht. Haus für Haus, Straße für Straße nimmt sie sich den Stadtkörper vor, der im Lauf der Geschichte diese Zufälle – Bachmann meint im Sinne Büchners Anfälle, nämlich Anfälle von Wahnsinn – erlitten hat, zuletzt Hauptstadt des Nazi-Reiches, danach geteilt, zerschnitten, verletzt.

Wenn man Denkmale als Objekte der Erinnerungskultur sieht, verlieren sie ihren präziösen Charakter als Schmuckstücke. Da geht es dann wiederum nicht um „Erstrahlt in neuem Glanz“, sondern um die Botschaft eines Denkmals. Es gibt wohl kaum etwas, was eindrucksvoller vor Faschismus, Rassismus und Diktatur warnen könnte als ein Besuch der KZ-Gedenkstätten Dachau, der Bunker im KZ-Außenlager Kaufering, die Lagerreste in Burgau. Diese Orte des Schreckens sind materielle Zeitzeugen, und sie müssen zum Reden gebracht werden, durch historische Informationen und durch die Geschichten der Menschen, die an diesen Orten gelitten haben. Das ist Aufgabe von Historikern und Pädagogen, aber auch von Journalisten, die solche Informationen und Geschichten einem breiten Publikum vermitteln. Sie haben vielleicht die Serie gelesen, die mein junger Kollege Maximilian Czysz über die Nazi-Rüstungswerke im Scheppacher Forst und die dortigen Zwangsarbeiter-Lager veröffentlicht hat – ein Paradebeispiel für Geschichtsunterricht mit Hilfe des Mediums Tageszeitung.

Denkmale als Objekte der Erinnerungskultur weisen natürlich noch viel weiter zurück als in die deutsche NS-Geschichte. Sie erzählen vom bürgerlichen oder städtischen Leben im vorindustriellen Zeitalter, von Herrschaft im Feudalismus, von Religion, Bildung und Volksfrömmigkeit in weit entfernten Zeiten. Mittlerweile leben wir im postindustriellen Zeitalter mit wachsendem Dienstleistungs-, High Tech- und IT-Sektor. Da sind Fabriken oder Arbeiterquartiere zu steinernen Zeitzeugen geworden, die von einer ganz anderen Arbeitswelt erzählen. Da sind z. B. das Augsburger Textilviertel, aber auch die Allgäuer Textilfabriken zu nennen. Jetzt sind es die Bauten der Nachkriegszeit,

der 1950er bis 80er Jahre, die als Zeugnisse einer Epoche zur Diskussion stehen.

Denkmale als Objekte der Erinnerungskultur sind meiner Meinung nach auch hilfreich zur Integration der vielen neuen Menschen, die zu uns kommen, der Flüchtlinge und Migranten. Ihnen können die alten Häuser etwas erzählen über das Land, das ihre neue Heimat werden soll. Auch für sie müssen die steinernen Zeitzeugen zum Sprechen gebracht werden, – eine große neue Aufgabe für die Denkmalpflege!

Von der Vergeblichkeit – Oder: Lohnt sich der Einsatz?

Jetzt habe ich viel über das gegenseitig befruchtende Verhältnis von Journalismus und Denkmalpflege gesprochen. Lassen Sie mich zum Schluss noch etwas Wasser in den Wein gießen und die Frage stellen: Was kann man als Journalist eigentlich bewirken für die Denkmalpflege?

Folgen-Abschätzung, Kritik und Selbstkritik ist ein ganz wesentliches Merkmal unseres Berufs, sie wird täglich in den Redaktionskonferenzen zelebriert. Fehler, die man als schreibender Journalist macht, sind unübersehbar, weil sie am nächsten Tag, wenn die Zeitung erscheint, schwarz auf weiß im Blatt stehen.

Leider muss man aber auch sagen, dass ein gewisser Hang zur Selbstüberschätzung zu meinem Berufsstand gehört – die Macht der vierten Gewalt hat in der öffentlichen Wahrnehmung einen hohen Rang, und man bekommt als Journalist ja ständig Rückmeldungen, positive wie negative, und schließt daraus, dass man etwas bewirkt hat. Vielleicht aber hat man nur etwas bewegt, ein Thema gesetzt, dass dann wieder verschwinden wird, ohne nachhaltige Wirkung? Nicht selten sind Themen, die die Medien aufgreifen, für eine gewisse Zeit große Aufreger, und irgendwann verschwinden sie wieder, und die dahinter stehenden Kräfte können ungestört weiter wirken.

Ein aktuelles Beispiel sind die sogenannten Panama Papers – zweifellos eine grandiose journalistische Leistung. Aber ob die Politik dieses halblegale und auf jeden Fall unmoralische Finanzgebaren auf Dauer einschränken kann, wird sich erst noch zeigen.

Wenn ich durch die Stadt gehe oder über Land fahre und die zersiedelte

Landschaft sehe, die aufgeblähten Dörfer, die gleichförmigen Neubaugebiete, die verfallenden Altbauten, dann neige ich doch manchmal dazu, die Vergeblichkeit journalistischen Einsatzes für Baukultur und Denkmalpflege zu beklagen – entweder mit dem Prediger Salomo „Es ist alles eitel und Haschen nach dem Wind“ oder mit Bert Brecht, der die Unzulänglichkeit menschlichen Strebens besang: „Denn für dieses Leben ist der Mensch nicht anspruchslos genug. Drum ist all sein Streben nur ein Selbstbetrug.“ Dann denke ich schon mal, ja wenn die Leute das wollen, diese immer breiteren Straßen, diese Parkplätze an Stellen, wo mal ein altes Bauernhaus stand, diese Häuser von der Stange, die sie schön aprikosenrosa oder pistaziengrün anstreichen können, dann lass sie doch.

Wenn ich allerdings dieses Bauernhaus in Oberthingau, diese Schlösser in Bissingen und Markt Wald sehe, wenn

ich die Gemeinden anschau, die jüngst den Baukulturpreis des Allgäuer Architekturforums erhalten haben, wenn ich die vielen Interessierten sehe, die kürzlich zur Diskussion über Denkmale der Nachkriegsmoderne nach Augsburg kamen und z. B. fragten warum man dort das NCR-Hochhaus eigentlich abreißen musste, dann schalte ich wieder um auf den Positiv-Modus und denke, der Einsatz für Baukultur lohnt sich doch. Zumindest gilt, wie Samuel Beckett es sagte: „Wieder versuchen – wieder scheitern – besser scheitern“. Beckett will uns mit dieser Formel sagen: Wenn man etwas erreichen will, dann ist ein langer Atem nötig.

Es gibt sie ja, die Menschen, die ihre Umwelt gestalten und dabei Ressourcen schonen wollen, die Geschichte bewahren und Traditionen weiterentwickeln wollen, die Verantwortung übernehmen, für die Welt in der wir leben und diese

Welt nicht nur verbrauchen wollen. Und es gibt sie, die guten Beispiele, die als Modelle wirken können. Solche guten Beispiele haben Sie geschaffen, liebe Preisträger. Sie sind bemerkenswert, also wert, bemerkt zu werden, und sie tragen dazu bei, dass die Ortschaften, dass die ganze Region ihr Gesicht behält.

Er lohnt sich, der Einsatz für den Denkmalschutz, aber er ist auch schwieriger geworden. Der Zeitgeist der Gegenwart richtet sich, wie ich zu zeigen versucht habe, auf Konsum, Geld, Schnelligkeit, Konkurrenz, Optimierung – da stehen alte Häuser vielleicht noch mehr als früher im Wege, und deren Sachwalter werden vielleicht noch weniger als früher ernst genommen. Ich finde: Der Denkmalschutz muss wieder eine Bürgerbewegung werden, und dafür sind sicherlich große Anstrengungen nötig.

Angela Bachmair

Gott, waren die schnell!

Was an Kommunikation „früher“ möglich war

Für die tägliche Arbeit heute ist die Nach Erfassung archäologischer Ausgrabungen aus den Aktenbeständen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) von erheblicher Bedeutung, vor

allem im Bereich der Stellungnahmen. Dies gilt auch und besonders für Faimingen, einen heutigen Ortsteil von Lauingen an der Donau im Landkreis Dillingen a. d. Donau. In dem ehemals

ummauerten römischen Vicus mit dem größten bis heute bekannten römischen Tempel in Bayern, der heute als Teilrekonstruktion jederzeit dort zu besichtigen ist, lassen sich zwei längere Phasen schwerpunktmäßiger archäologischer Untersuchungen feststellen. Zum einen die Zeit zwischen 1887 und 1911 und zwischen den 1970er und 90er Jahren. In der Zeit dazwischen geriet Faimingen etwas aus dem Fokus der Archäologie, es wurden kaum noch gezielte Grabungen durchgeführt.

Die erste Phase archäologischer Forschung in Faimingen ist hauptsächlich mit einem Namen verbunden: Magnus Anton Scheller (1843–1922), damaliger örtlicher Lehrer, der im Namen des Historischen Vereins Dillingen, oft aber auch in Zusammenarbeit mit der Reichs-Limeskommission, umfangreiche Ausgrabungen geleitet hat. Für seine Verdienste wurde er, neben anderen Ehrungen, 1909 zum Ehrenbürger Faimingens ernannt.

Bei der Einarbeitung der Grabungen und der entsprechenden Ergebnisse in das Fachinformationssystem (FIS) des



Postkarte Magnus Schellers, Adressseite (aus: Ortsakt Lauingen-Faimingen, E-2015-1236-42, BLfD Thierhaupten)

BLfD fand sich in den Ortsakten eine recht umfangreiche Korrespondenz Schellers bestehend aus Briefen, Postkarten, Grabungsberichten und Zeichnungen.

Ein Beispiel möge hier vielleicht für etwas Ver- oder besser Bewunderung sorgen: Es handelt sich um zwei Postkarten, die Magnus Scheller an Prof. Dr. Ernst Fabricius in Freiburg i. Br. geschickt hat, und von denen eine hier vorgestellt wird. Fabricius (1857–1942), Althistoriker und Provinzialrömischer Archäologe, war neben seiner Tätigkeit als Universitätsprofessor in Freiburg (1888 bis zu seiner Emeritierung 1926) seit 1902 auch Leiter der Reichs-Limeskommission und Mitherausgeber des großen Limeswerkes „Der obergermanisch-raetische Limes des Roemerreiches“.

Datiert ist die Mitteilung beziehungsweise Anfrage Schellers rechts oben auf der Postkarte mit „Faimingen 10. XI. 07“. Der Text lautet:

„Besten Dank für freundl. Zuschrift, woraus ich entnehme, daß ich den Rest (17,47 M) noch für Limeszwecke verwenden dürfte. Wäre schon lange mein Wunsch u. habe auch d. Dillinger Verein – vorerst erfolglos – darum angegangen, den nördl. des „Heidenheimer“ Tores (schon durchgestrichen) 1904 untersuchten Wallgraben auch südlich vom Tore aufgraben zu dürfen. Zu einem Versuch würde der Betrag reichen u. wenn einigermaßen Funde erzielt werden, wird nächst. Jhr. Dillingen schon anbeißen. – Genehmigen Sie? – Hochachtungsvollst Scheller, Lehrer“

Links oben auf der Postkarte findet sich handschriftlich von Fabricius mit blauem Stift der Vermerk: „12. XI. zugesagt“. Unten, ebenfalls mit blauem Stift, Unterstreichung des Wortes „Genehmigen“ mit Hinzufügung „Ja“.

Was nun die Postkarte – abgesehen vom Inhalt – interessant macht, ist die Adressseite. Zum einen fällt auf, dass neben dem Adressaten nur der Wohnort, Freiburg i. Br., genannt wird. Zum anderen weist die Karte zwei Poststempel auf. Der Stempel rechts oben, ein kreisrunder Einkreisstempel ist als sogenannter Aufgabestempel (auch Abgangsstempel genannt) ein Tages- beziehungsweise Ortsdatumsstempel, mit dem die Karte in der Aufgabepoststelle

entwertet wurde. Der sogenannte Ankunftsstempel auf der linken Seite ist in diesem Fall ein Kreisstegstempel mit Bogen oben und unten. Eingeführt wurden Ankunftsstempel 1843. Die Praxis diese Stempelart im Zielpostamt aufzudrücken, endet zumindest in Bayern 1908.

Betrachten wir nun die auf der Karte dokumentierten Daten, so ergibt sich aus heutiger Sicht durchaus Erstaunliches. Vermerkt Scheller den 10. November 1907 als Datum und Faimingen als Ort seines Schreibens, so bestätigt der Stempel einerseits Gundelfingen als Aufgabepostamt und mit dem 11. November 1907 zwischen 5–6 Uhr nachmittags (5–6 Nm) die weitere Versendung (die Abkürzung Nm für „nachmittags“ findet sich auf zahlreichen Stempeln deutscher Postverwaltungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts).

Ein kleiner Einschub vor der weiteren Betrachtung. Da die Postkarte ja auch einen Ankunftsstempel trägt, bot sich ein kleines „Dienststellenquiz“ an. Befragt, wie lange die Karte wohl vom Absender bis zum Adressaten gebraucht hat, fielen die jeweiligen Antworten sehr unterschiedlich aus: von 2 Tagen bis zu 3 Monaten.

Tatsächlich brauchte die Karte von Gundelfingen bis zum Adressaten Fabricius nur einen Tag, abgeschickt am 11. November beim Empfänger angekom-

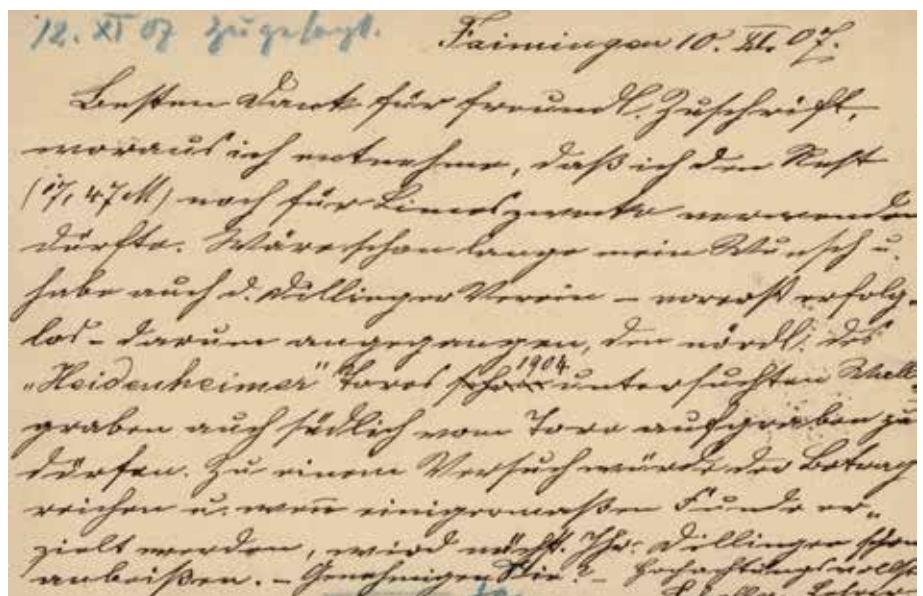
men, wie ja auch von ihm handschriftlich bestätigt, am 12. November 1907.

In Anbetracht der aus heutiger Sicht und auf den ersten Blick unerwartet schnellen Zustellung mag hier ein aufhellender kleiner kursorischer Rückblick auf die Entwicklung des Postwesens vor allem in Bayern gestattet sein:

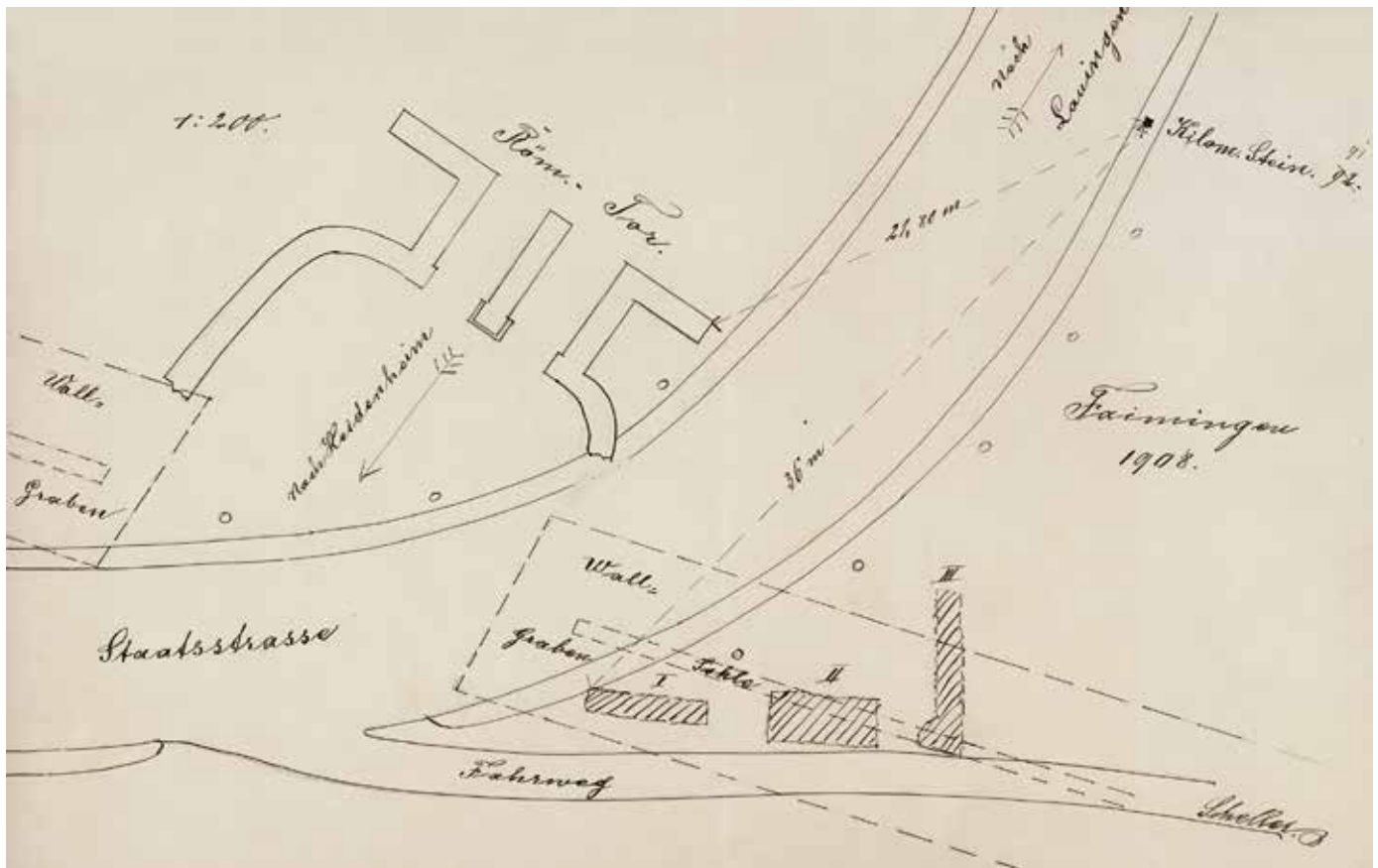
Die eigenständige Entwicklung des Postwesens in Bayern, das seit 1615 als kaiserliches Erblehen im Reich in den Händen der Familie Taxis (seit 1760 in Thurn und Taxis umbenannt) gelegen hatte, endet erst 1920, als seine Dienste von der Reichspost übernommen wurden. Mit Vertrag vom 14. Februar 1806 war bereits festgelegt worden, dass das Postwesen von nun an staatsrechtlich dem König von Bayern unterstand. Im Gegenzug wurde der Fürst von Thurn und Taxis am 1. März 1808 abgefunden und ihm der Titel Erbland-Postmeister verliehen.

Zur einfacheren Abwicklung postalischer Sendungen führte Bayern 1842 Briefkästen allgemein ein. Ein Jahr später wurde der Ankunftsstempel eingeführt und am 11. November 1849 beginnt das „Zeitalter der Briefmarken“ mit der ersten deutschen Briefmarke, dem Schwarzen Einser (beschlossen am 22. Februar 1849, als erster deutscher Staat).

Die Reichsgründung 1870/71 bedeutete noch keine tiefgreifende Zäsur für die königlich bayerische Post, denn Bay-



Postkarte Magnus Schellers, Rückseite (aus: Ortsakt Lauingen-Faimingen, E-2015-1236-42, BLfD Thierhaupten)



Zeichnung von Magnus Scheller (Norden ist links). Die geplanten Schnitte sind schraffiert. Bei dem Tor handelt es sich um einen Typus mit nach außen halbkreisförmig offenem Hof und geteilter Durchfahrt, eine recht seltene Art des römischen Torbaus und in Faimingen singulär (aus: Ortsakt Lauingen-Faimingen, E-2015-1236-42, BLfD Thierhaupten)

ern, wie auch Württemberg, konnten im Rahmen der sogenannten Reservatrechte ihre eigenen Postverwaltungen weitgehend unabhängig von der Reichspost weiterführen.

Aufgrund technischer Fortschritte im Transportwesen stieg die Zahl der Postanstalten (Ämter, Agenturen und Posthilfsstellen) rasant von 229 im Jahr 1808 auf 813 im Jahr 1858 und auf 5151 im Jahr 1908. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts konnten Nachrichten, Personen und Güter nur mit menschlicher oder tierischer Muskelkraft befördert werden, wobei eine Maximalgeschwindigkeit von etwa 10 km pro Stunde möglich war, und auch das nur unter besonders günstigen Bedingungen. Die Einführung von Eilpostwagen (ein neuartiger Postkutschentypus, der die Fahrtzeiten um ein Drittel reduzierte) auf der Strecke Nürnberg-Hof mit Anschluss nach Leipzig 1826 war dann so erfolgreich, dass die wichtigsten Strecken seit 1838 täglich befahren werden mussten.

Mit dem Beginn des Eisenbahnzeitalters in Bayern am 7. Dezember 1835 änderte sich auch bald das Postwesen: Die Beziehung zwischen Bahn und Post wurde am 3. Juli 1837 neu geregelt. Die Bahnpost wurde geschaffen und verkehrte seit 1851, wobei sie sehr schnell – allein durch ihre Geschwindigkeit – zum wichtigsten Transportmittel wurde. Wertvolle Zeit gewann man auch dadurch, dass in eigens zu diesem Zweck konstruierten Wagen Postangestellte während der Fahrt Briefe und Postkarten sortierten.

Hatte die königlich bayerische Post schon mit der Einführung der Briefmarken und der Schaffung der Bahnpost Geschichte geschrieben, setzte sie 1905 einen weiteren Meilenstein, indem sie die erste Kraftpost (zwischen Bad Tölz und Lenggries) einrichtete. Kraftwagen für Post- und Personenbeförderung sollten in nicht von der Eisenbahn erschlossenen Regionen die Verkehrsverhältnisse verbessern. Der Postbus war geboren. Bereits drei Jahre später

waren 11 Linien ganzjährig und 6 im Sommerbetrieb, am 1. April 1920 schon 23 Strecken vorhanden.

Verfolgen wir kurz den Weg, den die Postkarte von Faimingen nach Freiburg genommen hat. Am 15. August 1876 wurde der Eisenbahnverkehr auf der fertiggestellten Trasse der neuen Donautalbahn – am 29. April 1869 Erlass des entsprechenden Gesetzes zum Bau – von Regensburg nach Neuoffingen, dort Einmündung in die Hauptstrecke Augsburg-Ulm (1854 fertiggestellt), offiziell aufgenommen. Die Streckenführung schloss alle bayerischen Donaustädte an das Eisenbahnnetz an. Bis heute haben sich aber nur wenige originale Zeugnisse erhalten, zumindest zwischen Donauwörth und Neuoffingen, wie etwa die Bahnhöfe von Tapfheim (um 1877) und Neuoffingen (1874/76), die beide unter Denkmalschutz stehen. Wurden also durch den Eisenbahnbau selbst „neue Denkmäler“ geschaffen, so nahm er auf der anderen Seite wenig Rücksicht auf Bodendenkmäler. Beispielsweise wur-

de der Schloss-/Burgberg in Faimingen größtenteils Opfer des Kiesabbaus für die Anlage des Bahndamms.

Zwischen 1865 und 1890 stellten die Württembergischen und die Badischen Staatseisenbahnen die Fortsetzung nach Westen fertig, wobei der Abschnitt zwischen Tuttlingen und Inzigkofen vom deutschen Generalstab durchgesetzt wurde, dem die Donautalbahn als strategische Bahn für einen nächsten Krieg mit Frankreich dienen sollte. Seit 20. August 1901 ist die Donautalbahn in Verbindung mit der Höllentalbahn (Freiburg im Breisgau durch das Höllental nach Donaueschingen) Teil der überregionalen Eisenbahnverbindung von Ulm nach Freiburg im Breisgau. Eine Bemerkung dazu am Rande: In den ersten Wochen des Ersten Weltkrieges war der Schutz der Höllentalbahn – die bis heute steilste Hauptbahn Deutschlands – eine der Aufgaben der Freiwilligen Feuerwehr Freiburg.

Zieht man die territorialen Gegebenheiten in Betracht – die Bahnlinie musste die Grenzen von Bayern nach Württemberg, mehrfach von Württemberg in die Hohenzollern'schen Lande (seit 1850 als Regierungsbezirk Sigmaringen Teil des Königreichs Preußen) und nach Baden überqueren – und damit verbunden die verschiedenen Bahnzuständigkeiten, dann erscheint die Kürze der Zustellung umso erstaunlicher.

Kehren wir zur Postkarte zurück. In Europa eingeführt wurde die Postkarte am 1. Oktober 1869, nämlich in Österreich-Ungarn unter der Bezeichnung „Correspondenzkarte“. Bayern folgt am 1. Juli 1870, Württemberg am 8. Juli, Baden Anfang August. Die Bezeichnung Postkarte wurde erst am 1. März 1872 offiziell eingeführt. Seit dem 1. Januar 1873 wurden im Königreich Bayern und im Deutschen Reich Postkarten mit eingedruckten Postwertzeichen von der Post verkauft.

Erscheint uns allein die Geschwindigkeit der Zustellung der Postkarte Schellers (gilt auch für die zweite, hier nicht vorgestellte sowie weitere, die sich in den entsprechenden Ortsakten befinden) schon fast unglaublich, so wird dies durch die unvollständige Adresse noch verstärkt. Die Post war damals problemlos in der Lage eine Postkarte nur mit Adressaten und Wohnort innerhalb eines Tages zuzustellen – man

vergleiche dies mit heute! Die zweite, schon erwähnte Postkarte an den gleichen Adressaten, besitzt eine vollständige Anschrift.

Betrachtet man die extrem kurze Zeit der Zustellung, kann man durchaus fragen, wie groß der Fortschritt in den letzten hundert Jahren wirklich ist, zumindest auf diesem Gebiet. Und so gemütlich wie uns der Vorspanntext zur zwischen 1968 und 1972 entstandenen Fernsehserie „Königlich Bayerisches Amtsgericht“, gesprochen von Gustl Bayrhammer, suggerieren mag, „Es war eine liebe Zeit, die gute, alte Zeit vor anno 14. In Bayern gleich gar. Damals hat noch Seine Königliche Hoheit der Herr Prinzregent regiert [...]“, war es offenbar nicht. Um im römischen Kontext der Anfrage Schellers zu bleiben, könnte man auch ein griechisches Zitat in lateinischer Übersetzung „festina lente“ (Eile mit Weile), das nach Sueton, einem römischen Schriftsteller und Verfasser von Biografien der Kaiser des 1. Jahrhunderts n. Chr., Lieblingsauspruch des römischen Kaisers Augustus gewesen ist, anführen. Doch scheint auch dieses nicht das Motto und Ziel der bayerischen Post zu Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen zu sein. Vielmehr nutzte man die zunehmend größeren technischen Möglichkeiten die Geschwindigkeit in allen Bereichen zu erhöhen. In allen Industrieländern wurde die Post in den Städten bis zum Ersten Weltkrieg mindestens dreimal täglich zugestellt, in Großstädten oft sogar noch häufiger. So war es also nicht ungewöhnlich, am selben Tag Termine per Postkarte vereinbaren zu können. Man vergleiche erneut mit dem nur wenige Jahre zurückliegenden Zustand vor der Einführung der digitalen Nachrichtenübermittlung!

Nochmals zurück zur Postkarte von Scheller. Er hatte 1904 von der Reichs-Limeskommission den Betrag von 100 Mark zur Verfügung gestellt bekommen, um anschließend an das 1899 in großen Teilen ergrabene Vicustor an der Straße nach Heidenheim das innere Wall-/Grabensystem zu untersuchen. Wie aus der Postkarte hervorgeht, blieb ein Restbetrag von 17,47 Mark übrig, den er nun für eine zusätzliche Ausgrabung (in Schellers Zeichnung schraffiert) mit gleicher Zielsetzung südlich des Tors 1908 verwenden zu dürfen bittet. Bei

der Größe der Schnitte und der damit verbundenen Mengen an Erdbewegung (zweimal 5 x 1 m und 5 x 2 m bei einer Tiefe von bis zu 4 m, alles in Handarbeit zu leisten) erscheint uns heute die zur Verfügung stehende Geldsumme sehr gering. Legt man allerdings den damaligen Preis für einen halben Liter Bier von 12 Pfennigen zu Grunde – dies natürlich nur als „bayerischer“ Maßstab – dann relativiert sich, leicht augenzwinkernd, wieder alles. Im Übrigen lässt sich nach der früher veröffentlichten langen Reihe des Statistischen Bundesamtes und dem aktuellen Verbraucherpreisindex die damalige Kaufkraft berechnen. Danach entspräche 1 Mark (1900) heute 6 Euro.

Dass Bier bei Ausgrabungen – sicherlich aber nicht nur dort – durchaus gemeinschaftsgefühl- und motivationsstiftende Qualität besitzt, wird durch ein sich im entsprechenden Ortsakt des BLfD befindliches Schreiben von Klaus Schwarz, Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege beim BLfD (1953–80), in einem Schreiben vom 22. September 1960 an den damaligen Direktor der seit 1633 bestehenden Brauerei Bürgerbräu in Bad Reichenhall, Johann Fröhlich, bestätigt. Schwarz schreibt: „Für die liebenswürdige Unterstützung unserer vorgeschichtlichen Ausgrabungen in Marzoll durch die Zurverfügungstellung von Freibier von Seiten der Bürgerbrauerei möchten wir Ihnen unseren verbindlichsten Dank sagen. Gerade bei dem gegenwärtigen Mangel an Arbeitskräften und der Unmöglichkeit von staatswegen zusätzliche Vergünstigungen zu geben, sind wir für solche Spenden besonders dankbar, die es uns ermöglichen, die Arbeiter fester an das Unternehmen zu binden.“ Letzteres ein sehr moderner Gedanke, wenn vielleicht auch nicht mehr mit dem Hilfsmittel Bier.

Ein kleiner Hinweis zum Schluss. Mehr über Bier und seine verschiedenen Seiten und Aspekte kann man noch bis 30. Oktober 2016 im Rahmen der Bayerischen Landesausstellung anlässlich des 500-jährigen Jubiläums des Bayerischen Reinheitsgebots im Kloster Aldersbach im Passauer Land erfahren.

Peter Schwenk

Denkmalrätsel



1



2



3



4



5

Wieder haben wir aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände fünf unbeschriftete Aufnahmen ausgewählt zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?

Kontaktieren Sie uns, wir freuen uns über jede Information!

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege – Bildarchiv
Hofgraben 4, 80539 München
Tel. 089 2114-382 bzw. -261
markus.hundemer@blfd.bayern.de

Alle bislang ungelöst gebliebenen Denkmalrätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php „Denkmalrätsel“ eingesehen werden.

Auflösung weiterer Denkmalrätsel

- in Heft 135, S. 91:
1 Kirche der ukrainischen Gemeinde in Sighet, Rumänien
- in Heft 163, März 2016, S. 104:
1 Burg Hof a. Regen, Lkr. Schwandorf;
5 Wallfahrtskirche Hl. Blut in Einsbach, Lkr. Dachau

Als Gewinner eines Buchpräses wurden ausgelost:

- Hans Schantz, 81675 München
- Fam. Elisabeth u. Florian Preiß, 91555 Feuchtwangen
- Annkatrin Blank, 92421 Schwandorf

Es sei allen ganz herzlich Dank gesagt für ihre Beteiligung und Mithilfe.

Markus Hundemer und
Marion-Isabell Hoffmann

Schätze aus dem Bildarchiv

Bier und Wirtschaft

Am 23. April 1516 – also vor 500 Jahren – wurde durch die bayerischen Herzöge Wilhelm IV. und Ludwig X. zu Ingolstadt eine neue Landordnung für ihre Herrschaftsgebiete erlassen. Darin wurde neben vielem anderen auch geregelt, dass „zu kainem Bier / merer Stückh / dann allain Gersten / Hopffen / und Wasser / genommen und gepraucht sölle werden“. Dieser Verwaltungsakt ist der Grund für das diesjährige durchaus stolze Feiern des „Bayerischen Reinheitsgebots“ für

Bier, als wohl ältester landesweiter Lebensmittelverordnung. So stellen historische Brauerei-Gasthöfe und zahlreiche alte Wirtschaften einen gewichtiger Teil dieser Geschichte und damit auch der bayerischen Denkmallandschaft dar. Neben alten Ansichten derselben findet sich aber auch so manch Kurioses rund ums Bier in unserem Bildarchiv – siehe anbei.

Markus Hundemer



Reinigung von Bierkrügen auf dem Münchner Oktoberfest
(Aufnahme: Carl Stechele, um 1930)

Rechte Seite:

„Waldschänke“ bei Stadtsteinach, Lkr. Kulmbach
(Aufnahme: Durmayr, um 1900)

Wirtsstube im Brauereigasthof „Zum goldenen Engel“ in Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach
(Aufnahme: Nachlass Ritter, um 1900)







„Gasthaus, Bäckerei und Melberei von Josef Putz“ in Hutthurm, Lkr. Passau (Aufnahme: Georg Lösti, vor 1920)

Ofenbank in einer leider unbekanntem bayerischen Wirtshausstube, um 1900

Linke Seite:

Wirtsgarten und „Gasthaus zum goldenen Hirschen“ in Hirschbach, Lkr. Amberg-Sulzbach, um 1900

Hopfenhöfe in Spalt, Lkr. Roth (Aufnahme: Kurt Müllerlein, um 1925)





Gasthof „Deutsches Haus“ in Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach
(Aufnahme: Kurt Müllerlein, vor 1931)

Linke Seite:

Biergarten am „Forsthaus Kasten“ in Neuried, Lkr. München
(Aufnahme: Nachlass Härlin, um 1900)

Gasthaus zur Post“ bzw. „Zum alten Wirth Gasthaus v. Frz. Neuner“
in Wallgau, Lkr. Garmisch-Partenkirchen, um 1900

Verleihung der Denkmalschutzmedaille 2016

Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle zeichnet 27 außergewöhnliche Persönlichkeiten und Projekte aus

Der Bayerische Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Ludwig Spaenle, hat am 30. Juni 2016 in der Säulenhalle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) die diesjährigen Träger der Denkmalschutzmedaille geehrt. Ausgezeichnet wurden 27 Persönlichkeiten und Projekte, darunter Bauherren, ehrenamtlich Tätige und Vereine sowie ein Medienvertreter. Sie alle vereint ihr herausragender Einsatz für die Denkmalpflege und den Denkmalschutz im Freistaat.

Dieses großartige Engagement der Preisträgerinnen und Preisträger unterstrich auch Staatsminister Spaenle in seiner Ansprache. Er machte deutlich, welchen Gewinn die 27 mit der Denkmalschutzmedaille ausgezeichneten Menschen und Projekte für Bayern darstellen und hob ihre Verdienste in der

Denkmalpflege, die unser historisches Erbe in die Zukunft tragen, hervor. Generalkonservator Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil dankte den Preisträgerinnen und Preisträgern und sprach ihnen seine Anerkennung aus. Im Anschluss an die Verleihung hatten die Preisträgerinnen und Preisträger sowie alle an den Projekten Beteiligten, die für die Feierstunde nach München gekommen waren, die Gelegenheit sich bei einem Empfang auszutauschen.

Die Träger der Denkmalschutzmedaille 2016 sind:

- 1. Bürgermeister Eric Ballerstedt stellvertretend für die Stadt Lindenberg für die Instandsetzung der ehemaligen Hutfabrik Reich und die Einrichtung des Deutschen Hutmuseums in Lindenberg, Landkreis Lindau, Schwaben
- Friedrich-Wilhelm Brumberg für sein ehrenamtliches Engagement in der Baudenkmalpflege im Landkreis Ansbach, Mittelfranken
- Catherine Demeter für die Edith-Haberland-Wagner-Stiftung für ihre breitgefächerte Unterstützung der Denkmalpflege in Bayern, Kreisfreie Stadt München, Oberbayern
- Der Förderverein Historische Stätten Bad Berneck, vertreten durch Albrecht Diller, Claus Rabsahl und Richard Schneider, für die Pflege von Burgruinen in Bad Berneck, Landkreis Bayreuth, Oberfranken
- Hans Ertel für die Instandsetzung eines Ackerbürgerhauses in Sulzbach-Rosenberg, Landkreis Amberg-Weizsach, Oberpfalz
- Dr. Sandra Frauenknecht, Pfarrer Hans Reicherzer für die Katholische Kirchenstiftung St. Brigitta und Helmut J. Himmler, 1. Bürgermeister der Gemeinde Berg für die Instandsetzung der Ruine Gnadenberg, Landkreis Neumarkt i.d. Oberpfalz
- Heimatpfleger Gert F. Goergens für sein ehrenamtliches Engagement in der Baudenkmalpflege in der Stadt München, Oberbayern
- die Familien Fritz und Hans Gutmann für die Instandsetzung von Schloss Titting, Landkreis Eichstätt, Oberbayern
- Altbürgermeister Hubert Hartmann für sein ehrenamtliches Engagement in der Baudenkmalpflege in der Region um Zusmarshausen, Landkreis Augsburg, Schwaben



Blick in die Säulenhalle der Alten Münze bei der Ansprache von Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle (Foto: StBW, Roland Hoffmann)



Die Preisträger beim anschließenden Umtrunk im Innenhof der Alten Münze (Foto: StBW, Roland Hoffmann)

- Kreisheimatpfleger Peter Hartmann für seine ehrenamtliche Arbeit in der Bodendenkmaldenkmalpflege im Unterallgäu, Schwaben
 - Rudolf Hofer, Marion Mitterhofer und Roland Schumacher für die Instandsetzung des Baumeisterhauses in Burghausen, Landkreis Altötting, Oberbayern
 - Kathrin und Johann Knogl für die Instandsetzung eines Wohnstallhauses in Iggenbach, Landkreis Deggendorf, Niederbayern
 - S. D. Andreas Fürst zu Leiningen für die Fürst zu Leiningen-Stiftung für die Instandsetzung der ehemaligen Abteikirche Amorbach, Landkreis Miltenberg, Unterfranken
 - Heinz Martini, 1. Bürgermeister, für die Gemeinde Tröstau für die Instandsetzung des Hammerschlusses Tröstau, Landkreis Wunsiedel im Fichtelgebirge, Oberfranken
 - Die Erbgemeinschaft Annemarie und Klaus Neukam und Christa und Herbert Wimmer für die Instandsetzung eines Wohnhauses in Schweinfurt, Unterfranken
 - 1. Bürgermeister Georg Osterauer für die Gemeinde Erdweg und Helmut Schmid für die IG Wirtshaus am Erdweg für die Instandsetzung der ehemaligen Hofmarktaverne Erdweg, Landkreis Dachau, Oberbayern
 - Donata und Philipp Reimnitz für die Instandsetzung des ehemaligen Bauernhofs Heiglditt in Königsdorf, Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen, Oberbayern
 - Peter Römert für sein ehrenamtliches Engagement in der Bodendenkmaldenkmalpflege im Landkreis Würzburg, Unterfranken
 - 1. Bürgermeister Gotthard Schlehreth für den Markt Oberthulba für die Instandsetzung des Kaplanshauses im Ortsteil Hassenbach, Landkreis Bad Kissingen, Unterfranken
 - Kreisheimatpflegerin Eva Schultheiss für ihr ehrenamtliches Engagement in Heideck, Landkreis Roth, Mittelfranken
 - Josef Singhammer, Christiane und Harald Wessner für die Instandsetzung des Hutmannsgütls in Laufen, Landkreis Berchtesgadener Land, Oberbayern
 - Lorenz Storch für den Bayerischen Rundfunk für seine Berichterstattung zu Bau und Bodendenkmaldenkmalpflege in Bayern, Kreisfreie Stadt München, Oberbayern
 - Prof. Dr. med. Dr. med. habil. Walter Ludwig Strohmaier mit seiner Frau Ellen für die Instandsetzung des Langheimer Hofs in Großheirath-Rossach, Landkreis Coburg, Oberfranken
 - Winfried Warner für die Instandsetzung eines Blankziegelhofs in Tann, Landkreis Rottal-Inn, Niederbayern
 - Karl Weidenbeck für die Instandsetzung der ehemaligen Eisenhandlung Weidenbeck in Hengersberg, Landkreis Deggendorf, Niederbayern
 - Hans und Gerhard Wellnhofer für die Instandsetzung eines Wohnhauses in Schwandorf, Landkreis Schwandorf, Oberpfalz
 - Brigitte und Rainer Wulff für die Instandsetzung einer Fachwerkscheune in Pommelsbrunn-Eschenbach, Landkreis Nürnberger Land, Mittelfranken
- In der Broschüre Denkmalschutzmedaille 2016 präsentiert das BLfD alle Preisträger und ihre Projekte.
- Sie steht Ihnen auf unserer Webseite <http://www.blfd.bayern.de> als Download zur Verfügung. Kontaktieren Sie uns, um die Broschüre kostenfrei zu bestellen:
per Tel.: 089/2114-245 oder -247,
per Fax: 089/2114-403 oder
per E-Mail: pressestelle@blfd.bayern.de
- Alexandra Beck und Dorothee Ott

Generalkonservator Pfeil zum Honorarprofessor der TUM ernannt

Schon seit seinem Studium ist Generalkonservator Mathias Pfeil mit der Technischen Universität München (TUM) verbunden – hier wurde er zum Archi-

tekten ausgebildet. Eine weitere wichtige Verbindung mit der TUM besteht in der Schaffung der neuen Restaurierungsprofessur „Neuere Baudenkmal-

pflege“, über die in diesem Heft auf S. 11 unter der Rubrik „Im Brennpunkt“ berichtet wird.

Diese Verbindung zwischen TUM und GK Pfeil besteht nach wie vor und wird künftig noch enger sein: Seit dem 14. Juli 2016 ist Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil Honorarprofessor im Fach Denkmalpflege an der TUM.

Der Präsident der Universität, Prof. Dr. Dr. hc. mult. Wolfgang A. Herrmann, nutzte den festlichen Rahmen des Sommerfestes des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege für die Überreichung der Urkunde und würdigte die fachliche Kompetenz und die internationale Erfahrung Pfeils in den Bereichen Architektur und Denkmalpflege, die dieser als Lehrbeauftragter für Denkmalpflege an der TUM einbringe. Mit seinem Engagement trage Pfeil dazu bei, eine starke denkmalpflegerische Architekturausbildung an der TUM zu etablieren.

Dorothee Ott



Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil mit Prof. Dr. Dr. hc. mult. Wolfgang A. Herrmann (Foto: StBW, Roland Hoffmann)

Retrospektive & Perspektive in der Wandmalerei restaurierung – Zwischenbilanz zur Entwicklung der Methoden und Techniken

Werkstattgespräche des BLfD am 9. und 10. Mai 2016 in München

Am 9. und 10. Mai 2016 haben die Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) erneut zu einer Tagung im Rahmen der „Werkstattgespräche“ geladen. Diese internationale Veranstaltung wurde von dem Fachbereich Wandmalerei und Architekturoberfläche (Dipl.-Rest. Jan Menath M.A., Daniela Bruder M.A., Daniela Di Lupo M.A.) initiiert und organisiert. Wie auch die vorherigen Werkstattgespräche wurde diese Tagung in den Räumen des Literaturhauses abgehalten. Erfreulicherweise konnte erneut ein großer Zuspruch an Teilnehmerinnen und Teilnehmern – insgesamt hatten sich 270 Personen aus dem In- und Ausland angemeldet –, verzeichnet werden. Ziel der Tagung war der Wissensaustausch von alten und neuen Restaurierungsmethoden mittels Vorstellung verschiedener Projekte im

In- und Ausland. Das Programm umfasste die Entwicklungsgeschichte der Wandmalerei restaurierung und deren Rezeption ebenso wie aktuelle Erhaltungsstrategien, dargestellt anhand verschiedener Praxisbeispiele.

Eröffnet wurden die Veranstaltungstage mit Vorträgen zur Geschichte und Struktur der Restaurierungswerkstätten der staatlichen Denkmalämter in Bayern, Österreich und Italien sowie der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen. Die Vorträge zeigten die geschichtliche Entwicklung der Werkstätten sowie der Restauratorenausbildung in Bayern und seinen Nachbarländern auf.

Es folgten weitere retrospektive Themen, die teils theoretisch und teils anhand von Praxisbeispielen dargelegt wurden. Die praxisbezogenen Beiträge umfassten Erhaltungsstrategien und Re-

staurierungskonzepte von unterschiedlicher Problematik wie Freilegungen, Behandlung von Brandschäden, Salzreduzierungsmethoden sowie die Substruktion von Putzträgern und deren denkmalpflegerische Anforderungen. Das Monitoring und die Klimabewertung wurden von verschiedenen Referentinnen und Referenten mit besonderer Aufmerksamkeit und Interesse evaluiert.

Den Übergang von der Retrospektive zur Perspektive leisteten einige Vorträge die sich mit Themen von Alt- und Neurestaurierungen beschäftigten beziehungsweise die Praxisbeispiele aufzeigten, in denen teilweise alte und neue Methoden miteinander Hand in Hand durchgeführt werden mussten.

Zudem wurden neue Herausforderungen vorgestellt wie z. B. die Restaurierung zeitgenössischer Kunstwerke

wie Graffiti. Auch über neue Denkansätze wurde referiert: Wie verträglich sind unsere Restaurierungsmaterialien für die Umwelt wirklich? Zudem wurden neue Restaurierungsmethoden den alten gegenübergestellt. Welche Methode funktioniert unter welchen

Gegebenheiten besser? Oder sind beide gleichzeitig einsetzbar?

Der erste Veranstaltungstag schloss in der Säulenhalle der Alten Münze mit einem Vortrag von Generalkonservator Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil über die Zukunft der Bayerischen

Denkmalpflege. Vorgestellt wurde das Konzept „Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern 2020 – Bewahren durch Erklären und Unterstützen“.

Die Veranstaltung hat einen reichhaltigen Überblick über den aktuellen Stand der Restaurierung im Fachbereich Wandmalerei gegeben. Von Deutschland über Österreich, die Schweiz bis nach Italien und Spanien wurde die Möglichkeit gegeben, sich über zahlreiche Projekte auszutauschen sowie über Problematiken und neue Denkansätze zu diskutieren. In einigen Punkten herrschte Einigkeit, in anderen wurde weiterer Diskussionsbedarf erkannt. Wünschenswert wäre es, dass in Zukunft ein verstärkter internationaler Meinungsaustausch stattfindet, um zusammen zu forschen und Problematiken länderübergreifend zu analysieren und zu lösen.

Alle Vorträge werden in einem Tagungsband, der in der Schriftreihe des BLfD erscheinen soll, nachzulesen sein.

Daniela Bruder und
Daniela Di Lupo



München, 3. Werkstattgespräch im Literaturhaus, Gruppenfoto der meisten Referentinnen und Referenten am Ende der Tagung (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Workshop der AG Computeranwendungen in der Archäologie

Hamburg, 5. und 6. Februar 2016

Der 7. Workshop der AG Computeranwendungen und Quantitative Methoden in der Archäologie (CAA), der vom 5.–6. Februar 2016 in Hamburg stattfand, zeigte einmal mehr, wie durch neue Technologien und Entwicklungen die Möglichkeiten der Archäologie verbessert bzw. erweitert werden können. Wie bereits einzelne Vorträge einer Tagung des Verbands der Restauratoren im Jahr 2014 gezeigt haben, finden Technologien wie SFM oder der Einsatz von Drohnen in der Archäologie immer häufiger Verwendung.

In Hamburg stellte das eScience-Center der Uni Tübingen in einem Vortrag mehrere Projekte vor, bei denen mit Hilfe eines semi-automatischen UAV-Systems großflächige archäologische Fundstellen kartiert werden. Dabei erlauben terrestrische Referenzpunkte eine positionsgenaue Verortung der Luftaufnahmen im Dezimeterbereich

und somit auch das exakte Einzeichnen von archäologischen Strukturen in eine Karte. Das System kann gleichzeitig eine RGB- und eine Infrarot-Kamera tragen und etwa 15 Hektar pro Flug aufnehmen. Die in enger Zusammenarbeit mit der Firma BitMapping entwickelte Software „Mavis“ basiert auf dem Open-Source-Paket MicMac und erlaubt einen nahtlosen Workflow vom Einlesen der Bilder bis zum fertigen Orthofoto und Geländemodell. Farbkorrekturen oder die Berechnung von Vegetationsindizes können dank verschiedener Werkzeuge zum Post-Processing direkt durchgeführt werden. Die Ergebnisse liefern im Vergleich zu hochauflösenden LIDAR-Scans deutlich mehr Details einer archäologischen Fundstelle.

Eine fehlertolerante, robuste und kostengünstige Alternative zur klassischen Fotogrammetrie stellte die Hochschule

für Technik und Wirtschaft Dresden (HTW Dresden) mit ihrem Archaeocopter und der Echtzeit-3D-Rekonstruktion durch Videogrammetrie vor. Diese Technik bewährte sich vor allem bei Projekten, bei denen starke Windbedingungen vorherrschten, da sich die Bewegungen der Drohne in der Luft nicht so stark auf die Videoaufnahmen auswirken, wie bei der Fotogrammetrie. Mit Hilfe des – noch teilweise in der Entwicklung steckenden – Programms JKeyframer und VisualSFM sind die Mitarbeiter der HTW Dresden in der Lage die hohen Datenmengen, die bei den Videoaufnahmen anfallen, auch in kurzer Zeit zu rastern (ca. 1600 Fotos in 30 Minuten) und als 3D-Modelle darzustellen.

Das von der HTW Dresden für die Arbeit mit dem Archaeocopter entwickelte Softwarepaket Archeo3D basiert auf freier Software, mit der Parameter entsprechend den Zielstellungen an-

gepasst und interne Arbeitsabläufe optimiert werden können. Vorgestellt wurden Ergebnisse von Projekten in Mexiko, Italien und Island, sowie von einer Stadtkerngrabung in Dresden.

Die Gastgeber des diesjährigen Workshops, die HafenCity Universität Hamburg, waren mit einem Vortrag von Prof. Thomas Kersten (Labor für Fotogrammetrie und Laserscanning) vertreten, der über ein Projekt in Al-Zubarah (Katar) referierte. Im Rahmen dieses Projektes soll eine digitale Sammlung von 3D-Modellen bedeutender Objekte und Ausstellungsstücke aus Al-Zubarah erstellt werden, die dann in einem virtuellen Museum über das Internet der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Die über die Ausstellungsstücke bekannten Informationen werden in einer Datenbank verknüpft und können per Mausklick abgefragt werden. So lassen sich beliebig viele archäologische Fundstücke, die bisher nur in Depots lagern oder gemäß Gesetzgebung im Herkunftsland verbleiben, virtuell ausstellen und für wissenschaftliche Auswertung ortsunabhängig zur Verfügung stellen.

Ein weiterer Schwerpunkt unter den Vorträgen waren GIS-gestützte Analy-

sen, die von Sandra Schröder für die Rekonstruktion von Territorien als Annäherung an römische Provinzgrenzen oder von Donat Wehner zur Modellierung von Handelsbeziehungen in Ostmitteleuropa an der Schwelle zum hohen Mittelalter angewendet wurden.

Sandra Schröder überprüft in Ihrer Dissertation im Rahmen des Projektes „Limites inter Provincias – Roms innere Grenzen“ die Möglichkeit einer mathematischen Rekonstruktion der römischen Provinzgrenzen am Beispiel von Rätien und Obergermanien. Wie ihre Berechnung mittels Least-Cost-Thiessenpolygonen, dem Programm Arc GIS und einem SRTM 30m-DGM veranschaulicht, ist diese Methode jedoch sehr stark vom Quellenstand abhängig. So wurden Faktoren wie die Größe und Hierarchie der römischen Städte oder die Bodengüte bisher nicht mit berechnet. Die Aussagen dieser Berechnungen sind bei aktuellem Forschungsstand für die Region zwischen Rätien und Obergermanien noch sehr eingeschränkt, jedoch können sie ergänzend zu den Ergebnissen anderer Ansätze hinzugefügt werden.

Zur Darstellung der Handelsbeziehungen dienen Donat Wehner Netz-

werke aus Knoten und Kanten, die auf Least-Cost-Path-Analysen und graphentheoretischen Modellen gründen. In die Netzwerkanalysen einbezogen werden neben unterschiedlichen Fundgruppen als Repräsentanten und Bestandteile des Handels wie z. B. Münzen, Waagen und Gewichte und Importwaren, auch geografische Distanzen und schriftliche Belege über Handelsbeziehungen in verschiedenen Raum-Zeit-Konfigurationen. Im Anschluss an die Vorträge bestand für die Teilnehmer die Möglichkeit in den angebotenen Tutorials unter anderem die Arbeitsschritte von der richtigen Aufnahme über die 3D-Modellierung bis hin zur Visualisierung eines ausgewählten Objektes unter Anleitung von Prof. Thomas Kersten durchzuführen.

Eine Vielzahl spannender Vorträge und Tutorials bietet der mittlerweile 8. Workshop der AG Computeranwendungen und Quantitative Methoden in der Archäologie (CAA), der vom 10.–11. Februar 2017 in Heidelberg stattfinden wird.

Mareike Beiersdorf

Digitale Strategien für Museen

Ein Projekt an der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern

Im September 2015 hat die Landesstelle ein neues Projekt ins Leben gerufen, das über einen Zeitraum von fünf Jahren die Aufstellung und Performance der bayerischen Museen im Netz analysieren und daran anknüpfend ein Orientierungs- bzw. Optimierungskonzept erarbeiten wird. Im Fokus stehen die „digitalen Strategien“ für Museen und der Einsatz digitaler Medien im Ausstellungsbetrieb. Vor dem Hintergrund eines Paradigmenwechsels in Vermittlung und Kommunikation, der zahlreichen Themen- und Fragestellungen im Kontext, der Anforderungen an neue Kompetenzen und notwendige Ressourcen, aber auch Probleme im Blick auf aktuelle Projekte und Entwicklungen, muss das Thema als wesentlich bewertet werden.

Das digitale Museum

Immer mehr Museen stellen sich dem weiten Feld der Digitalisierung mit unterschiedlichen Dokumentations-, Vermittlungs- und Kommunikationskonzepten: Diese reichen von der Sammlungsverwaltung über zielgruppenoptimierte Applikationsentwicklungen bis zur Realisierung von multilingualen Schnittstellen und hochkomplexen 3-D-Visualisierungen. Auch hat sich der vormals statische Monolog der Institutionen zu einem aktiven, schnellen Dialog mit einem zunehmend mobil agierenden Publikum gewandelt, der gerne auch in den sozialen Medien stattfindet. „Think big, start small, move fast“ ist eine vielfach verlaubliche Devise, die gerade auch deshalb nach ganzheitlichen, nachhaltigen und strategischen Konzepten fragt.

Jüngst beschrieb die Frankfurter Allgemeine Zeitung die Digitalisierung als wesentlichen Aspekt einer strukturellen Neuerung im Museum: „Als vor einigen Jahren die Forderung aufkam, die Museen sollten ihre Sammlungen digitalisieren, ging noch die Furcht um, die Verfügbarkeit im Netz könnte den Anreiz, die Sammlungen an Ort und Stelle zu besuchen, senken. Inzwischen ist das Gegenteil erwiesen. Je höher die Präsenz eines Kunstwerks in den Medien ist, je häufiger es gedruckt, hochgeladen oder gepostet wird, desto mehr nimmt beim Publikum der Wunsch zu, auch das Original zu sehen.“

Vorbilder der Digitalisierung

Wer heute nach dem Thema „digitale Strategie“ im Kontext von Kultureinrich-

tungen recherchiert, landet recht schnell auf einer Weltreise und bei einer Handvoll großer und kleinerer Institutionen rund um den Globus, die sich seit Jahren vorbildlich um das Thema bemühen. Zu den bereits frühzeitig aktiven und mittlerweile profiliertesten Akteuren zählt heute sicher die Tate Gallery of Modern Art in London, die seit mindestens 2010 an einer entsprechenden Strategie arbeitet. Eine ganze Landschaft digitaler Entwicklungsperspektiven macht das Smithsonian Institute (USA) auf, das die Findung einer Strategie zwischen 2009 und 2014 mit einem eigenen Wiki begleitet hat. Auch das Museum Victoria in Melbourne (AUS) hat bereits 2007 die Vision einer „digitalen Strategie“ formuliert und diese im Web publiziert. Die Online-Strategie des Andy Warhol Museum in Pittsburgh (USA) ist ein weiteres gutes Beispiel: Sie ist als „living document“ konzipiert und macht damit bereits im Ansatz die notwendige Dynamik und laufende Anpassung einer solchen Strategie an technische und ge-



Die „digitale Strategie“ eines Museums – Arbeitsbereiche und Aufgabenfelder (Grafik: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Christian Gries)



Tweetup in der Villa Stuck (Foto: Vivi D'Angelo)

sellschaftliche Entwicklungen der Zeit deutlich.

Aber auch in Deutschland finden sich immer mehr Institutionen, die sich proaktiv mit einer eigenen Digitalität auseinandersetzen und entsprechende Positionspapiere veröffentlichen. Das Städel Museum in Frankfurt ist hier als einer der Vordenker zu nennen. Dieses Museum hat sich in den letzten Jahren massiv in alle Aufgabenstellungen des Digitalen eingebracht und ein flankierendes digitales Angebot („digitale Erweiterung“) im Rahmen der eigenen Bildungs- und Vermittlungsarbeit entwickelt. Neben einer umfangreichen Online-Datenbank zum Sammlungsbe-

stand des Hauses finden sich dort auch Online-Kunstgeschichtskurse sowie zahlreiche digitale Produkte („Digital-Content“) und Formate („Social Events“), die den aktiven Dialog mit der eigenen digitalen Community suchen. Seit dem Jahr 2015 werden es zunehmend mehr deutsche Einrichtungen, die sich in diesem Themenkreis positionieren: Von den Staatlichen Museen zu Berlin, dem Jüdischen Museum Berlin, dem Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, dem Historischen Museum Frankfurt, der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen und dem Deutschen Museum in München sind mittlerweile entsprechende Strategien greifbar.

Konturen einer digitalen Strategie

Eine digitale Strategie definiert und kontrolliert alle Strukturen, Maßnahmen, Projekte, Ressourcen, Kompetenzen und Wertigkeiten, aber auch Kosten und Nutzen, die ein Museum im Digitalen einsetzt, und führt sie in ein optimales Miteinander (»grammar of action«). Sie ist als grundsätzliche, langfristige und nachhaltige Verfahrensweise zu verstehen, ihre Umsetzung ist eine Querschnittsaufgabe und muss ganzheitlich verstanden werden,

d. h. alle Abteilungen einer Kultureinrichtung sind involviert, wenn auch freilich unterschiedlich intensiv. Die Initiative zu einer digitalen Strategie mag vielfach vom Bereich Kommunikation (Presse und/oder Marketing) ausgehen – in der Entwicklung sind auch Aufgabenbereiche wie Dokumentation, Vermittlung, Forschung und IT wesentlich. In der Umsetzung ist die digitale Strategie im Idealfall crossmedial, d. h. plattformübergreifend, zu konzipieren: Sie bezieht sich sowohl auf das klassische Web mit den Aufgabenstellungen der Content-Produktion und -Redaktion und die Steuerungselemente des Online-Marketings als auch auf die Kommunikationskanäle in den Sozialen Medien und im E-Mail-Marketing. Miteinzubeziehen sind aber auch Digitalisierungsprojekte, Datenbanken, Schnittstellen bzw. Content-Partnerschaften sowie Projekte in den Bereichen E-Publishing, E-Commerce, E-Ticketing, Open Access und Anwendungsentwicklungen (Apps). Die digitale Strategie definiert darüber hinaus das interne „Mindset“ eines Museums und damit grundlegende Parameter beziehungsweise Umsetzungsstrukturen zu allen digitalen Fragestellungen.

gen. Sie formuliert diese Positionen gegenüber dem eigenen Haus und der Öffentlichkeit. Im Fokus einer solchen Strategie stehen auch die Berührung- und Interaktionspunkte des Besuchers im Wechselspiel zwischen realem und digitalem Raum („Customer Journey“). Hier werden Konzepte, Strukturen und Narrative entwickelt, die Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsarbeit mit immersiven und partizipativen Ansprüchen verbinden. Idealerweise ist das Konzept der digitalen Strategie agil – es lässt Experimente zu und reagiert auf aktuelle Entwicklungen in Technik und Gesellschaft. Wesentliche Instrumente bei der Umsetzung einer digitalen Strategie sind laufendes Monitoring und Reporting.

Das Projekt „Digitale Strategien für Museen“ an der Landesstelle

In der ersten Phase des Projektes der Landesstelle erfolgt eine umfangreiche Recherche zu den Kriterien einer ganz-

heitlichen Online-Strategie im lokalen, nationalen und internationalen Umfeld. Dabei werden Konturen des Digitalen identifiziert, über die entsprechende Strategien derzeit umgesetzt werden: Voraussetzungen, Ziele, Plattformen und Instrumente, Nutzendimensionen, Aufwand und Erfolgskriterien. Im Fokus stehen dabei sowohl die klassischen Websites als auch flankierende Instrumente wie Newsletter, Blogs und Social Media. Eine Auswahl der zuvor erfassten Museen in Bayern wird dann einer detaillierteren Analyse unterzogen. In Zusammenarbeit mit den Institutionen wird ein Grundlagen- und Anforderungsprofil für eine Online-Strategie erarbeitet, die von den Museen eigenständig umgesetzt werden kann. Nach der Evaluierung der Ergebnisse werden ein Meta-Konzept und ein „Baukasten“ für eine ganzheitliche Online-Strategie erarbeitet, das weiteren Museen als Orientierung und Anleitung empfohlen werden kann.

Ein paralleler Projektabschnitt beschäftigt sich mit dem Einsatz neuer Technologien in Ausstellungen. Auch hier werden prototypische Institutionen ausgewählt und einer detaillierteren Analyse unterzogen. Dabei finden alle Aspekte des zielgerichteten Einsatzes neuer Technologien Berücksichtigung. Im Weiteren wird auch hier ein Konzept einer ganzheitlichen Strategie erarbeitet, das als Orientierung und Anleitung gelten soll. In Phase III werden die vorab gewonnenen Erkenntnisse in die konkrete Umsetzung überführt. Dabei sollen Informationspakete, Handreichungen, Hilfestellungen, Musterlösungen und Ressourcen zur eigenverantwortlichen Entwicklung von Online-Strategien und zum Einsatz von digitalen Medien in Museen und Ausstellungen erstellt werden. Die Ergebnisse der Pilotprojekte werden beim 20. Bayerischen Museumstag im Juli 2019 präsentiert.

Christian Gries

Der Spiegel der Stadtkultur – Stadtmuseen vor neuen Herausforderungen

Tagung im Münchner Stadtmuseum, 25. und 26. April 2016

Etwa die Hälfte der Weltbevölkerung lebt mittlerweile in Städten und ihren Ballungszentren. Schon immer waren sie Anziehungspunkte für Menschen unterschiedlichster Herkunft und verschiedenster gesellschaftlicher Hintergründe. Daher ist die Stadtkultur seit jeher von Pluralismus geprägt. Der Institution Stadtmuseum kommt in diesem Zusammenhang die Rolle des Bewahrers des kollektiven Gedächtnisses zu – Stadtmuseen sind Schatzhäuser der Geschichte und dokumentieren das Stadtleben. Als eine Art Seismograph dienend öffnen sich die Häuser immer mehr dem gesellschaftspolitischen Diskurs: Sie wollen sich nicht mehr nur der Vergangenheit widmen, sondern sich ebenso als eine Plattform für die Akteure der Gegenwart etablieren. Das Selbstverständnis der Museen unterliegt derzeit Veränderungen, was bei der Tagung „Der Spiegel der Stadtkultur – Stadtmuseen vor neuen Herausforderungen“, zu der die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern in Kooperation mit

dem Münchner Stadtmuseum am 25. und 26. April einlud, grundlegend diskutiert wurde.

Nach der Begrüßung durch die Direktorin des Münchner Stadtmuseums, Isabella Fehle, den Bayerischen Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Ludwig Spaenle, den Kulturreferenten der Landeshauptstadt München, Hans-Georg Küppers und der Einführung ins Tagungsthema durch Astrid Pellengahr, der Leiterin der Landesstelle, stellten Museumsvertreter und Kulturschaffende Ansätze vor, wie Museen den neuen Anforderungen gerecht werden können.

In der Keynote lenkte der Referent, Jasper Visser aus Amsterdam, die Aufmerksamkeit auf die neue Rolle der Stadtmuseen als soziale Institutionen. Als öffentliche Orte sollten sie zukünftig verstärkt auch Foren für den gesellschaftlichen Diskurs bilden. Visser verwies in diesem Kontext auf die Aktualität des Tagungsthemas: Museen in ganz Europa sehen sich hier mit ähn-

lichen Fragestellungen konfrontiert. Internationale Kultureinrichtungen dienten ihm als Anschauungsbeispiele, um neue Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Diesem richtungsweisenden Vortrag folgte der erste Themenblock, der sich mit Multiperspektivität von geschichtlichen Narrativen beschäftigte. Andreas Rudigier, Direktor des Vorarlberg Museums in Bregenz, stellte als mögliche Herangehensweise an ein narratives museales Konzept das Haus und die das Museum bestimmende Gesamthaltung vor. Nicht die Geschichte Vorarlbergs, sondern viele Einzelgeschichten werden in den Dauer-, Sonder- und semipermanenten Ausstellungen erzählt. In einem Werkstattbericht von Frauke von der Haar aus dem Focke-Museum Bremen erhielt das Publikum daran anknüpfend einen Einblick in die Neukonzeption des Bremer Landesmuseums. Beide Museen stehen derzeit vor der Aufgabe, die Gegenwart in ihre Ausstellungen einzubeziehen. Vor allem dem Dialog mit den Bürgern wird in



Hannah Maischein und Natalie Bayer vom Münchner Stadtmuseum befassten sich mit der Darstellung von Migration im Museum (Foto: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern)

Zukunft in beiden Häusern Raum gegeben.

Der zweite Themenblock behandelte das Thema „Das Museum als politischer Ort“. In zwei Vorträgen beschäftigten sich die Referentinnen mit der Einbeziehung aktueller politischer Themen in Ausstellungen. Hannah Maischein und Natalie Bayer zeigten auf, wie das Thema Migration im Ausstellungs- wie auch im Sammlungskonzept des Münchner Stadtmuseums Eingang findet. Auch Anja Dauschek vom Stadtmuseum Stuttgart erläuterte, wie das Ausstellen von aktuellem Zeitgeschehen erfolgreich umgesetzt werden kann. Exemplarisch beschrieb Dauschek das Sammlungskonzept des Stadtmuseums in Hinsicht auf das Thema „Stuttgart 21“.

Zum Abschluss des ersten Tagungstages fanden Führungen durch die Ausstellungen des Stadtmuseums statt und ein abendliches Treffen im Infopoint Museen & Schlösser der Landesstelle im Alten Hof bot Gelegenheit zum Netzwerken und zum Ideenaustausch.

Der zweite Tag stand zunächst unter dem Motto „Museum als Plattform für die Gegenwart“. Miriam Hannig, Universität Augsburg, stellte das Projekt „EuroVision – Museums Exhibiting

Europe (EMEE)“ vor, das sich mit der thematischen Einbettung von Objekten und Museen in einen ganzheitlichen europäischen Kontext befasst. Angesprochen wurden dabei auch die im Rahmen des Forschungsprojektes entstandenen sogenannten „Tool-Kits“, die Museen als Anleitung zur kreativen Vermittlung dienen. Um urbane Traditionen ging es im Vortrag von Stefan Koslowski vom Bundesamt für Kultur in Bern, der das kulturpolitische Sammlungsprojekt „Urban Traditions“ vorstellte, welches das moderne Stadtleben genauer analysiert und damit vor allem das immaterielle Kulturerbe dokumentiert.

Der Kern des vierten Themenblocks war das „Museum in Bewegung“. Barbara Staudinger, freie Kuratorin aus Wien, plädierte für eine Re-Perspektivierung: Vorhandene Sammlungen sollten neu analysiert, alte Narrative hinterfragt werden. Ein neuer Typus des Heimatmuseums mit einem gegenwartsorientierten Frageansatz an die historischen Bestände des Hauses, der zudem auf die Partizipation der Bürger setzt und sich interkulturell öffnet, wurde dem Publikum danach von Ursula Teutrine vom StadtMuseum Fellbach vorgestellt.

In einem fünften und letzten Themenblock berichteten die Referenten von städtischen Universalmuseen. Darüber, wie ein Stadtmuseum zu einem Ort für den Stadtdiskurs werden kann, klärte Ralph Gleis in seinem Werkstattbericht über die Neukonzeption des Wien Museums auf. Volker Rodekamp vom Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig ging abschließend noch einmal auf das veränderte Rollenbild der Stadtmuseen ein. Er forderte von ihnen eine neue Sicht auf ihre Geschichte und eine Neukuratierung des Gedächtnisses der Stadt.

Rund 180 Zuhörerinnen und Zuhörer verfolgten die Beiträge, die mit intensiven und fruchtbaren Diskussionen abgerundet wurden. So verschieden die Beiträge auch waren, so wurden doch immer wieder die gleichen Herausforderungen angesprochen, denen es sich zu stellen gilt. Übereinstimmend betonten die Redner und Rednerinnen, dass die Heterogenität der Stadtbevölkerung eine pluralistische, eine multiperspektivische Herangehensweise erfordere. Objekte müssten re-interpretiert und Narrative kritisch hinterfragt werden. Ein wichtiger Aspekt der Museumsarbeit von Morgen sei im Besonderen die Teilhabe aller. Museen agieren immer mehr auf sozialen Plattformen, die Raum für den Dialog mit der Bevölkerung bieten. Heute seien Museen somit nicht mehr „nur“ Grundversorger für Bildung und Kultur, sondern Foren, die sozialen Austausch ermöglichen – Orte für alle.

Stadtmuseen reagieren auf gesellschaftliche Entwicklungen der Städte, in denen sie sich befinden. Die Museen scheinen erkannt zu haben, dass sie auf die sich stets verändernden gesellschaftlichen Entwicklungen aktiv reagieren müssen, um weiterhin für ein breites Publikum attraktiv zu sein. Auch ihre Positionierung innerhalb des Stadtgefüges muss dementsprechend definiert werden. Dies fordert von ihnen zum Teil eine Neuausrichtung, die Aspekte wie Pluralität, Migration und Partizipation berücksichtigt. Die Tagung bot hierfür Denkanstöße, konstruktive Anregungen und wertvolle Ideen.

Eine Publikation der Beiträge der Museumsfachtagung erscheint Ende 2016.

Silke Wapenhensch

Strategien für den Medienwechsel vom Analogen zum Digitalen

Mitgliederversammlung der Dehio-Vereinigung 2016 in Wiesbaden

Der Vorsitzende der Dehio-Vereinigung, Prof. Dr. Gerd Weiß, sprach deutlich aus, worum es ging: „Man muss auf die Bedürfnisse des neuen“ – er meinte natürlich jungen – „Publikums reagieren und überhaupt mit den neuen Medien zeitgemäß bleiben.“ Kernthema der diesjährigen Mitgliederversammlung der kleinen Expertengruppe am 22. und 23. April in den Räumen des hessischen Denkmalamtes in Schloss Biebrich: „DehioDigital“ – seit einigen Jahren im Gespräch und in der Abwägung. Natürlich – und das wird von allen Seiten betont – soll die Buchausgabe des Dehio nicht in Frage gestellt werden. Nach wie vor hat das „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“, ein ganz unpräntiöser und einigermaßen trocken daherkommender Kunstführer und Wegweiser durch die deutsche Architektur und Kunst, einen kleinen, aber erlesenen und treuen Rezipientenkreis, wie die recht konstanten Absatzzahlen beim Deutschen Kunstverlag belegen.

Beim jungen Publikum aber, und da machen auch die Studenten der Kunstgeschichte und Architektur nicht unbedingt eine Ausnahme, ist dieser hochkarätige Führer, aus dem letztlich Reihen von populären und populärwissenschaftlichen Kunst- und Reiseführern den Großteil ihrer Fachinformationen beziehen, nicht immer die erste Wahl. Die trockene Papierausgabe gerät gerade bei einem digital aufgewachsenen Rezipientenkreis gegenüber interaktiven, flexibel agierenden, platz- und kraftschonenden und eben auch digital abrufbaren Medien leicht ins Hintertreffen.

Dabei könnten, wie die Gastvortragende Dr. Maria Effinger, Abteilungsleiterin und Fachreferentin der Universität Heidelberg, dargelegt hat, Pdf- oder HTML-Versionen der Dehio-Bände als E-Book mit unterschiedlichen Möglichkeiten wie Volltextsuche, gezielten Auswahlzugriffen oder Verlinkung mit externen Bild- und Textdatensammlungen mit geringer Mühe hergestellt werden. Und auch die Kombination mit Print on demand – Drucken auf Bestellung – wäre für den Verlag vielleicht eine Möglichkeit zur finanziellen Schadensbegrenzung.

Unabhängig von der Buch-nahen Zu-



Wiesbaden, Schloss Biebrich. Jahrestagung der Dehio-Vereinigung 2016, Mitglieder im Gespräch (Foto: Karlheinz Hemmter)

gangsmöglichkeit für und Abrufbarkeit von Dehio-Texten steht eine andere Methode des Umgangs mit Texten, nämlich die Art der Erfassung, Weiterbearbeitung und Datenhaltung, im Fokus der Dehio-Vereinigung: der Aufbau einer digitalen Dehio-Datenbank, in welche die Informationen aller bestehenden Bände eingepflegt und permanent weiterbearbeitet werden können. Dr. Christian Bracht, Direktor des Deutschen Dokumentationszentrums für Kunstgeschichte – Foto Marburg, hat in einem wohlgedachten Modellentwurf die großartigen Möglichkeiten eines Linked-Data-Angebots im Internet für unterschiedliche Endgeräte und fast unbegrenzte Verlinkungs- und damit Ergänzungsmöglichkeiten zu digital erschlossenen Datensammlungen präsentiert. Die nur an Wasser und Brot gewohnten Dehio-Mitglieder konnten eine solch überreich gedeckte Tafel nur ungläubig anstauen – und seufzend die notwendigen Finanzmittel und Berechnungen für permanentes Personal zur Kenntnis nehmen: schlecht vorstellbar für eine extreme Low-budget-Gesellschaft und ein geisteswissenschaftliches Projekt – auch wenn es sich tatsächlich um nichts Geringeres als ein flächendeckendes, wissenschaftlich kontrolliertes

Überblickswerk zu den bedeutenden Bau- und Kunstwerken Deutschlands handelt.

Die Dehio-Vereinigung aber knapst schon an dem Problem der Textaktualisierung in überschaubaren Zeiträumen herum. Ihr Anspruch, sehr hohen Ansprüchen zu genügen, verlangt eine solch konstante Durchsicht und gegebenenfalls Neubearbeitung. Durch den Erfinder des Handbuchs, durch Tradition und fachlich begründet eng mit Universitäten und vor allem den Denkmalämtern verbunden – zurzeit durch Landeskonservator Prof. Dr. Georg Skalecki, dem Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, als Vertreter der Vereinigung der Landesdenkmalämter im Vorstand präsent –, stehen letztere, fachlich am Puls der Objekte und mit höchstem Fach- und Detailwissen ausgestattet, für diesen Teil der Neupublikationen im Wort. Aber – wir kennen das ja aus der Politik – Idealismus und Realität, Zusage und Ausführung, Stand der Finanzmittel und ihre Verwendung: Bei der Abwägung des Einsatzes der überall knappen Finanzressourcen kommt die Arbeit am Dehio fast immer zu kurz. Man muss angesichts dieser Situation die Kraftakte gerade einiger kleiner Bundesländer, welche die Bedeutung

der Aufgabe sahen, bewundern – wie zum Beispiel in Hessen oder um die Jahrtausendwende in Ostdeutschland. In den letzten Jahren war es das wenig betuchte Land Mecklenburg-Vorpommern, dessen Band im Herbst dank des Einsatzes des eben nach schwerer Krankheit verstorbenen Landeskonservators Dr. Klaus Winands erscheinen wird. Einige Bände sind derzeit vergriffen oder werden in absehbarer Zeit aus den Regalen der Buchhandlungen verschwinden, ohne dass sich die zuständigen Ämter eine über Jahre zu spreizende Mittelbereitstellung vorstellen möchten. So zeichnet sich für die Bände Baden-Württemberg I, Thüringen und Westfalen im Augenblick keine Lösung ab, obwohl hier schon bis zu 300 Vormerkungen vorliegen. Das größte Sorgenkind ist der Band Rheinland Pfalz/Saarland, dessen letzte Ausgabe aus dem Jahr 1984 stammt, und auch

die Überarbeitung des 1979 erstellten und in einem Kraftaufwand 1999 nur ergänzten Franken-Bandes ist ein vordringliches Desiderat. Man möchte da schon die Ämter darauf hinweisen, dass in Akten vergrabene Neubefunde für die Menschheit ein eher begrenzter Gewinn sind.

Hinter diesem Jahrhundertproblem erschienen die Sorgen des keineswegs schon gesicherten trinationalen Pilotprojektes „Digitale Kunsttopographie Oberrhein“, das Thema der letztjährigen Jahrestagung in Basel, fast schon gering. Die Vertreter aus den beteiligten Ländern, Frankreich, Schweiz und Deutschland, verfolgen das Projekt nach wie vor mit Verve. Ein Ergebnis wie die App „Swiss art to go“ mit geobasierten Daten, Suchmaschinenfunktion, Karten, Abbildungen und Routenvorschlägen ist durchaus vorstellbar. Dr. Ferdinand Pajor, der Vizedirektor der Gesellschaft

für Schweizerische Kunstgeschichte, der digitale Modelle zur Vermittlung der Kunst- und Denkmäler in der Schweiz vorstellte, wurde neu in die Dehio-Vereinigung gewählt.

Erfolg vermeldete auch Dr. Dietmar Popp, der die Herausgabe des „Dehio Polen“ mit Unterstützung des Herder-Instituts und zahlreicher polnischer Institutionen verfolgt. Er konnte für den Herbst die Herausgabe des zweiten Bandes, Kleinpolen, und die kontinuierliche Weiterarbeit am Band Nordostpolen ankündigen.

Trotz aller Skepsis zeigte sich Gerd Weiß guten Mutes: „Machen wir weiter. Nur wer nichts tut, ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt.“ Könnte sich nicht ein engagierter Sponsor mit dem guten Namen des Dehio verbinden?

Karlheinz Hemmeter

Archäologie im Experiment

Neue Ausstellung in der Dienststelle Regensburg

Seit dem 28. Juni 2016 kann man – dank der neuen Ausstellung, die sich der längst verloren gegangenen Lebenswelt unserer Vorfahren widmet – im Foyer der Königlichen Villa eine Zeitreise in die Jungsteinzeit antreten.

Grundlage für diese Ausstellung ist die Beschäftigung mit den Materialien und Werkzeugen, die dem Mensch in der Vorzeit zur Verfügung standen. Grabungsfunde und -befunde liefern Nachweise von Utensilien und Werkzeugen sowie für die Produkte die mit diesen Werkzeugen hergestellt wurden – z. B. Steinbeile oder Muschelschmuck. Wie haben unsere Vorfahren diese Geräte hergestellt und wie haben sie die Werkzeuge im Alltag eingesetzt? Welche Materialien standen ihnen zur Verfügung und woher kamen diese?

All diesen Fragen widmet sich die experimentelle Archäologie, die inzwischen ein etablierter Wissenschaftszweig ist: rein theoretische Fragestellungen werden in der Praxis überprüft. In den letzten Jahren entwickelte sich ein internationales Netzwerk der experimentellen Archäologen (EXARC) mit 250 Mitgliedern aus 40 Ländern, zu dem neben Ein-

zelforschern auch zahlreiche archäologische Freilichtmuseen gehören.

Lothar Breinl, altgedienter Grabungstechniker im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, hat sich der experimentellen Archäologie seit Jahrzehnten verschrieben. Bekannt ist er einem breiten Publikum durch die Veranstaltungen am Tag des offenen Denkmals oder durch seine unzähligen Vorführungen vorgeschichtlicher Techniken in Schulen. Ihm ist auch die Konzeption der Ausstellung zu verdanken.



AUSSTELLUNG

Archäologie im Experiment

Königliche Villa Regensburg

(Foyer)

Adolf-Schmetzer-Str. 1,
93055 Regensburg

28. Juni – 31. Oktober 2016

Mo bis Fr, 8–17 Uhr

Zu sehen sind keine kostbaren Originale, sondern Materialien und Nachbildungen aus dem Alltagsleben unserer jungsteinzeitlichen Vorfahren. Anhand der anschaulichen Bildtafeln kann man die Herstellung von Feuersteinklingen bis hin zum Einbaum, von Muschelschmuck und Birkenpech nachvollziehen. Wer erleben möchte, wie der Mensch der Vorzeit Feuer machte, sollte eine der Vorführungen von Breinl mitmachen. Nach terminlicher Absprache werden diese, wie auch Führungen durch die Ausstellung, kostenlos angeboten.

Silvia Codreanu-Windauer

Mit Humor und hanseatischer Ruhe an die bayerischen Denkmäler – Giulio Marano zum 80. Geburtstag

Stark hat er sich nicht verändert: die Augen eindringlich auf den Fragenden gerichtet und mit leiser Stimme erzählend. Natürlich ist er etwas älter geworden – 15 Jahre genau, seit er 2001 aus dem aktiven Dienst beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) ausgeschieden ist und nun seinen achtzigsten Geburtstag feiert. Und natürlich müsste man den alten Witz vom Unruhestand nicht wieder bemühen, aber er trifft halt auch und ganz besonders auf Giulio Marano zu: einst Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege am BLfD.

Wie so viele hat ihn die Denkmalpflege nicht mehr losgelassen, seit er als Architekturstudent an der damals noch Technische Hochschule genannten Technischen Universität in München das praktische und theoretische Handwerkzeug erwarb, nicht nur einzelne Häuser zu konstruieren, sondern auch auf deren Umgebung zu achten. Und gerade dieser Punkt hat ihn immer besonders interessiert. Bei keinem Geringeren als Josef Wiedemann ist ihm das im Wahlpflichtfach Denkmalpflege erstmals bewusst geworden – doch dazu später.

Zuerst zeichnete sich ein eher normales Architektenleben ab. Als Zimmermann ausgebildet, hatte er einen grundsoliden Zugang zu Baustoffen – was ihm später im Berufsleben oft noch ausgezeichnete Dienste erweisen sollte –, bei hochangesehenen Professoren der Nachkriegszeit wie unter anderem auch Franz Hart studiert, beste Berufsvoraussetzungen: Und so arbeitete er sieben Jahre lang als Architekt, zuerst als Bauleiter im Olympischen Dorf, dann bei der Baufirma Grün und Bilfinger.

Aufbruch zu neuen Ufern – Referent am BLfD

Nach Verabschiedung des bayerischen Denkmalschutzgesetzes 1973 und dem geplanten personellen Ausbau des BLfD

suchte man Architekten für die neuen Aufgaben. Ein späterer Kollege beim Landesamt, der dort bereits einen Teil seiner Referendarausbildung absolviert hatte, machte Marano darauf aufmerksam. Er bewarb sich und fand sich am 2. Januar 1975 als Referent für Profanarchitektur in Mittelfranken wieder. Ganz so selbstverständlich war das nicht, aus der Architektenpraxis in die Denkmalpflege zu wechseln: Man musste sich durchaus

Und hier im Umfeld von Weißenburg kam er auch zu dem – wie er sagte – nicht ersten, aber höchst beeindruckenden Kontakt mit einem Denkmal, der Wülzburg, dessen kristalliner fünfeckiger Baukörper auch noch nach 400 Jahren diese einzigartige Präsenz und Außenwirkung aufweist – aber leider jetzt nach 400 Jahren auch ein Dauerthema der Denkmalerhaltung ist. Es sollten noch viele Arbeitskontakte mit beeindruckenden



Dipl.-Ing. Giulio Marano in seinem Arbeitszimmer, 2016 (Foto: Karlheinz Hemmeyer)

erst einmal daran gewöhnen, nicht mehr eigene Neubauten in die Welt zu setzen, sondern die Arbeit und die Arbeiten anderer zu beurteilen. Und natürlich noch viel mehr.

14 Jahre lang war Marano im Bezirk Mittelfranken tätig, zuerst zusammen mit dem Kunsthistoriker Vinzenz Mayr, später mit 3 Kolleginnen und Kollegen. Er war dabei zuständig für die Städte Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schwabach sowie Stadt und Landkreis Weißenburg.

den Denkmälern in Bayern und später ganz Deutschland folgen.

14 Jahre lang holte sich Giulio Marano hier die Erfahrungen, die ihn zu Höherem befähigten: 1989 wurde er zum Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege, also der praktischen Denkmalpflege, in den 5 südlichen Regierungsbezirken Bayerns ernannt. Ober- und Unterfranken waren damals noch unter eigener Leitung und wurden von Bamberg aus betreut. Die letzten 12

Jahre seiner Dienstzeit war Marano damit „Herr“ über ein kleines Imperium von rund 80 000 Baudenkmälern.

Aber es war ein Imperium von Arbeitsstellen. Seine Aufgaben hatten sich nicht unbedingt völlig geändert, aber doch grundsätzlich ausgeweitet und erschwert. Natürlich brachte die Leitung einer Abteilung multiplizierten Verwaltungskram mit sich, und ihm blieb ein eigenes, wenn auch kleineres Referatsgebiet mit seinem kaum abzubauenen, stets anwachsenden Berg von Anfragen und Anträgen zu Änderungen und Abbrüchen. Nun aber kamen zusätzlich alle schwierigen Fälle zu ihm, bei denen die Referenten auf „unüberwindliche“ Probleme stießen und die eine Lösung durch eine übergeordnete Instanz erforderten: Dauerkonflikte waren das oft, in mancher Hinsicht heiße Eisen, politische, wirtschaftliche, menschliche, „unlösbar“ und oft ganz spezielle Fälle.

Marano arbeitete weiter wie zuvor mit der ihm eigenen, bescheiden wirkenden Art: Zuhören, mit leiser, Aufmerksamkeit heischender Stimme die Probleme klarstellen, gemeinsame Ziele definieren – immer auf der Suche nach dem Mittelweg, immer auf der Suche nach Möglichkeiten, die verschiedenen Standpunkte zu berücksichtigen und in eine einvernehmliche Lösung einzubinden. In den Architekten und Handwerkern draußen sah er echte Partner, denen er große Akzeptanz entgegenbrachte, an die er mitunter aber auch hohe Forderungen stellte. Gute Zusammenarbeit mit den kirchlichen und staatlichen Bauämtern, den Denkmalschutzbehörden, mit den verschiedenen Abteilungen und Referaten im eigenen Haus war für ihn selbstverständlich – und selbstverständlich war für ihn Kollegialität, Toleranz, Humor, aber auch ein hoher Qualitätsanspruch. „Schreiben Sie nicht so eine peinliche Lobeshymne“, meinte Marano – aber wie sollte man das übergehen, wenn alle so von ihm sprechen?

Ein gutes Bild in der Öffentlichkeit abzugeben, das ja auf das BLfD zurückfiel, war immer seine Leitlinie. Deshalb wollte er den Denkmaleigentümern die Angst nehmen vor der staatlichen Bürokratie und einen Teil der Sorgen abnehmen bei der Schwere ihrer Aufgabe. Natürlich blieb es nicht aus, gelegentlich auf abstruse Wünsche von Bauwerbern

zu reagieren. Konsequentes Nachhaken zu den Vorstellungen der Eigentümer, zu ihren Zielen, ihren Beweggründen, ein ruhiges, bewusstes Auftreten und klare eigene Zielvorstellung waren da oft gefragt. Die divergierenden Wünsche und Forderungen der Antragsteller in die Überlegungen mit einzubeziehen, war das eine, ihnen daneben aber auch die Belange und Notwendigkeiten der Denkmalpflege nahezubringen, das andere.

Maranos Interesse für Architektur war von ganz spezieller, eben denkmalpflegerischer Weise. Er beklagte manchmal, dass in der Architekturausbildung zwar der Umgang mit Alt und Neu gelehrt wird, oft aber nicht das wirkliche Eingehen auf den Altbau. Für den Denkmalpfleger und damit auch den Architekten in der Denkmalpflege aber war dies der entscheidende Punkt: „Bevor man versucht, eine eigene Vorstellung über ein Projekt zu stülpen, muss man erst lernen, den Bestand zu analysieren und zu verstehen, um angemessene konstruktive Lösungen entwickeln zu können.“ Seine umfassende fachliche Kompetenz, Souveränität und die permanente Suche nach baugerechten Ergebnissen halfen ihm dabei – und neben einer stoischen Geduld die Lust am Argumentieren und am Kampf um die Details. Arbeitswut, Ausdauer, unbeugsamen Willen kann man ihm durchaus nachsagen – was sonst auch, wenn sich einer mit Wespenstich in der Lippe noch durch den ganzen Arbeitstag quält und selbst mit eingefrorener Tinte noch versucht, sich Notizen zu machen. Ich habe ihn deshalb schon einmal mit seinen „typischen“ italienischen Charaktereigenschaften Besonnenheit und Arbeitswut aufgezeigt und ein müdes Lächeln geerntet.

Giulio Marano setzte sich 26 Jahre lang im Landesamt für die Standards der bayerischen Denkmalpflege ein. Das war ihm nicht unbedingt in die Wiege gelegt: Er ist geborener Römer, lebte die ersten 14 Jahre seines Lebens in der großen Stadt am Tiber und kam erst nach dem Tod seiner Mutter nach Deutschland. Germanophil war der Vater, sagt er, ein Journalist, der, seine beiden mutterlosen Kinder bei Schwestern seiner Frau in Eutin und dann Hamburg unterbrachte, um sie in Deutschland groß zu ziehen. Mit seiner – wenn man so will – „hanseatischen Ruhe“ kam Giulio Marano an-

scheinend prächtig in den bayerischen Regionen zurecht.

Schade fand er es, damals 2001, in den Ruhestand gehen zu müssen, wo sich im Amt gerade „so spannende Dinge“ ereigneten: „Umstrukturierung der gesamten Behörde, um noch besser, noch effizienter, noch bürgernäher zu werden“. Er musste zu seinem Glück in den Folgejahren nicht mehr am eigenen Leibe erleben, wie sich größere Effizienz und mehr Service für den Bürger mit einem Personalabbau von 10 Prozent, der Auflösung von Bezirksaußenstellen und horrenden Etatkürzungen in Einklang bringen lassen sollen.

Alter Wein in neuen Schläuchen – Sprecher bei ICOMOS Deutschland

Marano war bereits einige Jahre vor seiner Pensionierung auf Anregung des damaligen Leiters des BLfD Michael Petzet dem 1965 gegründeten Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS beigetreten. Es handelt sich dabei um die deutsche Sektion einer international wirkenden Organisation, die sich um den Schutz und die Pflege von Kulturdenkmälern und Gesamtanlagen sowie die Bewahrung des historischen Kulturerbes weltweit kümmert. Petzet selbst war viele Jahre lang als Präsident international wie in der deutschen Sektion tätig. Als Architekt war Marano damals bei ICOMOS Deutschland einer der wenigen Fachleute vom Bau. Und so war es fast unausweichlich und kam ihm auch ganz gelegen, dass man ihn bereits im Dezember 2005 – und in der Folge wiederholt – zum Sprecher der Monitoring-Gruppe wählte, einem aus 40–50 Fachleuten bestehenden Expertenkomitee, das die UNESCO-Denkmäler in Deutschland beobachtet und bei anstehenden Veränderungen ihre Meinung kundtut. Die Mitwirkung im Rahmen von Zusammenkünften der betroffenen Stellen aus Politik, Verwaltung, Denkmalpflege und Planern ist wegen des Ansehens der Objekte in der Öffentlichkeit und der gebündelten Erfahrung der Beteiligten zumeist recht hilfreich.

Das mag die geplante Erstellung von Windkraftanlagen im Nahbereich der Wieskirche betreffen, Neunutzung oder Abbruch der Mozartschule in Würzburg, den Bau eines Industriegebietes in der Stadt Quedlinburg, die Wilhelmshöhe in Kassel, Speicherstadt und Kontor-Viertel in Hamburg, die Wartburg, Potsdam

oder die Errichtung einer Sommerrodelbahn auf dem Loreley-Felsen am Oberen Mittelrheintal – alles, das muss betont werden, eingetragene Welterbestätten, bei denen Baumaßnahmen besondere Probleme hervorrufen können. Da die ICOMOS-Richtlinien im Gegensatz zum bayerischen Denkmalschutzgesetz auch Pufferzonen und Sichtachsen zur Beurteilung von Maßnahmen heranziehen, können die hohen Masten von Windrädern, überdimensionierte Kaufhäuser, Industrieflächen und ähnliches den Blick auf ein Denkmal, sein städtebauliches Umfeld oder die Zusammensetzung eines Ensembles empfindlich stören. Hier versucht ICOMOS beratend einzuwirken – nicht immer erfolgreich wie beim

Dresdener Elbtal, dessen Welterbestatus durch den Bau der Waldschlösschenbrücke nach Meinung der Experten nicht mehr gehalten werden konnte. Solche Entscheidungen aber gehen über die Befugnisse einer Monitoring-Gruppe weit hinaus, sie werden erst nach einem enormen Prüfungs- und Verwaltungsaufwand durch die UNESCO gefällt.

Am 21. Mai 2016 wurde Giulio Marano 80 Jahre alt. Früher hat man ihn einmal „einen großen Mann der bayerischen Denkmalpflege“ genannt, wozu nicht wenig seine Liebe zur Region und ihren Denkmälern beitrug. Inzwischen ist er mit seinem deutschlandweiten Engagement weit darüber hinausgewachsen. Seine schönsten Erlebnisse,

sagte er einmal, waren immer, wenn sich die Denkmaleigentümer am Ende zufrieden zeigten, auch wenn sie am Anfang voller Skepsis und manchmal sogar Aversion gegen die Denkmalpflege waren. Solche Erfolge haben ihn immer weitermachen lassen und stacheln ihn heute noch an. Seit 15 Jahren bringt Giulio Marano seine Erfahrungen erfolgreich in die Arbeit der Monitoring-Gruppe ein – und die nächsten Objekte stehen bereits auf der Agenda. Ruhe im Ruhestand und Abstand zur Denkmalpflege zählen offensichtlich nicht zu seinen Lebenszielen.

Karlheinz Hemmeter

Landsberg a. Lech und Bamberg im Inventar ... am liebsten aber Dampfkessel, Lokomotiven, Industrieanlagen

Amtsfotograf Eberhard Lantz hinterlässt ein reiches Œuvre

Nach 39 Dienstjahren als Amtsfotograf ist Eberhard Lantz in Rente gegangen. Über 15 Jahre davon lebte und arbeitete er im nördlichen Wachhaus unserer oberfränkischen Dienststelle Schloss Seehof. 1952 in Saarbrücken geboren, entstammt er einer Musikerfamilie und wäre, seit seinem 7. Lebensjahr Violoncello spielend, beinahe ebenfalls Musiker geworden. Erste Berufswünsche hat er nie ganz fallen gelassen: „Heizer auf einer Dampfloch“, was sich dann zum – seiner Meinung nach weniger hart arbeitenden – Lokführer wandelte, alternativ Fotograf, der vornehmlich Dampfzüge in der Landschaft aufnahm. Während seines in Düsseldorf begonnenen Musikstudiums stellte er fest, dass er den Untergang der Dampfloch mit der Kamera nur noch begleiten konnte. Dann kam die Einberufung zum Bund und nach bestandener Aufnahmeprüfung zum Musikcorps erlernte und spielte er als Z4 das militärtaugliche Blasinstrument Fagott beim Heeresmusikcorps 12 in Veitshöchheim. Doch dann war es mit der Berufsmusik auch schon wieder vorbei: 1974 ging er bei dem Würzburger Fotografen Felix Seliers de Moreauville in die Lehre und schloss 1977 mit dem Gesellenbrief ab.

Veitshöchheim, Würzburg, Franken – während seiner Lehrzeit entdeckte Lantz neben den letzten Dampfzügen die unterfränkischen Burgen und Schlösser, über die er eine umfangreiche Fotomappe anlegte – sie sollte ihm bald den Weg in die entscheidende Richtung ebnen. Auf eine Blindbewerbung bei der Presse- und Bildstelle der DB in Frankfurt erhielt er wegen strikten Einstellungsstopps umgehend eine Absage, seine Bewerbung auf eine ausgeschriebene Fotografenstelle beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) aber war erfolgreich. Dem Vorgespräch bei der damaligen Leiterin der Fotoabteilung Frau Dr. Annemarie Kuhn-Wengenmayr folgte ein erfolgreiches Vorstellungsgespräch bei Generalkonservator Prof. Dr. Michael Petzet – und ab 15. Juli 1977 war Lantz der dritte und jüngste Amtsfotograf im BLfD – mit Dienstsitz München.

Kollege Dieter Komma machte Lantz im Landkreis Eichstätt mit den fotografischen Gepflogenheiten des BLfD bekannt. Die – nie für den Druck – vollendete Bilderliste Eichstätt wurde auch sein erster Schwerpunkt. Gelitten hat die Arbeit anfänglich unter einem gewissen Unverständnis seiner Chefin für die

Voraussetzungen guter fotografischer Aufnahmen, Licht und Wetter, die über Wochen vorgeplante Dienstreisen nicht zuließen, sondern Ad-hoc-Fahrten verlangten.

Ein erster großer „Brocken am Stück“ – und glücklicherweise weit weg von München – kam im Winter 1979/80 mit dem Auftrag zur Vorzustandsdokumentation von Kloster Banz. Das Equipment für diesen eisigen Auftrag (draußen Schnee und Eis, im leeren Kloster keine Heizung) waren die Volontäre Dr. Karin Berg (kurz nach dem Jahreswechsel wegen drohender Erfrierungen ausgefallen) und Dr. Ulrich Kahle, der zum Motivberater, Beleuchter, beweglichen Lampenstativ, Stromfinder und Sicherungsreparateur mutierte. Unvergessene Wochen! Derer beider Neigung zu „schönen“ Fotos mit ausgewogenen Lichtverhältnissen paarte sich mit der Liebe zu fahrenden Zügen und bescherte ihnen im Sommer 1980 den Auftrag, die Ludwig-Süd-Nord-Bahn zu dokumentieren. Frau Kuhn-Wengenmayr: „Da könnt ihr beide auf Amtskosten Eisenbahn spielen.“ Eine „Lustreise“ wurde das Unternehmen dennoch nicht, war man doch auf eine genaue Zeitplanung mit dem Kursbuch angewiesen, um die richtigen Züge auf

historischen Viadukten zu erwischen. Die fotografischen Ergebnisse illustrieren den grundlegenden Aufsatz im Jahrbuch 1980 über die erste bayerische Fernbahn als Denkmal.

Es folgten Großkampagnen für die Inventarbände Augsburger Dom (mit Denis A. Chevalley) und Stadt Landsberg a. Lech (mit Dagmar Dietrich), zahllose – und von Lantz bis zuletzt immer akribisch festgehaltene – Vorzustandsdokumentationen und Dissensfälle in Unterfranken (für Chevalley), Altbayern (für Wilhelm Neu und Volker Liedke) oder die Bauforschung in Regensburg und anderswo (für Heike Fastje, Heinz Strehler und Gert Th. Mader).

1986 übernahmen Sigrid Patellis, später Heike Fastje die Leitung des Fotoreferats, schließlich nach der grundlegenden Umstrukturierung des Amtes zu Beginn des neuen Jahrtausends der Leiter des Publikationswesens Karlheinz Hemmeter die Fotografen. Dieser ermöglichte dann sehr rasch den Wunschwechsel von Lantz nach Seehof mit der fotografischen Zuständigkeit für den nördlichen Teil Bayerns. Kommentar des Wechselwilligen: „die größtmögliche Gehaltsaufbesserung, die im BLfD damals denkbar war“ – die Lebenshaltungskosten und das Seidla Bier verbilligten sich um die Hälfte! Hemmeter beherrschte die rare Kunst, seinen Fotografen Lantz per langem Fernauslöser zu führen. Er kannte dessen Neigung, möglichst ungestört und unabhängig zu arbeiten und wusste damit so umzugehen, dass alle glücklich waren.

Eberhard Lantz wollte zwar am liebsten keine speziellen Angaben zu den geforderten Aufnahmen außer Adresse und Ansprechpartner und höchstens die topografische Lage der Objekte, freute sich aber doch über so wichtige Tipps wie empfehlenswerte Gaststätten in der Nähe – Google-Earth war ja noch nicht erfunden. Aber seine kreative Eigenständigkeit ließ ihn stets Spitzenware abliefern. Ein begehrtes Zuckerla für die Amtsfotografen waren die Amtskalender, deren Themen und Motivstandorte zwar vorgegeben wurden, die möglichst künstlerische Präsentation aber den individuellen Neigungen ihrer Lichtbildner überlassen wurde. So entstand manch wunderbares Monatsbild – wie z. B. der in klirrender Kälte dokumentierte Bismarckturm in Hof oder der von Nebel

umwaberte Bergfried der Giechburg in Scheßlitz. Mit solchen Motiven konnten sie von ihrer Sach- und Baufotografie abweichen und weiteres Können unter Beweis stellen. Die begehrten Denkmalkalender hängen wegen der schönen Motive in unzähligen Amtsstuben. Nichts aber hasste Lantz mehr als Amtsveranstaltungen oder Pressetermine mit der Kamera zu begleiten. Er hielt sich partout nicht für einen Pressefotografen – und Fotografieren, während die anderen feierten und ratschten, war nun mal nicht seine Sache.

Eberhard Lantz war zu allererst ein qualitätsversessener analoger Schwarz-Weiß-Fotograf, der die Laborarbeit als wichtigen Bestandteil seines Bilderschaf-

eigenen. Aber auch digital ist eine Lantz-Aufnahme noch eine Lantz-Aufnahme, wenn auch ohne den makellosen Glanz eines großformatigen Record-Rapid-Abzuges. Und inzwischen gibt auch er zu, dass sich bei guter Nachbearbeitung am PC noch Manches herausholen lässt.

Wegen seiner Technikaffinität und speziellen Kenntnissen konnte er sich mit Unterstützung seines Referatsleiters in den letzten anderthalb Jahrzehnten neben der Routinearbeit in Ober- und Unterfranken den lange vernachlässigten Industrieanlagen in ganz Bayern zuwenden. So setzte er manches zuvor übersehene Juwel ins Bild, wurde aber – öfter als ihm lieb war – der optische Totengräber prächtiger marmorner Schaltwarten,



Eberhard Lantz beim „Asche ziehen“ auf dem Eisbrecher Stettin (Foto: privat)

fens ansah. Mit vielen fast schon untergegangenen Gerätschaften war er ein Meister im Herauskitzeln von Nuancen und im Verbessern von Aufnahmen – nur über die Schulter gucken ließ er sich nie! Und doch endete auch für ihn, den Fan der großen Altmeister wie etwa Ansel Adams, die Ära der klassischen Fotografie, weil es immer weniger brauchbares Labormaterial gab – der Untergang des Barytpapiers war der Untergang der analogen Fotografie. Dies zwang 2008 auch ihn in die Digitalität mit all den anfänglichen Herausforderungen, sich geeignete Geräte und Software-Programme anzu-

Maschinen und Kessel, unmittelbar vor Abrissbirne, Schweißgerät oder Schrotthändler. Und er litt wie ein Hund, wenn die untergehenden Qualitäten von Industrieanlagen zu spät erkannt wurden und er sie nicht mehr dokumentieren konnte. Fotostrecken jedoch gibt es von ihm zur AKS in Augsburg, zu den Mayrschen Dachziegelwerken in Straubing, zur DI-AMALT in München (in letzter Minute), zur Listenerfassung der Bay S 3/6, 18 478, samt Führerstandsmitfahrt, zu Hochofen und Dampfmaschinen von Sulzbach-Rosenberg, zur ERBA in Gaustadt und vielen kleineren Anlagen wie etwa die

Koksheizung von Schloss Schwarzenberg bei Scheinfeld, deren Wert er dem zuständigen Referenten erst verständlich machen musste.

Reiselust führte Lantz in seinem zum Wohnmobil umgebauten Transit – heute in einem bewohnbaren Caddy – quer durch Europa und oft durch Frankreich. Seiner saarländischen Herkunft ist vermutlich eine ausgeprägte Frankophilie und Liebe für gutes Essen entsprungen. Seine Begeisterung für Dampfer hatte ihn

schon vor Jahrzehnten als Urlaubsheizer auf den Eisbrecher Stettin von 1936, dann auf den Tonnenleger „Bussard“ verschlagen – wo er es bis zum Oberheizer brachte. Insidern sind die qualmenden Schiffe als Teilnehmer von maritimen Events wie Kieler Woche, Hamburger Hafengeburtstag oder Operation Sail bekannt. Inzwischen, vom Wasser aufs Land gewechselt, inventarisiert Lantz stationäre Großkesselanlagen, ist Mitglied der Kesselhausinitiative Hannover und heizt noch immer

gelegentlich im Dampfmaschinenmuseum Großauheim bei Hanau.

Ordentlich wie er ist, hat Lantz sein Büro im Wachhaus aufgeräumt, die Dienstkameras für den Nachfolger bereitgestellt und die Schlüssel abgeliefert. Aber, er sei ja in seinem Häuschen in der Bamberger Gartenstadt nicht aus der Welt und wäre für den einen oder anderen Kessel durchaus buchbar.

Ulrich Kahle

Rotraut Jahrmann – halbtags Kunst, halbtags Computer

Abt. B, Praktische Bodendenkmalpflege
Referat B II, Niederbayern/Oberpfalz
Dienststelle Regensburg
Tel.: 0941 595748-10
E-Mail: Rotraut.Jahrmann@blfd.bayern.de

Seit Juli 2015 ist Rotraut Jahrmann in der Dienststelle Regensburg als Referatsassistentin tätig. Dass sie eine Halbtagsstelle annahm, passt in ihr Lebensmodell, denn so bleibt ihr genügend Zeit für ihre Kunst. Am liebsten malt sie oder gestaltet allerlei schöne Dinge für den Alltag.

In Mediasch/Rumänien geboren, siedelte sie schon als Kind in die Bundesrepublik Deutschland um. Nach ihrem Realschulabschluss 1998 in Regensburg, besuchte sie zwei Jahre lang eine private Kunstschule in Mannheim. Doch der künstlerische Werdegang ist mühsam, teuer und brotlos! Deshalb ließ sich Frau Jahrmann zur Buchhändlerin ausbilden, zumal ihre zweite Leidenschaft das Lesen ist. Es folgten viele Berufsjahre



Rotraut Jahrmann (Foto: privat)

in verschiedenen Buchhandlungen wie in Würzburg und Kempten. Mal unterstand ihr die Abteilung medizinischer Fachbücher, mal die der Schul- und Jugendbücher. Nach längerer Erkrankung suchte sie ein neues Arbeitsfeld, das sie

schließlich in unserer Dienststelle fand: Auch mit sehr guten EDV-Kenntnissen ist das Einarbeiten in unser hauseigenes Fachinformationssystem für jeden Einsteiger eine gewaltige Herausforderung. Davon ließ sich Frau Jahrmann die gute Laune nicht verderben und schaffte voller Elan schnell diese Hürde. Auch ist sie – und mit ihr unser Regensburger Team – froh, dass sie sich dann und wann unserer Bibliothek, um Frau Heckler zu entlasten, widmet und für Ordnung sorgt. „Am liebsten würde ich mitgraben“ schwärmt sie immer, wenn neue Grabungsfunde in Niederbayern oder der Oberpfalz ans Tageslicht kommen. Dazu hatte sie noch keine Gelegenheit, wohl aber zu Weihnachten oder Ostern die Dienststelle zu dekorieren. Als ob unsere Königliche Villa nicht schon schön genug wäre, zieren jetzt auch noch zwei ihrer Gemälde unsere Diensträume.

Silvia Codreanu-Windauer

Martina Pauli neue Gebietsreferentin in Oberfranken

Abt. B, Praktische Bodendenkmalpflege
Referat B IV, Oberfranken
Dienststelle Schloss Seehof
Tel.: 0951 4095-41
E-Mail: Martina.Pauli@blfd.bayern.de

Seit dem 21. März 2016 verstärkt Martina Pauli die Dienststelle Seehof als Gebietsreferentin. Sie ist verantwortlich für die Belange der Bodendenkmalpflege Oberfranken mit Ausnahme von Stadt und

Landkreis Bamberg sowie Landkreis Lichtenfels.

Als Tochter einer alteingesessenen Bauernfamilie in Großholzhausen bei Raubling, Lkr. Rosenheim, absolvierte sie zunächst eine Ausbildung zur Pharmazeutisch-Technischen Assistentin in München und Brannenburg. Um über den oberbayerischen Tellerrand zu blicken, arbeitete sie anschließend ein Jahr in einer Apotheke in Westerland

auf Sylt. Da sie aber seit Kindesbeinen fasziniert war von den Überresten der Antike, wollte sie sich mit dieser ersten Berufsausbildung nicht bescheiden und legte an der Berufsoberschule in München die Allgemeine Hochschulreife ab, um zu studieren. Nach einem Semester in Eichstätt studierte Pauli an der LMU München Provinzialrömische Archäologie, Vor- und Frühgeschichte sowie Alte Geschichte. In Augsburg und im

Münchener Umland arbeitete sie in der vorlesungsfreien Zeit auf Ausgrabungen; verschiedene Grabungskampagnen führten sie auch in andere Provinzen des Römischen Reiches (Graubünden, Ägypten und Libyen). Neben ihrem Studium war sie im „kelten römer museum manching“ museumspädagogisch tätig und sammelte Erfahrungen als Praktikantin im British Museum in London.

Frau Pauli interessierte sich besonders für römische Kleinfunde. Ihre Grabungstätigkeit in Augsburg führte sie zu den römischen Fibeln aus Augsburg als Thema ihrer Magisterarbeit und sie schloss 2010 das Studium mit einer Arbeit über Fibeln und Gürtelzubehör der späten römischen Kaiserzeit aus Augusta Vindelicum/Augsburg ab, die in der Reihe „Münchener Beiträge zur Provinzialrömischen Archäologie“ publiziert wurde und inzwischen in zweiter Auflage erschienen ist. In ihrer 2016 abgeschlossenen Promotion bearbeitete sie den Gesamtbestand der früh- und mittelkaiserzeitlichen Fibeln aus Augsburg, wobei sie neben der antiquarischen Bearbeitung auch Metallanalysen als Forschungsmethode berücksichtigte. Das Zentrallabor und die Restaurierungswerkstatt des



Dr. Martina Pauli (Foto: privat)

Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege führten dazu technologische Untersuchungen an über 200 Fibeln durch und analysierten Bohrproben. Die Ergebnisse flossen in die Doktorarbeit ein und halfen, die Frage zu beantworten, ob und wie ein nicht regionalspezifischer Fibeltyp (sog. preußische Augenfibeln) in Augsburg hergestellt wurde. Die Be-

schäftigung mit dieser Fibelgruppe, eigentlich eine im Barbaricum verbreitete Form, führte auch über die Grenzen der römischen Provinzen hinaus. Nicht zuletzt kam Pauli hierbei auch ihre pharmazeutisch-technische Ausbildung zugute, ist sie doch bezüglich der materiellen Hinterlassenschaften der Antike auch an naturwissenschaftlichen Methoden interessiert.

Auf Schloss Seehof fühlt sie sich sehr freundlich aufgenommen und sieht sich mit vielen abwechslungsreichen Aufgaben konfrontiert, die nach Jahren der archäologischen Spezialisierung den Blick der Generalistin erfordern. Pauli arbeitet auf einer 50-Prozent-Stelle und bereitet nebenher ihre Doktorarbeit für den Druck vor.

Zur Entspannung erläuft sich Pauli ihre neue berufliche Heimat Bamberg; sie joggt gern durch die Altstadt oder entlang der Regnitz und genießt die ruhigere Gangart der Stadt sowie die kulinarischen Genüsse Oberfrankens. Als Gebietsreferentin in Franken wird sie manchmal auf ihre Herkunft angesprochen – die südbayerische Dialektfärbung ist einfach nicht zu verleugnen.

Red.

Fachbereich Holzkonstruktion im Bauarchiv Thierhaupten neu besetzt

Abt. A, Praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege
Referat A VI, Bauarchiv Thierhaupten
Dienststelle Thierhaupten
Tel: 08271 8157-30
E-Mail: Susanne.Nitschel@blfd.bayern.de

Kontinuität und die Weitergabe von Erfahrung an einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin ist etwas, was man sich im öffentlichen Dienst oft wünscht, selten jedoch möglich ist. Im Falle der Besetzung des Fachbereichs Holzkonstruktion im Bauarchiv Thierhaupten war es möglich, dass nach einer einjährigen Überschneidungszeit mit ihrem Vorgänger Martim Saar nun Susanne Nitschel M.A. eingestellt werden konnte.

In Würzburg geboren, besuchte Nitschel Schulen in Höchststadt an der Aisch und in den USA. Nach dem Abitur machte sie zunächst eine Lehre als Heilerziehungspflegerin, doch reizte sie die handwerkliche Arbeit, sodass

sie eine Schreinerlehre anschloss. Im Anschluss daran entschloss sie sich zu einem Studium der „Präventiven Konservierung“ mit dem Schwerpunkt



Susanne Nitschel (Foto: privat)

Möbel- und Holzobjekte an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim. Warum? „Weil die historischen Stücke mehr Handarbeit erfordern und eine höhere Qualität haben“, sagt sie. Außerdem spüre sie eine höhere emotionale Bindung zu einem Stück mit Geschichte. Während des Studiums konnte sie bei verschiedenen Restauratorenfirmen mitarbeiten und z. B. Türen, Möbel und Wandvertäfelungen bedeutender Denkmäler wie etwa dem Gerichtssaal in Bayreuth und der Walhalla in Regensburg bearbeiten. Ersten Kontakt und einen Einblick in die bayerische Denkmalpflege erhielt sie während eines Praktikums im Bauarchiv Thierhaupten im Halbjahr 2010/11. Den Masterstudiengang Denkmalpflege in Bamberg schließlich nahm sie mit dem Wunsch auf, sich mehr dem konstruktiven Aspekt in ihrem Fachbereich widmen zu können und sich mit Holz-

bauteilen zu beschäftigen, die berührt, genutzt und mitunter auch bewittert werden.

Schon während ihres Volontariats am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, welches sie von September 2014 bis Mai 2016 absolvierte, war sie stark in die Arbeit des Bauarchivs eingebunden, konnte aber auch in anderen Abteilungen schnuppern, um den für ihre zukünftige Tätigkeit wichtigen

Überblick über das vielfältige Feld der Denkmalpflege zu erlangen. Sie freut sich auf ihre neue Aufgabe, auf die Möglichkeit zum Austausch mit allen an der Denkmalpflege beteiligten, und darauf, viel „Input“ aus ihrer Beratungstätigkeit vor Ort zu erhalten. Begeistert ist sie von den Möglichkeiten, die das Bauarchiv Thierhaupten zur Gestaltung von Fortbildungsangeboten bietet. Das Beste an Thierhaupten?

„Die tolle Werkstatt!“, sprudelt es aus ihr heraus. Diese ist wie geschaffen für Kurse, die auch die Praxis des Erhalts von Holzbauteilen in den Vordergrund stellen. Und natürlich die Sammlung historischer Bauteile, die sie stark in ihr Fortbildungsangebot mit einbeziehen möchte. Wir wünschen Frau Nitschel einen guten Start und viel Erfolg!

Elke Hamacher

Matthias Stockinger Grabungstechniker in Franken

Abt. B, Praktische Bodendenkmalpflege

Referat B IV, Oberfranken

Dienststelle Schloss Seehof

Tel.: 0951 4095-34

E-Mail: Matthias.Stockinger@blfd.bayern.de

Seit 1. März 2016 ist Matthias Stockinger M.A. als Grabungstechniker bei B IV in der Dienststelle Schloss Seehof des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) angestellt. 1985 in München geboren und im niederbayerischen Röhrnbach aufgewachsen, studierte er von 2006 bis 2014 in Bamberg Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Archäologie der Römischen Provinzen, Ur- und frühgeschichtliche Archäologie sowie Denkmalkunde mit Schwerpunkt Bauforschung. Das Thema seiner Bachelorarbeit lautete „Frühes Christentum in Bayern – Archäologische Zeugnisse aus Altbayern und Schwaben“. Seine Masterarbeit verfasste er über „Kaiserzeitliche bis frühmittelalterliche Kleinfunde aus Karlstadt“.

Während seines Studiums nahm Stockinger an zahlreichen Lehrgrabungen sowie Geländepraktika der archäologischen Fächer teil und war als Hilfskraft und Tutor an der Professur für Archäologie der Römischen Provinzen beschäftigt. Praktische Erfahrung erwarb



Matthias Stockinger (Foto: privat)

er zudem als Mitarbeiter bei diversen fränkischen Grabungsfirmen. 2010 übernahm er im Rahmen einer Ausgrabung des Deutschen Archäologischen Instituts in Resafa/Sergiupolis (Syrien) die Leitung von Grabungs- und Sondierungsarbeiten in der größten frühchristlichen Basilika der Wüstenstadt. Auch nach seinem Studium blieb Stockinger als wissenschaftliche Hilfskraft dem Projekt treu. Seine Tätigkeiten umfassten hierbei die Digitalisierung von Altgrabungsdokumentationen sowie die zeichnerische Dokumentation und

die Auswertung archäometrischer Untersuchungen spätrömischer, byzantinischer und frühislamischer Keramik.

Bereits 2012 gastierte Stockinger für ein halbes Jahr beim BLfD. Als wissenschaftliche Hilfskraft im Referat Z I zeichnete er für die Erfassung von Fundmeldungen, die Bestimmung archäologischer Funde und die Ortsaktenführung verantwortlich. Dieselbe Tätigkeit führte er auch wieder ab 2015 aus, ehe er ab 1. März 2016 in die Abteilung B wechselte und die halbe Stelle als Grabungstechniker annahm. Parallel dazu schreibt er derzeit seine Dissertation über die jüngsten Ausgrabungen im römischen Vicus von Regensburg-Kumpfmühl.

An seiner Arbeitsstelle in Schloss Seehof schätzt Stockinger besonders den kollegialen Umgang aller Mitarbeiter und hofft, das Team mit bestem Wissen und Gewissen unterstützen zu können. Für die Zukunft wünscht sich der passionierte Fußballer außerdem, mit den Kollegen der Dienststelle eine schlagkräftige Mannschaft für den traditionsreichen Winkelmann-Cup aufstellen zu können und den Pokal für dieses archäologische Fußballturnier eines Tages nach Bamberg zu holen!

Red.

Matthias Merkl Gebietsreferent in Unterfranken

Abt. Praktische Bodendenkmalpflege

Referat B IV, Oberfranken

Dienststelle Schloss Seehof

Tel.: 0951/4095-39

E-Mail: Matthias.Merkl@blfd.bayern.de

Seit 1. Mai 2016 ist Dr. Matthias Merkl Gebietsreferent für die Bodendenkmalpflege im westlichen Teil Unterfrankens zuständig. Matthias Merkl wurde in Amberg geboren. Nach dem Abitur be-

gann er an der Universität Regensburg ein Chemiestudium, das er aber nach einem Jahr zugunsten der Archäologie abbrach. Von 1999 bis 2001 studierte er in Regensburg Vor- und Frühgeschich-

te, Geschichte und Geografie. Nach der Zwischenprüfung ging Merkl nach Baden-Württemberg und studierte an der Albrecht-Ludwigs-Universität Freiburg Urgeschichtliche Archäologie, Alte Geschichte und Biologische Anthropologie. Dort machte er auch seinen Magister zum Thema „Die Metallurgie der Glockenbecherkultur in Bayern“. Die Arbeit war Grundlage für seine Promotion. Ein Promotionsstipendium führte ihn 2006 nach Schottland. 2010 wurde er mit dem Thema „Bell Beaker Copper Use in Central Europe: A Distinctive Tradition?“ an der University of Edinburgh promoviert. Während des Studiums nahm Merkl an zahlreichen Grabungen in Bayern und Baden-Württemberg, aber auch in Südfrankreich und der Tschechischen Republik teil.

Ab Sommer 2009 machte Merkl beim Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg ein zweijähriges wissenschaftliches Volontariat im Be-



Dr. Matthias Merkl (Foto: privat)

reich Bodendenkmalpflege. Hier lernte er alle Aspekte der Denkmalpflege kennen, und durch seine Mitarbeit in der Praktischen Bodendenkmalpflege fand er Geschmack an der Arbeit des Gebietsreferenten. Danach war er

im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projektes vier Jahre in der Dienststelle für Feuchtbodenarchäologie des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg tätig. Hier untersuchte er zusammen mit einer Archäobotanikerin die neolithische Besiedlung des heutigen Landkreises Konstanz anhand archäologischer und botanischer Quellen. Ziel des Projektes war die Frage, inwiefern die Seeufersiedlungen ein erhaltungsbedingtes oder kulturhistorisches Phänomen darstellen. Bevor er seinen Dienst als Gebietsreferent in der Bodendenkmalpflege in Schloss Seehof antrat, hat er eine dreimonatige Weiterbildung zum Fachanwender für Geoinformationssysteme abgeschlossen.

Matthias Merkl freut sich, zurück in Bayern zu sein und auf seine neuen, interessanten Aufgaben.

Red.

Markus Gschwind übernimmt den Bereich Archäologisches Welterbe

Abt. B, Praktische Bodendenkmalpflege
Kordinator Archäologische Welterbestätten
Dienststelle München
Tel: 089 2114-229
E-Mail: Markus.Gschwind@blfd.bayern.de

Seit dem 11. April 2016 ist Dr. Markus Gschwind als Nachfolger von Dr. Jürgen Obmann für das archäologische UNESCO-Welterbe in Bayern zuständig. Damit kümmert er sich als Koordinator

um jene Teile des Limes in Bayern, die bereits Teil des Welterbes „Grenzen des Römischen Reiches“ sind; zudem um die Kastellplätze an der Donau, um die das Welterbe „Frontiers of the Roman Empire“ erweitert werden soll. Darüber hinaus fallen auch die drei Pfahlbau- und Feuchtbodensiedlungen in Bayern in sein Ressort, die Teil des Welterbes „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ sind.

Der gebürtige Münchner mit humanistischer Schulbildung dürfte für diese Aufgaben genau der richtige Mann sein. Denn er konnte schon an ganz verschiedenen Grenzen des Römischen Reiches Erfahrungen sammeln. – Die für ihn faszinierenden, im Feuchtbodenmilieu erhaltenen Funde und Befunde von Pestenacker hat er schon in seiner Studienzeit bei einem Besuch der Forschungsgrabung kennengelernt. Gschwind hat in München und Newcastle-upon-Tyne Provinzialrömische Archäologie, Alte Geschichte sowie Vor- und Frühgeschichte studiert und an der LMU München über Funde und Befunde des römischen Auxiliarkastells Eining (*Abusina*) magistriert und promoviert.



Dr. Markus Gschwind (Foto: BLfD, Doris Ebner)

Die Beschäftigung mit dem römischen Militär zieht sich wie ein roter Faden durch seine Tätigkeiten. Während eines Auslandsstudiums im Norden Englands konnte er den Hadrianswall und seine Forschungstradition ein halbes Jahr lang vor Ort kennenlernen und zudem Vorlesungen zum römischen Militär in Nordafrika hören. Bei der Bearbeitung des Auxiliarkastells Eining hat er sich mit Befunden und Funden auseinandergesetzt, in denen sich rund 400 Jahre römische Militärpräsenz in Bayern widerspiegeln. Zum Sprung aus den Nordwest- und Donauprovinzen in andere Randgebiete der römischen Welt verhalfen ihm kurzzeitig Projektmitarbeiten und wissenschaftliche Exkursionen, die ihn in die syrische Wüstensteppe, das südosttürkische Tigrisgebiet sowie zu römischen Kastellen am Nordrand der Sahara in Tunesien und Libyen führten.

Als Wissenschaftlicher Referent der Außenstelle Damaskus der Orientalischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts verbrachte Gschwind sechs Jahre im Vorderen Orient. In dieser Zeit hat er sich intensiv mit den Verhältnissen am östlichen Rand des Römischen Reiches beschäftigt und zwei Feldforschungsprojekte zur römischen Militärpräsenz in Syrien konzipiert und umgesetzt. Im Rahmen eines deutsch-syrischen Kooperationsprojektes konnte er Prospektionen und gezielte Ausgrabungen in dem um 200 n. Chr. errichteten und in der Mitte des 3. Jh. bereits wieder aufgelassenen römischen Kastell Qreiyeh am mittleren Euphrat bei Deir ez-Zor durchführen. Ebenfalls in Kooperation mit den syrischen Partnern gelang es, durch archäologische, topographische und geophysikalische Surveys den bis dahin archäologisch völlig unbekann-

ten westsyrischen Legionsstandort Raphanae in seiner Ausdehnung und Struktur zu erschließen.

Nach der Rückkehr nach Deutschland hat sich Gschwind mit dem Beginn der römischen Präsenz in unserem Raum beschäftigt; zum einen im Rahmen eines Forschungsprojektes zum frühen Salzburg und zum anderen durch die Arbeit im Teilprojekt 6 der DFG-Forschergruppe „Transalpine Mobilität und Kulturtransfer“. Auf diese Weise konnte er in den vergangenen Jahren seine Kenntnis der Archäologie und Geschichte unserer Region bis zurück in die Zeit der Okkupation des Alpenvorlandes im Jahr 15 v. Chr. vertiefen. Das Welterbe Bayerns wird bei ihm also in besten Händen liegen.

Red.

BLfD international

Eine Praktikantin aus Griechenland hatte die Münchner Restaurierungswerkstatt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege im Frühjahr zu Gast: Liselotte Vlachopoulos absolvierte hier von Januar bis April ein dreimonatiges Praktikum. Die Studentin des Fachs „Konservierung von archäologischen und historischen Objekten“ kommt aus Thessaloniki. Ihr Grundstudium hat sie bereits abgeschlossen. Das halbjährige Pflichtpraktikum absolvierte sie zur Hälfte in Athen und zur Hälfte in München. In der Athener Werkstatt der Akropolis hatte sie es mit Mosaiken, Keramik und Münzen zu tun. In München versorgte sie jüngst ausgegrabene Funde aus dem frühmittelalterlichen Reihengräberfeld von Oberbaar in Schwaben, vor allem Bestandteile von Gürtelgarnituren und Waffen aus Eisen. Sie präparierte die in einem Erdblock geborgenen Beigaben heraus und schaute dabei genau hin, welche Reste organischer Materialien, wie Textilien, Leder, Holz, Horn und Bein, zu erfassen sind, um womöglich die Bekleidung des Toten rekonstruieren zu können.

Frau Vlachopoulos freut sich, so ein interessantes Praktikum in München

gefunden zu haben und dabei die Arbeits- und Dokumentationsweise archäologischer Bodenfunde aus Eisen mit anhaftenden organischen Resten intensiv kennenzulernen. Auch die gute Ausstattung der Münchner Werkstatt, wo vom Mikroskop bis zum Pinsel das nötige Handwerkszeug so ausreichend vorhanden ist, dass die Restauratoren



Liselotte Vlachopoulos bei der Konservierung von Funden aus einem Männergrab von Oberbaar (Foto: BLfD, Doris Ebner)

an ihrem Objekt optimal dranbleiben können, ist für sie ein Pluspunkt. Die Arbeit an den Metallfunden macht ihr viel Freude, doch liebt sie Keramik und Stein genauso und hat sich diesbezüglich noch nicht auf eine Spezialisierung festgelegt.

Ihre Masterarbeit, die sie im Anschluss an das Praktikum niederschreiben wird, befasst sich mit der Konservierung beziehungsweise Restaurierung einer in Istanbul befindlichen Mosaikikone, welche die Muttergottes mit dem Kind zeigt. Während das Festigen eines Bodenmosaiks eine verhältnismäßig unproblematische Arbeit ist, stellt die Ikone einen Spezialfall dar. Normalerweise sind Ikonen gemalt. Mosaikikonen gibt es nur etwa fünf oder sechs auf der Welt. Die Steinchen sind hier mit Wachs auf Holz aufgebracht und verlangen eine besondere Herangehensweise.

Da Frau Vlachopoulos perfekt deutsch spricht, konnte sie in der Münchner Werkstatt alle Informationen hervorragend aufnehmen und sich das hiesige Rüstzeug aneignen – ebenso wie sie für die amtliche Werkstatt eine wirklich große Hilfe war.

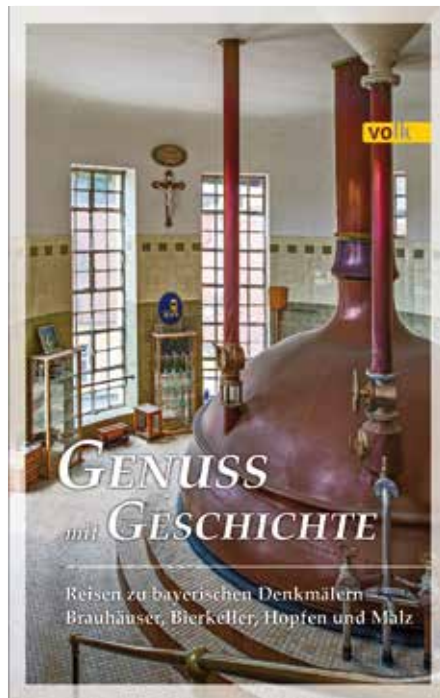
Doris Ebner

Brauhäuser, Bierkeller, Hopfen und Malz

Bayerische Baudenkmäler als Quellen bayerischer Biergeschichte

Das heurige Jahr 2016 steht ganz im Zeichen eines großen Jubiläums: Das Bayerische Reinheitsgebot feiert sein 500-jähriges Jubiläum – ein halbes Jahrtausend Biergeschichte, das auch durch bayerische Baudenkmäler eindrucksvoll dokumentiert wird. Der Erlass des Reinheitsgebotes 1516 markiert den Übergang Bayerns vom Weinland zum Bierland. Erst das Reinheitsgebot brachte die Garantie für jenen Qualitätsstandard, der als entscheidend dafür gilt, dass das Bier in Bayern den Wein verdrängen und zum Volksgetränk Nummer 1 aufsteigen konnte.

Die Entwicklung des bayerischen Brauwesens vom mittelalterlichen Brauhandwerk über das Braugewerbe der frühen Neuzeit bis hin zur Brauindustrie von Weltruf spiegelt sich in der bayerischen Denkmalliste eindrucksvoll wider. Mittelalterliche Felsenkeller zur Lagerung des Bieres – die ältesten Beispiele hierfür haben sich in Nürnberg und Schwandorf erhalten – stehen am Beginn der Biergeschichte. Im 17. Jahrhundert begannen, ausgehend vom Weißbiermonopol Herzog Maximilians I., Fürstbischöfe, Reichsäbte und Markgrafen ihre eigenen Brauwesen zu gründen; deren Brauhäuser, zum Teil von beeindruckender Größe, dokumentieren bis heute dieses in ganz Bayern anzutreffende Phänomen des landesherrlichen Brauwesens, das dem Bier in Bayern zum endgültigen Durchbruch verhalf. Die Klöster und der Adel im Land wollten nicht nachstehen



und bauten vor allem im 18. Jahrhundert ihre zunächst nur der Eigenversorgung dienenden Brauhäuser zu umsatzstarken Gewerbebauten mit barockem Repräsentationsanspruch aus. Der industrielle Aufstieg im 19. Jahrhundert lässt sich an den vielen, als freisichtige Ziegelsteinbauten oder im historisierenden Neubarock errichteten Brauereischlössern ablesen, die vor allem eines sind: architektonischer Ausdruck des hohen Selbstbewusstseins der zu Bierbaronen aufgestiegenen bayerischen Bierbrauer.

Zum Bier gehören Hopfen und Malz. Auch hierfür finden sich überzeugende Beispiele in der Bayerischen Denkmalliste, etwa die Hopfenstadt Spalt, mit ihren unzähligen stattlichen Hopfenbauernhöfen innerhalb und außerhalb der Stadtmauer und einer einzigartigen Hopfensignierhalle. Eindrucksvoll zeigt sich auch die Malzfabrik Weyermann in Bamberg: Zum Weltmarktführer aufgestiegen, produziert sie ihr Malz bis heute im denkmalgeschützten Industrieschloss der Jahrhundertwende.

Besonders attraktive Denkmäler sind jene des Bierkonsums. Hierzu zählen fränkische Sommerkeller, altbayerische Biergärten und nicht zuletzt das Hofbräuhaus in München – als Bierpalast eines der letzten Beispiele jenes Bautyps, der von München aus in die ganze Welt exportiert wurde.

Die bayerische Denkmallandschaft ist reich an Bauwerken, deren Geschichte untrennbar mit dem bayerischen Bier verbunden ist. Für das große, durch die bayerische Landesausstellung in Aldersbach geadelte Jubiläum hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege fünfzig der schönsten dieser Denkmäler ausgewählt und in einer reich bebilderten Publikation zusammengestellt.

Karl Gattinger

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 119

Baden mit Genuss

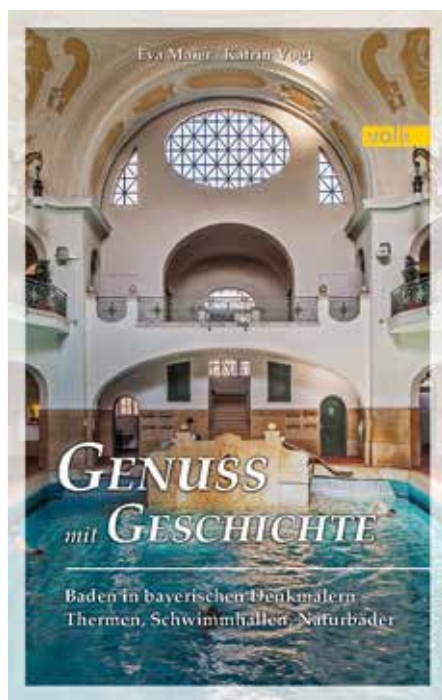
In der Reihe „Genuss mit Geschichte“ ist nun ein Band mit dem Titel „Baden in bayerischen Denkmälern“ erschienen, verfasst von Eva Maier und Katrin Vogt. Es geht hier im weitesten Sinne um

denkmalgeschützte Bäder und Thermen, darunter auch archäologische Denkmale, die längst ihre Nutzung verloren haben – das Baden im Denkmal ist also relativ zu sehen.

Fundiert führen die beiden Autorinnen einleitend in das historische Badewesen ein, bei dem es um weit mehr geht, als der geneigte Leser zunächst annehmen mag. „Sei es aus hygienischen,

medizinischen oder religiösen Gründen, zum bloßen Vergnügen, zur Erfrischung oder Entspannung: Das Baden gehört seit jeher zu den zentralen Bedürfnissen des Menschen“, schreiben sie. Und so überrascht es eben auch nicht, dass antike Thermen, Volksbäder, Hallen- und Frei- sowie Seebäder unterschiedlicher Epochen allesamt im Buch vertreten sind und eben zum kulturellen Erbe Bayerns zählen. Ausgeklammert aus der Betrachtung wurden in diesem Bade-Buch richtiger Weise hingegen die rituellen Bäder der verschiedenen Religionen – sie gehören hier nicht hin.

Stattdessen ist der Band eine Einladung, die denkmalgeschützten Bauten – denn nur solche sind in diesem, wie in allen anderen Bänden der Reihe *Genuss mit Geschichte*, vertreten –, in ganz Bayern zu besichtigen, die Badesachen einzupacken oder eben einen Museumsbesuch, z. B. in der Schweinfurter Kunsthalle, die im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad untergebracht ist, vorzusehen. Auch wenn dieses Thema nicht im Vordergrund steht, zeigen die



ausgewählten Beispiele doch sehr gut, wie Betreiber und Nutzer dem denkmalgeschützten Bestand begegnen. Der

Schutz schließt weder die originäre Nutzung eines Schwimmbades, noch eine behutsame Weiterentwicklung des Badebetriebs aus – auch Umnutzungen gelingen, wenn denn der Badebetrieb doch aufgegeben werden muss, weil Kommunen den Bauunterhalt und damit den Betrieb nicht mehr aufrecht erhalten können. In diesem schönen Buch sind daher auch vom Leerstand betroffene Bauten vertreten, wie das Volksbad am Plärrer in Nürnberg – ein Besuch ist hier nur mit Führung durch einen Förderverein möglich. Wer immer in diesem Sommer oder schließlich auch im Herbst und Winter einem Badevergnügen nachgehen möchte, dem sei dieses Buch anempfohlen, es lädt zu Ausflügen ein und kann durch die anderen Bände dieser Reihe genüsslich ergänzt werden ...

Astrid Hansen

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 119



Bad Kissingen, Terrassenschwimmbad, 1953–54 (Foto: Roland Bühner, Bad Kissingen)



Kunsthalle Schweinfurt, ehem. Ernst-Sachs-Bad (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Kosmetisches und medizinisches Gerät

Ein neuer Band der Reihe „Bestimmungsbuch Archäologie“

Die Reihe „Bestimmungsbuch Archäologie“ hat sich seit Erscheinen des ersten Bandes „Fibeln“ (2012) zu einem Renner unter den Publikationen der Landesstelle entwickelt. Der genannte Band musste dreimal nachgedruckt werden, bevor er schließlich in überarbeiteter Form in 2. Auflage (2015) erschien. Auch die Folgebände „Äxte und Beile“ (2014) und „Nadeln“ (2014) konnten an diesen Erfolg anknüpfen.

Nun wurde der vierte Band „Kosmetisches und medizinisches Gerät“ vorgelegt. Er ist wiederum in Zusammenarbeit mit namhaften Partnerinstitutionen in anderen Bundesländern, dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, dem Archäologischen Museum Hamburg, dem Landesamt für Archäologie Sachsen, dem LVR-LandesMuseum Bonn und dem Niedersächsischen Landesmuseum Hannover entstanden. Experten der genannten Häuser haben sich in einer „AG Archäologie-Thesaurus“ zusammengeschlossen, aus deren Mitte die jeweiligen Autoren stammen. Ziel der Buchreihe ist es, archäologische Objektgruppen für den deutschsprachigen Raum zusammenfassend zu strukturieren und sowohl Fachleuten wie auch Laien ein Hilfsmittel zur Bestimmung an die Hand zu geben.

Der neue Band stellt zwei Sachgruppen vor, die zur Körperpflege, zur ästhetischen und hygienischen Behandlung sowie zur medizinischen Versorgung der Menschen in vorgeschichtlicher bis frühmittelalterlicher Zeit dienen. Seine Autoren, Ulrike Weller, Hartmut Kaiser und Ronald Heynowski, beschreiben mit Text – inklusive Angaben zu Synonymen, Verbreitung und Literatur – sowie Strich-

zeichnungen, und damit im wahrsten Sinne des Wortes anschaulich, Kämme, Spiegel, Rasiermesser und Pinzetten für die Kosmetik und Hygiene wie auch Skalpelle, Zahnzangen und Knochen-sägen aus dem medizinischen Bereich. Dem Leser begegnen „Pinzetten mit paddelförmigen Backen“, „Ohrsonden mit facettiertem Schaft“ und „einzeilige Mehrlagenkämme“ ebenso wie Wundhaken oder Weichteilzangen. Es ist erstaunlich, wie aktuell in Form und Funktion die einzelnen Gegenstände wirken, und auch die handwerklich anspruchsvolle Ausführung überrascht. Diesen technisch-ästhetischen Aspekt unterstreichen die Abbildungen im farbigen Tafelteil.

Die Reihe der Bestimmungsbücher soll im kommenden Jahr fortgesetzt werden. Auf der Agenda steht u. a. eine Handreichung zum Thema „Waffen“. Als nützliches Hilfsmittel zur täglichen Bestimmungs- und Inventarisationsarbeit, gerade für Stadt- und Regionalmuseen mit vielschichtiger Sammlung, übermittelt die Landesstelle wieder jedem bayrischen Museum ein Freiemplar.

Wolfgang Stäbler



Bezugsmöglichkeiten siehe S. 119

Literaturhinweise

Bei der Redaktion eingegangen:

Denkmalpflege – Theorie und Praxis

Wellnitz, Felix/Liebeskind, Annette/Kaiser, Roswitha/Klemisch, Jürgen/Lorenz, Rüdiger: *Baudenkmale der Nachkriegsmoderne. Bauklimatische Ertüchtigung und nachhaltige Instandsetzung*, Stuttgart 2016 (Fraunhofer IRB Verlag, ISBN 978-3-8167-9570-4, € 55,-)

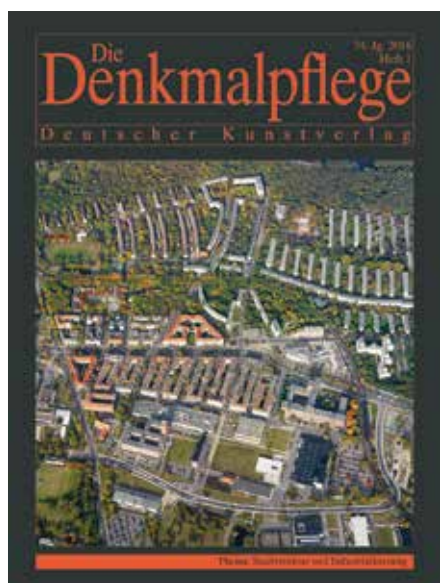
Warda, Johannes: *Veto des Materials. Denkmaldiskurs, Wiederaneignung von Architektur und modernes Umweltbewusstsein*, Botsau 2016 (ISBN 978-3-946609-00-1, € 49,-)

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (Hrsg.): *Die Denkmalpflege 74* (2016), Heft 1, München 2016 (Deutscher Kunstverlag Berlin/München, ISSN 00947-031-X, € 12,50)

Architektur und Kunstgeschichte

Bader, Vera Simone: *Moderne in Afrika*, Berlin 2016 (Gebr. Mann Verlag, ISBN 978-3-7861-2759-8, € 49,-)

Akademie Aktuell. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (2016), Heft 2 (Barocke Deckenmalerei) (ISSN 1436-753-X)

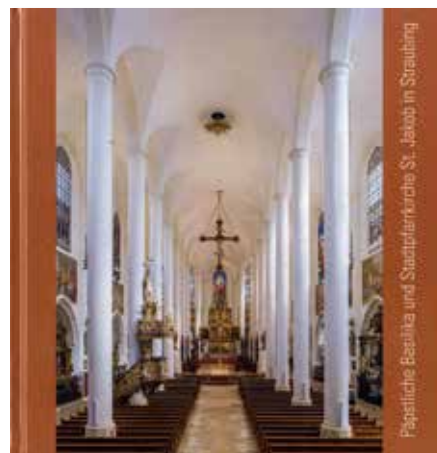


Appuhn-Radtke, Sibylle/Biller, Josef H./Dietrich, Dagmar u. a. (Hrsg.): *Johann Andreas Wolff 1652–1716. Universal Künstler für Hof und Kirche*, Starnberg 2016 (Apelles Verlag, ISBN 978-3-946375-01-2, € 35,-)

Katholische Kirchenstiftung Straubing (Hrsg.): *Päpstliche Basilika und Stadtpfarrkirche St. Jakob in Straubing*. Festschrift zur Innenrenovierung, Straubing 2016 (Kunstdruckerei Straubing, ohne weitere Angaben)

Landesstelle für die nicht-staatlichen Museen in Bayern

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (Hrsg.): *museum heute. Fakten, Tendenzen und Hilfen 49*, (ISSN 0944-8479)



Archäologie

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg/Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hrsg.): *4000 Jahre Pfahlbauten*, Ostfildern 2016 (Jan Thorbecke Verlag, ISBN 978-3-7995-0676-2, € 39,-)

Sonstiges

Wolfram, Herwig: *Tassilo III. Höchster Fürst und niedrigster Mönch*, Regensburg 2016 (Pustet Verlag, ISBN 987-3-7917-2792-9, € 12,95)

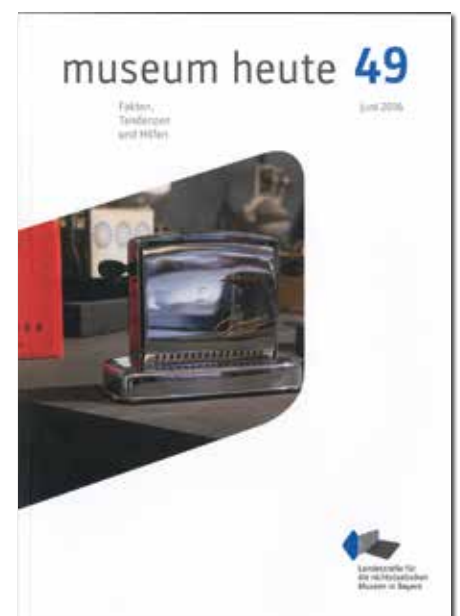
Schäfer, Werner: *Unbekannter Bayerischer Wald. Von Wallfahrern, Wirtshäusern und vom Waldlerleben*, München 2016 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-125-7, € 17,90)



Petrus, Simon: *Heraldisches Handbuch der katholischen Kirche*, Regenstauf 2016 (Battenberg Verlag, ISBN 978-3-86646-128-4, € 29,90)

Möllmann, Bernhard: *Pasing. Vom Dorf zur Stadt zum Stadtteil*, München 2016 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-173-8, € 29,90)

Harlander, Lilian/Purin, Bernhard (Hrsg.): *Bier ist der Wein dieses Landes*, München 2016 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-211-7, € 29,90)



Bezugsmöglichkeiten der vorgestellten Publikationen

Meier, Eva/Vogt, Katrin: Genuss mit Geschichte. Baden in bayerischen Denkmälern. Thermen, Schwimmhallen, Naturbäder, München 2016 (Volk Verlag, München, ISBN 978-3-86222-206-3, 224 Seiten, zahlr. Abb., € 19,90)

Karl Gattinger: Genuss mit Geschichte. Reisen zu bayerischen Denkmälern – Brauhäuser, Bierkelle, Hopfen und Malz, München 2016 (Volk Verlag, München, ISBN 978-3-86222-207-0, 236 Seiten, zahlr. Abb., € 19,90)

Heynowski, Ronald/Kaiser, Hartmut/Weller, Ulrike: Kosmetisches und medizinisches Gerät. Erkennen – Bestimmen – Beschreiben, München 2016 (Deutscher Kunstverlag Berlin/München, ISBN 978-3-422-07345-6, 180 Seiten, zahlr. Abb., € 19,90)

Externe Autorinnen und Autoren dieses Hefts

Dr. Susanne Abel
Kreismuseum Mühldorf
Tuchmacherstr. 7
84453 Mühldorf am Inn
info@kreismuseum-muehldorf.de

Angela Bachmair M.A.
Alpenstraße 47
86159 Augsburg
Angela.Bachmair@gmx.de

Peter und Christian Brückner
Brückner & Brückner
Architekten GmbH
Franz-Böhm-Gasse 2
95643 Tirschenreuth

Selma Dillmann
Stephansplatz 1
96049 Bamberg
selma.dillmann@gmail.com

Eva Brunner
Landratsamt Landshut
Veldener Str. 15
84036 Landshut
Eva.Brunner@landkreis-landshut.de

Mathias Conrad
Kreisheimatpfleger
Sankt-Michael-Straße 30
92284 Poppenricht

Bernd Kriens
Rödelstraße 12
10318 Berlin
bernd_kriens@yahoo.de

Martin Gruber M.A.
LMU-Department für Kulturwissenschaften
und Altertumskunde
Geschwister-Scholl-Platz 1
80539 München

Harald Heller M.A.
Gerhart-Hauptmann-Straße 11
91058 Erlangen
harald-heller@gmx.de

Friederike Leibe M.A.
Friedenstraße 18
06114 Halle (Saale)
friederike-leibe@web.de

Dr. Simone Mühl
Ludwig-Maximilians-Universität München
Geschwister-Scholl-Platz 1
80539 München
Simone.Muehl@vaa.fak12.uni-muenchen.de

Thomas Richter M.A.
Landratsamt Landshut
Veldener Str. 15
84036 Landshut
Thomas.Richter@landkreis-landshut.de

Dr. Regula Schorta
Abegg-Stiftung
Werner-Abegg-Straße 67
CH-3132 Riggisberg
schorta@abegg-stiftung.ch

Dr. Klaus Weschenfelder
Kunstsammlungen der Veste Coburg
Veste Coburg
96450 Coburg
k.weschenfelder@kunstsammlungen-coburg.de

Dipl.-Biol. Barbara Zach
Labor Zach
Weidachring 4
86975 Bernbeuren
zach@uni-hohenheim.de

Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung.

Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

